

ILF-
VERLAG

MEINER FRAU IN STETEM NAHESEIN

ANTARKTIS

Roman

von

Egmont Colerus

ILF-VERLAG
LEIPZIG · WIEN · ZÜRICH
1920

1.—5. Tausend

Druck der Gesellschaft für graphische Industrie, Wien VI

A N T A R K T I S

D I E V I S I O N E N

Welt, die fern im Unbekannten
neben uns im Einklang lebt,
von der erst der Gottgesandten
Traum den Schleier, dichtend, hebt;
riefst du nicht in unsre Zonen
durch des Schaffenden Visionen?

Des neuen Reiches Herrlichkeit

In trüber Vorzeit, weit zurück, als die Menschheit ihrer Wiege noch näher stand, da trug es sich zu. Als sie in kaum bewußtem Drängen trotzdem schon mit unzulänglichen Mitteln das ewig ferne Ziel, die Zwingburg des Unerreichbaren berannte, da trug es sich zu.

Die Elemente Feuer, Wasser, Himmel und Erde aber waren damals so wie heute: Blank, rein, unermeßlich, erbarmungslos.

Tagelang wälzte schon ein Orkan, dem Nord entsprungen, wilde Wasserberge über den Atlantischen Ozean. Südwärts, immer weiter südwärts. Und auf dem ewig Unbewußten tanzte, von Gischt gepeitscht, mit knatterndem Segel die Nußschale, die der traumleisen Bewußtseinssehnsucht dessen entsprungen war, der werden wollte. Etwas werden, das sein rastloser Puls mit dem Hammer, der Gott und All geschmiedet, hämmerte: Zwar nicht dem Dasein nach, wohl aber in Beziehung auf Erkennen.

Und die in der Nußschale saßen, erkannten Gott und das All. Mochte sich immer das Segel mit den roten Streifen bis zum Platzen spannen! Mochte das Drachenhaupt im Gischt versinken! Mochten Schild und Wehr klirren! Strohtod drohte nicht! Das war alles, was sie dachten.

Seekönig stand am Steuer. Seekönig, der vor Thule gekreuzt hatte vor einigen Monden. Der in anderen Monden gelben Bernstein geholt hatte von der Küste Samlands. Der mit seinem Drachen den Fluß hinaufgefahren war, wo die Stadt im Südlandabend schimmerte. Und wo der Klang weicher Lieder sich zu Kreischen wandelte, als das erste Boot Anker warf.

Wie der Orkan jetzt pfiff und johlte! Wie das Segel knatterte und die Brassen knarrten!

Seekönig stand am Steuer.

Hochflächen Wassers wälzten sich durcheinander; ballten sich, bäumten sich, zerrieselten; Schaumflecken schnitten Fratzen, tanzten Wirbel, zerrannen; feiner Gischt hing in der Luft, stob höher und wallte.

Strohtod drohte nicht!

Seekönig stand am Steuer.

Da tönte rauher Gesang. Wilder Gesang von Blut und Sieg, Meerestiefe, Beute und Gelagen.

Und, an die Planken gedrückt, lag ein Haufe Weiber. Die herrlichen Haare verklebt von Salzfluten. Doch sie jammerten nicht, die gefesselten Weiber.

Seekönig ließ das Steuer und stellte sich breitspurig vor den Weibern auf und jauchzte.

Der wilde Gesang tönte stärker.

Und alle Nordmannen lauschten, soweit sie im Toben der Natur etwas hören konnten. Nur der Steuermann sprang zum verlassenen Steuer und äugte.

„Heil dir Barde!" schrie Seekönig. „So ist's gut! Erst Kampf, dann Sieg, dann Beute und dann Gesang, der uns alles nochmals bringt! Heil Barde dir!"

Und der Barde brüllte weiter.

Die Männer vergaßen des Sturmes und lebten gestrigen Tag. Nur der Steuermann äugte.

Gestriger Tag! Wo war der? Jedenfalls entschwunden. Aber die Weiber zeugten von seiner Herrlichkeit!

Eine Burg am Meere. Hoch auf Felsen. Grünende Bäume, ein Königssitz. Seekönig hatte gezittert vor Gier. Zum erstenmale im Leben. Und hatte auf den faustgroßen Bernstein geglotzt, der hell war wie Wein. Und auf den, der dunkel glühte, und auf den, der voll war von weißem Rauch und auf den anderen, der eine Libelle umschloß mit geäderten Flügeln. Und auf die Onyxe, Spangen, Gemmen, Kameen aus der abendroten Flußstadt. Und auf den armseligen Stein von Thule. Und auf die Kelche, Patenen, Ornate.

Trotzdem zitterte Seekönig vor Gier?

Da droben im Königssitz war ein kostbarerer Schatz: Die schönsten Weiber der Erde. Die schönsten, edelsten. Und die Männer der Burg waren ausgezogen, um Seekönig zu versehren.

Hei, und sein Drache lag jetzt unter der Feste trotz Klippen und Gefahren!?

Hatte die Burg nicht gebrannt am gestrigen Tag? Waren die wenigen Wächter nicht mit zerschellten Köpfen die Klippen hinabgestürzt?

Seekönig jauchzte. Die Mannen brüllten. Und der Orkan kreischte auf, daß das Drachenboot im Kreise wirbelte. Jetzt kam noch Donner und Blitz.

Der Steuermann äugte und das Boot flog südwärts, immer weiter südwärts.

Doch die Weiber fürchteten sich noch weniger als die Männer. Denn sie wollten sterben, versinken. Auch sie dachten des gestrigen Tages.

Die Königin in stolzer Empörung: Es ging ein Zucken durch ihre Glieder. Und das Fleisch ihres herrlichen Armes ward von der Fessel gescheuert.

Sie schnellte zurück, daß ihr Haupt an die Planken krachte. Sie, die die Freieste gewesen. Und ihr Blick ward stumpf. Seekönig ließ Polster an die Planken nageln von Purpur, Byssus und Daunen: Beute aus der abendroten Flußstadt.

Der Königin Schwestern blickten auf. Der herrliche Strahl des jungfräulichen Auges, der Strahl der ungebrochenen Reinheit, der wilde Tiere zwingt, traf Seekönig.

Doch der brüllte in den Sturm hinein!

Und die Mägde, nicht weniger schön und edel als die Herrinnen, wanden sich.

O, diese Arme, die von Fesseln umstrickt waren; diese weichen Formen mit den zarten Adern und der Pfirsichhaut; diese festen Brüste, die aus zerrissenen Prunkgewändern lugten; und die zarten, starken Beine!

Kein Nordmann fühlte mehr den Orkan. Denn aus Halbdunkel und Gischt und Sprühregen schimmerte, von Blitzen verklärt, grelles Frauenfleisch.

Und sie brüllten wie die Tiere. Seekönigs Muskeln spannten sich bis zum Zerreißen. An seinen entblößten Armen schwollen sie und zuckten. In seinem Nacken bäumten sie sich. Die Sehnen des Halses starrten wie nasse Stricke unter der verwitterten Haut.

Nur der Steuermann äugte.

Und der Barde hieb mit den Fäusten in die Saiten, daß sie die entfesselte Natur überlärmten und mit Todesschreien sprangen. Und der Haufe der Weiber war kein Klumpen mehr! Ein furchtbarer Windstoß riß ihnen die Kleider vom Leibe: Sie lagen da wie ein anmutiger Göttertraum in kaum verhüllter Nacktheit.

Nordmannen sprangen vor. Da riß im Scheine eines blauen Blitzes Seekönig sein Schwert aus der

Scheide und jagte sie zurück. Und ließ Segel und Tücher und Decken und Polster auf die Marmorleiber breiten.

Die Königin blickte stumpf. Sie wußte: Wenn nicht gleich, so später, kommen die Leiber der Waräger über meines Königs Leib. Und die Jungfrauen wehrten sich weiter mit den Strahlen ihrer Augen und die Mägde wanden sich. Alle unklar, überwältigt schon jetzt vom Unerhörten.

Sturm und Woge ließ nach. Noch ein Heben bis hoch, hoch hinauf, noch ein Versinken in bodenloses Wellental, dann blies stetiger Wind in die Segel, und nach einem Sprung, der alle Rippen des Drachen ächzen ließ, schoß er dahin, schnell wie des Geistes Gedanke.

Doch war's nur kurze Rast. Dunkel sanken und mit erneuter Wucht heulte der Orkan.

Und der Steuermann äugte.

Tagelang ging's so fort:

Da ward das Geriesel lau, immer lauer.

Und schwüle Dünste und Schwaden wallten.

Seekönigs Nordmannen klapperten mit den Zähnen, denn die Kälte strömte aus ihren Leibern.

Seltsames Licht drang durch die Dünste.

Licht, das die Augen schmerzte und Schatten gespenstisch huschen ließ. Und auf Schaumperlen glitzerte. Und des Kieles grünen Tang zu Gold wandelte, der dort in Streifen hing.

Die Furche, die der Kiel zog, glich dem Diadem der Königin, das in den Schatzkästen des Drachenbootes lag.

Noch tobte der Sturm, doch man ahnte durch die brodelnden Dämpfe niegeschautes Sonnengleißen. Heiß und sengend. Und die Wasser wurden dunkel,

wenn Lichtbündel vorbeiglitten und wurden geschmolzenes Elektron, wenn sie für Augenblicke darauf ruhten.

Und der Steuermann äugte.

Nordmannen befiel zitternde Müdigkeit. Sie wälzten sich und soffen Met und Wein. Und warfen Holz und Eisen sinnlos in die Wasser.

Seekönig schlich sich zu den Schatzkästen und öffnete die vollgesogenen Deckel, die wütend knarrten. Strahlenbüschel huschten über den Bernstein, den hellen und den tiefen und den rauchigen. Über Sardonyx und Adamas. Und über Spangen, Ornate, Patenen, und Helmzier und Dolche und Gehänge. Seekönig schlich mit herabhängenden Armen zu dem Haufen der gefesselten Weiber. Schlaff lagen sie da und er betastete ihre Busen und Arme, Nacken und Beine und fühlte ekelnd die Weiche des Fleisches. Und er zog die Fesseln enger, bis sie sich wanden und bäumten und die Muskeln strafften.

Dann stieß er gegen sie mit den Fäusten und ließ die Fesseln wieder locker. Kein Ton entschlüpfte den Lippen der Weiber: Stumm war ihre Qual.

Seekönig rannte zum Haufen der Nordmannen und hieb mit dem flachen Schwert auf sie ein. Doch die grunzten trunken und lachten wiehernd.

Da stand der Drache plötzlich in siedendem Dampf. Weißdurchglüht. Und Schleier ließen die grellroten Streifen des geblähten Segels rosig schimmern. Der Dampf stieg aus dem Meere und kroch den Wanten entlang, zog Bänder um Mast und Raa und wallte ins unbestimmte Gleißende hinauf, dem zerstreuten Lichte entgegen.

Seekönig lehnte am Mast.

Nordmannen soffen und gröhlten.

Die Weiber dehnten wie empfangend die Glieder. Und der Steuermann äugte.

„Nur quer auf die Wogen, Steuermann! Nur nicht längsseit! Wehe, wehe Steuermann!“

Seekönig sprang zum Steuer. Der Steuermann taumelte in den Kielraum, daß seine Wehr klirrte und blieb liegen.

So schoß der Drache südwärts, immer weiter südwärts.

Und plötzlich war es Nacht, tiefe undurchdringliche Nacht und pfeifend blies der Orkan. Da, — was war das? Es wallte, kochte, brauste in den Lüften. Der Nebel riß. Und wie Demanten hingen Tausende Lichter am blauschwarzen Firmamente.

Seekönig sah voll Siegesstolz zu den Sternen. Zu ihnen, die ihn manche Nacht geführt, gen Thule, gen Samland, nach den Strömen, wo die Städte lagen. Nordmannen schnarchten, und die Weiber schlummerten. Nur der Steuermann reckte die zerschlagenen Glieder und äugte zum Himmel empor.

Da, — was war's? — was? — Seekönig ließ das Steuer fahren. Der Steuermann schnellte empor. Und beide breiteten bebend die Arme.

„Agilolf,“ schrie Seekönig, „hängt dein Zeichen am Himmel? Das Zeichen des Gesalbten? Kommt jüngstes Gericht? Brülltest du's nicht, Seher, als wir dich marterten? Steuermann, dort strahlt das Kreuz? Feurig vom Himmel, zu richten die Lebendigen und die Toten!“

Und der Steuermann stöhnte: „Wo sind Nordlands Sterne? Erdkreises Rand haben wir übersprungen! Fallen in bodenlosen Schlund!“

„Hei!“ schrie Seekönig, „jüngstes Gericht, wer glaubt' es dem Seher? Odin lästerte er und Thor! Hei! jüngstes Gericht!“

Und er krächzte schreckensbleich den Schlachtruf!

Nordmannen sprangen, stürzten, kollerten und rannten alle zum Vorschiff. Die Weiber wälzten sich in ohnmächtiger Qual.

Doch als sie wie die Mannen zum Himmel geblickt, da wurden sie kreidebleich, daß die Gesichter durchs Dunkel leuchteten. Und aller Mund entrang sich heulend der Name des Gemarterten.

„Agilolf“ klang's hin, und wieder heulte es „Agilolf!“

Seekönig rannte zum Vorschiff.

Das Segel klatschte an den Mast. Krachend schlug das herrenlose Steuer die Flanken des Drachen.

Doch alle stierten, alle heulten:

„Heimatsterne, Sterne des Nordens, weist uns Wege, weist uns Heimkehr! Thor, zerschmettre furchtbaren Kreuzes Wut, tilge Vernichtungsrunen-Dräuen! Schmettre ihn ins Meer, den Schicksalsbrand, daß er brodelnd verlösche!“

Doch sie fanden keinen Stern der Heimat:

Canopus funkelte, und des südlichen Kreuzes Pracht zog still am Himmel.

Da, — war's Traum? Was sangen die stummen Weiber, brünstig leise?

„Jesus Christus? Amen?“

Was sangen sie? Waren sie furchtlos, da die Männer wankten?

Jetzt fürchteten Nordmannen die Weiber. Zauberten sie? Wollten sie fluchen wie Agilolf? Und scheu schlich Seekönig zum Steuer.

Schwanken hörte auf, und der Drache schoß südwärts, immer weiter südwärts.

Seit einigen Tagen war's bitter kalt geworden. Seekönigs Nordmannen starrten mit blanken Augen über den Bug und ihre Brust weitete sich.

Sollten immer fremde Sterne am Himmel stehen, wenn Eiswind wehte!

Und der wehte. Es war kein Orkan mehr, noch aber heftiger Sturm. Düstere Wolken lagerten in Bänken, dort, woher sie kamen und dort, wohin sie flogen. Die Tage wurden länger und bald war's so, daß die Sonne kaum mehr schwand.

O, sie kannten das! Leise ging ein Murmeln durch ihre Reihen, schwoll an, verstummte. Leise murmelte Seekönig.

Eisnadeln hingen an der Raa, und das Segel ward steif vor Frost und krachte.

Was war's, dieses Geflüster?

Plötzlich glitzerte es weit draußen. Weiß, grell und rein. Sie kamen näher.

Eisberge trieben vor ihnen. Da brach's los:

„Thule!" schrie es. „Hei, hei!"

„Hei Thule!" jauchzte Seekönig.

Und der Steuermann stand am Steuer und hielt Schau nach den Felsenufern, den langen, unendlichen, die sie oft schon tagelang gesehen, bevor sie näher kamen.

Der Barde brüllte und die Weiber suchten, sich in ihre Decken zu nesteln.

So tanzten sie auf tintenschwarzen Wogen, deren Kämme rauschend-weiß sich in die Täler wälzten. Sonderbare Vögel kreischten und gaukelten, tauchten und flatterten.

Seekönig ließ Fische ziehen und Feuer zünden. Trangeruch strömte in Dampfschwaden über Bord. Und Seekönigs Nordmannen schlangen das Mahl.

Da wiegte sich ein Vogel auf der Raa. Seekönig spannte den Bogen und lugte. Pfeilwund, kraftausseufzend fiel der Vogel aufs Heck.

Der Barde hob ihn auf, und Seekönigs Mannen drängten sich zu Scharen.

Was war's für ein Tier? Sah man je derartiges? Adlergroß, mit weitgespanntem Fittich, weiß wie Schnee. Rosenrot die Brust, schimmernd wie reichverdünnter Wein. Pechfarbene Streifen um den Kopf, pechfarben des Fittichs Spitzen. Und der Schnabel gelb wie Bernstein aus Samland.

Und wie blickte das Auge? Meerestief, schmerzvoll und doch so weich wie Purpurkissen. Klarer denn Adamas. Das Auge brach und starrte drohend und stierte dumpf und glotzte härter als Stahl.

Seekönigs Nordmannen befiel schaudernde Furcht. Flügelschlag rauschte ihnen zu Häupten und schneeweiß, ganz, ganz leuchtend, ohne Rosenrot und Gelb und Schwarz, senkte sich des verendeten Tieres Spiegelbild herab und setzte sich auf den Leichnam, den die Hand des Barden hatte fallen lassen.

Und blickte mit den Augen voll von Seele auf die Mannen, blickte auf das tote Gemahl und wich nicht.

Wer sah wohl je dergleichen?

Rot wurde der Sonnenball, glühend rot. Und düster und glutend und bläulichweiß und bernsteingelb war das All. Und Farbenflecken huschten durcheinander und Stille lag über allem und das Meer glättete sich.

Seekönigs Nordmannen waren allein, einsam im Unendlichen. Und sahen nach ihrem Führer, der, sich aufs Vorschiff stützend, beim Drachen lehnte.

Einsamer war Seekönig.

Am allereinsamsten des mächtigsten Erdkönigs angetrauter Leib mit der Seele, die schöner war als ihre Gliederpracht.

Und der verlassene Schneevogel schrie gellend auf.

Was war über die Nordmannen gekommen? Sie waren ja bei Thule!

Und jede Lippe murmelte Thule, jede Faser der Weltdurchfahrer klammerte sich an die Hoffnung, Thules Zackenfelsen, Felsenmauern zu sehen, die sich hinzogen an des Meeres Himmelssaum von einem Ende zum anderen.

Und trotzdem war's in ihnen: „Thule ist fern, ferner als das Trugbild flüchtigsten Traumsehnens!" Irr stießen sie an das Rätsel der fremden Sterne. Alle, alle, die gewohnt waren durch Blut und Feuerlohe zu schreiten, sonder Zagen und Wanken.

So rauschte der Kiel, und die Woge schlug prallend ans Vorschiff. Rascher Fahrwind blies in das Segel. Und die Sehnsucht durchzitterte alles Lebendige, das der Kiel trug.

Leise sang der Barde und knüpfte die Saiten. Er sang von Heimat, Hallen und Festen. Von Irrfahrt und Heimkehr. Von Wiederfinden und Vergehen, — Verwehen, — Verseufzen. — — —

Thule suchten seine Lieder, tastend und scheu.

Seekönig stand noch immer vorne.

Nur der Steuermann äugte.

Die Sonne stand wieder hoch. Da tauchte weit vorne, dort, wohin sie zogen, ein greller Streifen aus den Wassern. Und zog sich hin, so weit das Auge reichte.

Alle rannten zum Vorschiff. Nicht höher war noch der Streifen, als ein Frauenhaar breit ist.

Aber er schimmerte deutlich und unverkennbar. Da knieten Seekönigs Mannen zu seinen Füßen nieder, sprangen empor, schlugen die Waffen und gellten den Schlachtruf. Und zogen die Brassen des Segels kürzer und verspotteten die Weiber. Und der Steuermann riß das Steuer hin und wieder, daß das Boot schwankte und im Zickzack dahinschoß. Und der Himmel war klar und durchsichtig und flimmerte freudig, und das Licht tanzte.

Und wieder leerten Seekönigs Nordmannen Eimer Metes, und der Barde sang Trinklieder.

Zwischendurch steuerten sie, durch die Schollen Eises. Da sprang widriger Wind auf, und Tage lang mußten sie kreuzen, bis sie dem weißen Bande am Himmelssaume näher kamen.

O, auch das kannten sie: Es war die große Eismauer, hinter der Wunder und Märchen lagen. Und der fremde Vogel, Bote dieser Wunder, reckte sich und schlug mit den Fittichen.

Höher und höher stieg die Eismauer aus dem Meere, und die Schollen wurden dichtestes Gewirr. Strömung floß gegen Aufgang und trieb die Schollen, kaum merkbar, doch unaufhaltsam.

Und Seekönig hielt mit seinen Mannen Beratung. Einer riet Umkehr, dorthin, woher sie kamen, lotrecht zur Eiswand.

Keiner stimmte zu. „Mondelang ist dort kein Land, viele Monde weit! Trieb uns nicht wildesten Wehens Wucht? Und war's nicht endlos?“ sagte ein andrer. „Was will uns da munden bei weichem Wind? Mondelang Wassers Umkreis? Dort hinter Eises Mauer winkt vielleicht Land und Jagd nach Wal und Robbe, Bär und Ren!“

Und der Barde sprach: „Denkt ihr dran, als wir

vor Wintern von Thule gen Niedergang kreuzten? Blickten wir da nicht dieses Land da draußen? Zieht der Strömung nach gen Aufgang, und wie im Traum wird Thules schwarze Felsenküste vor euch liegen! Weist uns nicht Schicksal den Weg? Zieht gemäß dem Strömen!“

Und Seekönig sprach: „Barde, du bist Werkzeug des Schicksales. Auf gen Thule!“

Doch der Steuermann rief: „Vergaßt ihr fremder Sterne Schauer? Vergaßt ihr Kreuzes Dräuen? Übersprungen haben wir des Erdkreises Rand, fallen in bodenlosen Abgrund!“

„Schweig, Wackrer!“ lachte Seekönig. „Richtest dein Steuer recht, selbst im Abgrundfallen! Machtest uns Stürzen zum Gleiten! Reiß herum gemäß dem Strome!“

Und Seekönigs Nordmannen gröhlten und „hei!“ gings hin und wieder. Und sie klirrten mit den Waffen und riefen: „Gen Thule, gen Thule!“

Der Steuermann gehorchte schweigend dem Wink, und Seekönigs Drache wand sich zwischen Schollen, stets in Sicht die Mauer Eises. Wie ein fingerbreiter Streif schimmerte sie über des Meeres Himmelssaum, und wie weit sie auch kamen: Sie blieb auf der Schwerthandseite.

So segelten sie mit schnellem Wind, Tage um Tage. Manches feiste Vogelungetüm fiel ihrem Pfeile zur Beute, manchen Fisch zogen sie. Frohmut war über allen. Nur in stillen Stunden flüsterten sie von den fremden Sternen und von heißen, wallenden Dämpfen und niegeschautem Sonnengleißen.

Kürzer wurden die Tage. O, auch das kannten sie. Bald würde Nacht über dem Eise sein.

Da kam wieder böser Wind, der jagte sie nächtlings hinaus, und als sie des Morgens Schau hielten,

fanden sie keine Spur der Eismauer. So trieben sie mit Strom und Sturm, bei jedem Pulsschlage in Todesgefahr, durch die Schollen, und der Steuermann äugte. Und hatte sich schon zurechtgefunden in neuer Sterne Wirrsal.

Wieder zogen viele Tage hin, da sie vor dem Winde flogen, als eines Nachts wolkenhoher Feuerschein auf der Schwerthand Seite lohte.

„Hekla!" scholl's aus aller Munde, „Thule naht!"

„Hekla auf der Schwerthand Seite?" murmelte der Steuermann, „da wir von Niedergang herkamen? Wie geschiehts?"

Und die Nordmannen hörten jeder in eigener Brust des Steuermanns Zweifel. Doch Seekönig gebot: „Steuermann, achte der Sterne! Achte derer, die im Lohen löschen! Richte den Kiel feuerwärts!"

Und der Steuermann murmelte weiter: „Walhall dämmert! Odins Macht erliegt des Kreuzes Wucht! Dort, — dort draußen dämmert Walhall!" Und mancher der Nordmannen vernahm die Worte des Steuermannes. Und alle riefen: „Dort dämmert Walhall! Thor, Thor, zerschmettre wilden Kreuzes Wucht!" Und sie streckten die Hände aus gegen das Kreuz, das bläulich vom Himmel flackerte in seiner Herrlichkeit.

Es tönte wieder leiser Gesang der Frauen. Doch nicht flehend und Erbarmung heischend wie einst, nein, fast siegjauchzend.

Doch da sprang Seekönig auf und seine Muskeln spannten sich, daß die gereckten Glieder knackten.

„Walhall in Flammen? Götterdämmerung? Und Seekönigs Nordmannen nahe? Hei, Nordmannen, hei! Auf, schützt die Götter vor Kreuzes Übermacht! Schicksal rief euch, ließ euch überspringen der Erde Rand! Hilfe und Schirm Nordlands Göttern!"

Und der Barde schlug den Siegesgesang, und die Männer stellten die Schilde auf die Borde und rissen die Schwerter aus den Scheiden. Und klirrten und jauchzten. Odin klang's in der Runde und von Thor klang's und Baldur und Frigga!

Und der Weiber Gesang ward stumm. Müde seufzte es noch „Jesus Christus, amen!" dann zog der Drache wieder südwärts auf den Feuerschein zu.

Und jetzt saß der Steuermann mit straffen Sehnen da und äugte.

Und richtete sich des Tags nach der Sonne, des Nachts nach den neuen Gestirnen, denn der Kampf galt Nordlands Göttern!

Wieder währte es Tage und die Schollen wurden dichter und dichter, und die Lohe am Himmel ward größer und schauriger.

Doch keines Nordmannes Herz bebte mehr: Waffenklirren hörte ihr Ohr im Wachen und Träumen.

Die Herzen der Weiber pochten laut. Doch noch nicht war ihnen ein Schritt genaht, als der des Greises mit dem Silberhaar. Der reichte ihnen tagaus, tagein Nahrung.

Seekönig hatte es so gewollt und Seekönig wußte zu verbieten.

„Thule erst läßt uns Frauen genießen!" hatte er gesagt, und er selbst ging mit gutem Beispiele voran.

So lag denn dumpfe Ahnung auf den Weltabgeschiedenen, und nur hie und da sang der Barde versonnene Lieder, leise, leise, und die Saiten klimperten fein wie rieselnde Eisnadeln.

Manchmal wohl tönte Schlachtgesang und Waffenschlag. Doch selten. Denn heiliger Mut hatte Seekönigs Nordmannen fortgerissen, und der Feuerschein glühte aus ihren Augen wider und spiegelte sich darinnen.

Da packte sie wilde Böe und riß sie dem Ziele entgegen. Zacken stiegen am Himmelssaume auf, weißstrahlend und schwarz, und bald zogen Bergesketten, soweit das Auge blickte.

Wohl schrie noch mancher „Thule!“, doch höher stieg der Bergeshang, höher, stets höher. Und am äußersten Ende stieg die wolkentürmende Lohe.

Und der Steuermann rief: „Wo sah wohl Thule solchen Grat?“ Und alle wußten, es war fremde, niegeschaute Gegend, war ahnungsbanges Neuland.

Sie fuhren darauf zu. Und stets wüster ward das Geklippe, wüster das Gestade: Mauern waren's, himmelstürmend.

Und sie wanden sich durch die Schollen enger heran. Da sahen sie unausdenkbare Gletschermassen ihre Pranken und Eistatzen weitausgreifend in düsteren Fluten baden. In allen Farben schimmerte das Eis. Riesenhöhlen kolkte das Lecken des Wassers aus, und die Wogen dröhnten und gurgelten in Rissen und Spalten. Sie wagten sich ganz heran und blickten staunend hinauf zum Grat, der weißschimmernd in Wolken gehüllt war. Wie steil die wüsten Eiseswelten sich senkten! Hei! das wäre purzelnde Fahrt, wenn einer da oben ausglitte! Schwindel befiel sie fast, wenn sie dran dachten. Doch der Steuermann äugte und lenkte den Drachen, den armselig kleinen, vorbei an hehrstem Wunder, dorthin, wo durch Nebel Feuer durchglühte. Unaufhaltsam zogen sie, da riß der Nebel, Dunkel sanken über das Meer, woher sie kamen, doch Götteranblick ließ sie starren:

Weit vor ihnen lag eine Riesenbucht toten, ruhigen Wassers ohne Schollen. Herausgetreten war der Drache aus einer Pforte von Eisbergen, die seine Schau die letzten Augenblicke gefangen gehalten

hatten. Zu der Schwerthand Seite lag roter Glast auf den Gletschern, und grellroter Glast tanzte über den Wassern.

Vor ihnen lagen zwei Berge, die spieen in turmhohen Säulen bis an des Himmelsbogens Scheitelpunkt zuckende Lohe und setzten des Himmels Schwärze in flackernden Brand. Und von den Spitzen der Berge wälzten sich glühende Schlangen, deren Anblick das Auge blendete: Zwei, — drei, — fünf! Und verästelten sich und tasteten und verschwanden hinter Schroffen. Und schlängelten sich wieder hervor und schossen talab und stockten. Und sprangen zerstäubend und spritzten Geifer um sich. Und Donner erdröhnte und unterirdisches Rollen und Pfeifen und Blasen. Und Bimsstein regnete prasselnd herab und Asche. Und die Schlangen vereinigten sich und ihre Glutschuppenrücken weiteten sich und bauschten sich. Und plötzlich stießen sie herab mit Traumschnelle und stachen in des Meeres Finsternis: Da begann wüstes, ohrenbetäubendes Zischen und es kochte und schäumte, brodelte und johlte und sott. Und Dämpfe wallten auf, und grelle Schleier zogen über die Schlangen. Und es knallte und brauste, und die Dämpfe stießen hinauf zum Himmelsbogen und ballten sich um die Berge und Gletscher, und die Ohren von Seekönigs Nordmannen wurden zwar betäubt durch das Lärmen, doch ihr Auge sah nichts als eine brennende, wallende Wand.

Da zogen sie ihr Segel ein und torkelten auf leichter Dünung. Und waren enttäuscht und niedergeschlagen: Denn Nordlands Götter hatten sie verschmäht.

Der Vogel schrie und flatterte. Und erhob sich in die Lüfte und flog ein Stück gegen die brennenden Dämpfe. Dann kehrte er zurück.

Seekönigs Nordmannen aber nahmen das als Zeichen und harrten voll Ungeduld auf den Wink des Führers.

Tage gingen hin in müdendem Warten. Noch stand der blutige Nebel vor ihnen, doch ward er blaß und blässer. Auch das wilde Lärmen, das ihre Ohren all die Tage gemartert, ward ein Flüstern und Murmeln: Ab und zu knallte es noch und blaffte, wie aus weiter, weiter Ferne.

Da gebot Seekönig Weiterfahrt. Sie zogen das Segel hoch. Der Wind blähte es, und der Drache knarrte in allen Fugen. Dann flog er weiter, dorthin, wo die wilden Schlangen in die See gestoßen waren.

Er erreichte den Nebel und fuhr hinein. Und fuhr kühn weiter, bis der Nebel wich. Da lagen die wolkenhohen zwei Berge knapp vor den Nordmannen. Noch glühten die Ströme, die von fern wie Schlangen ausgesehen hatten. Das Qualmen und Feuerspeien und Bimssteinhageln und Aschenregnen und Zischen und Brodeln jedoch war vorbei, vorüber das Donnergrollen und Knallen.

Seekönigs Nordmannen wagten sich unter Land und suchten nach einem Punkte, der Landung ermöglichte. Und sie fanden einen kleinen, halbkreisförmigen Felshafen mit flachem Wasser. Fanden kleine Streifen Küste und Strandes, und knirschend lief der Drache auf Tuffe und Bimssteine. Sie lagen am Fuße der Berge, fernab von den Glutströmen. Senkrecht stieg der Felssaum der Bucht und nahm ihnen jegliche Sicht hinauf zu den Feueressen.

Seekönigs Nordmannen sprangen vom Bord und stolperten: Mondelang hatten sie ja des festen Bodens entbehren müssen.

Doch sie machten sich gleich an die Arbeit und

erklommen eine masthoch über dem Meere gelegene Stufe, die über der Bucht lag, so zwar, daß sie auf drei Seiten von aufwärtsstrebenden Felsenmauern gegen Sturmes Unbill geschirmt war.

Auf dieser Platte nun wälzten sie Blöcke zusammen und bauten wohnliche Hütten, angelehnt an die Felsmauern und deckten sie über und über mit Eis und Schnee. Manchen Tag zogen sie noch aus zu Jagd und Fischfang, häuften Vorräte und hüteten das Feuer. Denn sie wußten: Eislandwinter nahte! Und auf gebreiteten Fellen lagen sie und spielten um Sardonyx und Bernstein, um Dolch und Gehänge, um Kelch und Ornat.

Schwül ward ihnen in der Ruhe. Sie wollten den Weibern nahen, denen man schon längst die Fesseln gelöst hatte und die in eigener Hütte wohnten, nur bewacht vom greisen Waräger mit dem Silbergelock.

Doch an Seekönigs Machtwort prallte ihr Wünschen: „Fern sind wir noch von Thules Gestaden!“ sprach er und dabei blieb es. Denn Seekönigs Nordmannen waren Seekönigs Mannen mit Liebe und Furcht.

Manchen Stein gab's zu schleifen, manches Geräte zu fertigen; und selbst die Weiber nahmen schweigend die Kasten mit kostbaren Zeugen in Empfang und nestelten Gewande. Und schmückten schweigend ihre Hütte, so gut sie es verstanden und wunderten sich schweigend, daß ihre Leiber noch nicht beschmutzt worden waren von den wüsten Warägern.

Doch keine Hoffnung ließ die Erdkönigin Freude hegen. Zitternd sah sie stets das Bild vor sich, das Bild, das sie nimmer schauen wollte. Durfte sie aber die Fessel des Leibes sprengen? Erlaubte Jesus Christus Erdenflucht? Nimmer konnte sie daran denken, mußte Schimpf und Schande tragen, wenn sie kamen.

Die Jungfrauen dagegen hofften und der ungebrochene Strahl ihres Auges sah in die Zukunft ohne trübe Ahnung.

So kam der Eislandwinter langsam heran.

Schaurige Schneestürme pfiffen, mannshoch fiel die weiße Hülle der Erde. Das Meer wimmelte von Schollen, die hell leuchteten, und die Schollen wurden dichter und dichter und schlossen sich aneinander und türmten sich übereinander und krachten und barsten und bucken sich zusammen; und es ward düster und dunkel und die Eislandnacht begann.

Seekönig sprach nicht mehr, seit seine Mannen vergeblich versucht hatten, den Drachen auf den Strand hinaufzuziehen. Bei flackerndem Spane saß er und stierte in die Flamme und stützte sein Kinn auf den Schwertknauf.

Der Barde saß neben ihm und sang Lieder vom Irrefahren, Verschellen, Niewiederkehren. Bisweilen zuckte Seekönig empor, als ob er etwas gehört hätte, das ihm Entsetzen einflößte. Doch bald versann er sich wieder und stierte aufs neue in die Flamme.

Der Steuermann kritzelte mit Kohle die neuen Sterne auf eine helle Planke und verband sie zu spukhaften Tiergestalten. Nur das Kreuz bildete er aus Bernsteinsplittern, um seine Macht zu versöhnen; denn er ahnte wie Seekönig das Unabwendbare.

Der Greis lag stumm in der Hütte der Frauen, fürchtete den Strohtod, dem er, im Kampfe für Nordlands Götter, gehofft hatte zu entgehen. Was half's? Auch er ahnte das Schrecknis.

Und dieses Schrecknis trat ein und erfüllte sich unerbittlich: Ein Wimmern hörte Seekönig, ein Ächzen der Steuermann, ein Splittern und Bersten der Greis.

Das war Eisdrucks Wucht gegen Drachenrippen!

Der Barde hob die Hände und Tränen stürzten aus seinen Augen.

Als die Männer durch alle Fährlichkeit zum Strande kamen, war's bereits geschehen. Das reichgeschnitzte Drachenhaupt sank ihnen entgegen und legte die müden Wangen auf weiche Schneekissen. Furchtbare Pressung hatte Seekönigs Stolz zerknickt wie ein Schmuckkästlein, auf das eine Streitaxt sauste. Da starrten die Rippen in grausem Hin und Her zwischen zickzack liegenden Planken. Da stürzte der Mast und es peitschten pfeifend die berstenden Taue. Da rauschte das Segel und kollerten die Kasten und bäumten sich die Hölzer, an den Enden zerfranst und zerfasert, und reckten sich gegen den Himmel wie die erstarrte Hand des Toten, den der Schnee begrub.

Rein war die Luft, und vom windstillen Himmel leuchteten bläulich die Sterne herab, und die Eisscherben klangen wie Metall aneinander vor spröder Härte.

„Das Kreuz, das fürchterliche Kreuz!“ dachte der Steuermann und bereute bitter, daß er es auf seiner Tafel nicht mit Sardonyx und Adamas ausgelegt hatte.

Auch Seekönig gedachte der Sterne und ballte, zähneknirschend, die Fäuste gegen den Himmel.

Das war sein Drache?! Dieses zerlotterte, zerspellte Spänewirrwarr? Und alles lag so friedlich da, leuchtete gar und war festlich anzusehen: Drüben der Gletscher, die Bucht, der Schnee!

Höhnte es nicht Nordmannenstolz?

Doch was half alles? Und so schleppten Seekönigs Nordmannen die Knochen und Flanken des Drachen, vor dem Welten gezittert hatten, hinauf, Stück für Stück zur Felsenstufe; wanden sie empor bei flackerndem

Scheine gezündeter Hölzer, an zerfransten Tauen und stapelten sie auf.

Und alle legten sich dann zur Ruhe, wickelten sich in Felle und Pelze und schliefen tief und dumpf. Und schliefen lange, lange.

Als sie erwachten, sauste draußen Schneesturm, wilder als je vorher. Sie schlichen wie Gespenster durch das tiefe Dunkel, tasteten sich zu Seekönigs Hütte und rotteten sich dort, um der Beratung zu pflegen.

Der Barde weinte noch immer und sang mit schluchzender Stimme von Seeherrschers Herrlichkeit und Ende.

Da murmelten die Mannen und der Steuermann sprach: „Rückkehr ist uns verwehrt. Alle Mühe zum Wiederbau des Drachen ohne Aussicht. Wollen wir hier bleiben auf engem Raume, bis wir weiß geworden wie der Schnee, der uns umgibt und Strohtod leiden?“

Ein andrer rief: „Weise uns den Ausweg, Seekönig, der du dein Reich verlorst!“

Und Seekönig antwortete: Er sprach nicht wie einer, der sein Reich eingebüßt, sondern wie einer, der noch nie Reiches Herrlichkeit gekostet hat:

„Wollt ihr hinaus, Nordmannen, über harten Eises unendliche Fläche, dorthin, woher wir kamen? Nein, das könnt ihr nicht wollen! Eislandwinter, Eislandnacht werden weichen, und der Sonne Blick wird des Eises Boden zu Schollen lösen. Wollt ihr euch schwanker Scholle anvertrauen, um mit den Strömen des Meeres Zufallswalten zu erproben? Nein und aber nein! Nordmannen machen das Geschick, zwingen den Zufall! Wollt ihr hier hocken, bis das Fleisch mürbe wird und die Augen stumpf vor gefangener Sehnsucht? Der Steuermann sagte schon, daß ihr

solches ganz und gar nicht wollet. Mein Blut ist das gleiche wie das euere. Und drum weiß ich: Was mein Blut gebeut, nach dem verlangt auch eueres. Ein einziger Weg ist uns geblieben! Ein Reich ist gesunken, erstehe denn ein neues! Hinauf von Stufe zu Stufe, über die Berge! Wie weit, wer kann es ahnen? Dort muß ein Reich liegen für Seekönigs Nordmannen, weil Seekönig und seine Mannen es wollen!“

Die Späne flackerten hell auf. In Glut war Seekönigs Antlitz getaucht. Doch sein Geist leuchtete heller aus seinen Augen als alle Späne der Welt leuchten.

Voll Liebe und Bewunderung blickten die Mannen auf den, der nicht bloß ihr Führer war, sondern sie wahrhaft führte; an den sie sich ranken konnten, sie, die Tapfersten der Tapferen, und der immer und stets noch tapferer war.

Stille war im Raume. Da rauschte im Winkel mächtiger Flügelschlag. Und ein Schrei schrillte wie jauchzend und jubelnd: Der Vogel war's, der rätselbange. Der so weiß war wie Schnee und eine Seele hatte, ahnungsvoller als ein Menschenkind und der den Nordmannen Bote ward von dem, was sie nicht wußten und doch wünschten.

Da glaubten die Nordmannen. Und wenn Nordmannen glaubten, schmolz Eis, schwieg Sturm, glätteten sich Wogen. Städte torkelten und fielen, Völker schwanden.

Nach langer Zeit schlug der Barde den Sieggesang und die Wände der Hütte zitterten; und sang dann vom Kampfe für Nordlands Götter: Schwer war das Ringen. Nicht ein Stürzen in Lohe, nicht Schwertgeklirr konnte Walhall vor Dämmerung be-

wahren. Lang war der Weg und führte vorbei an Abgründen, über Fjorde und Fjelle. Durch Wüsteneien, wo kein Vogel schrie. Und dauerte lange. Jahre mußte der Streit währen, Jahre um Jahre. Voll Geduld und Pein.

Und die Nordmannen begriffen den Barden, der die Zunge ihrer Seele war. Und läuterten ihre Herzen in glühendem, ungelalltem Eidschwur.

Dunkel lag's noch stets über ihnen, doch rastlos schufen sie; denn die Sonne sollte sie bereit finden zur einzigen Tat.

So schnitzten sie Reifen und Bretter für die Füße, zimmerten Schlitten, packten Mundvorrat. Ungeheure Mengen hatte ja ihres Drachen Bauch geborgen an gedörrtem Fleisch und Fisch, Tran und Walrat.

Manchmal hinderte sie allzutolles Schneewehen. Doch auch da halfen sie sich: Aus Balken wölbten sie einen hohen Bogen, deckten ihn mit Schnee, zündeten auf seinem Grunde wärmende Feuer und arbeiteten so in dieser Halle, ungestört durch die Unbill des Wetters.

Die Zeit rann dahin. Schon war ein Ahnen von Änderung über dem All. Und sie kam, diese Änderung: Zagend tastete sich Himmelslicht zu ihnen und blinzelte auf die Früchte ihres Willens.

Seekönigs Nordmannen waren bereit. Bereit, ein neues Reich zu suchen, da ihnen eines zerschellte. Und wie neugeboren strafften sie ihre Sehnen, ballten die Fäuste und sangen Trutzlieder.

Nur in Seekönigs Herzen, das allen den Glauben geschenkt hatte, war leiser Zweifel. Denn niemand war da, an den er sich hätte ranken können. Doch ließ er sich mitreißen von der allgemeinen Frische und ward auch freudig.

Als die Sonne ihren Bogen höher zog, und draußen die Bucht auf schwarzen Wassern, zwischen Schollen, die letzten Reste des Drachens umhertrieb, formten sich Seekönigs Nordmannen zum Zuge. Die Schlitten bepackt, die Weiber in Zeug gewickelt. Und erklommen die Wände. Mit Seilen zogen sie alles hinauf und standen am Fuße der Feuerberge. Sanfter ging's von hier bergan.

Noch einmal blickten sie zurück. Da lag die Bucht zu ihren Füßen und in fliehender Ferne das Meer. An der Seite der Schildhand glitzerten die Gletscher in unausdenkbarer Größe und entschwanden weit, weit draußen dem Blicke. Auf der Schwerthand Seite zog sich eine Eismauer, so lange das Auge reichte.

Sie kehrten dem Meere den Rücken. Mittendurch zwischen den zwei Feuerbergen ging ihr mühsamer Weg. Sie klommen über den Sattel, Reifen und Bretter an den Füßen. Da erhob sich auf der Schildhand Seite eine Kette neuer Berge, der sie entlang zogen, bis sie auf sanft gewellte endlose Hochflächen kamen. Und so stapften sie weiter, schoben und zerrten die Schlitten und sparten mit Fleisch und Fisch. Mancher wollte zusammenbrechen. Doch Zuruf und Wille hielt ihn aufrecht.

Sie bauten am Wege Hütten aus Schnee und rasteten. Manches Wild erlegten sie und wanderten dann weiter.

Es war ein Zug, den kein Barde je beschrieb, weil ihm die Kraft der Gestaltung gefehlt hätte. Einzig und allein Seekönigs Nordmannen konnten derartiges wagen und vollenden auf dieser Erde. Und auch die nur, weil Nordlands Götter riefen und neuen Reiches Herrlichkeit zu erringen war.

Wie lange waren sie schon fort von den Feuerbergen? Keiner wußte es. Doch es war lange, lange her, seit sie die Stelle verlassen hatten, an der des Eises Pressung Drachentrutz bezwang. Und endloser denn je dehnte sich auf allen Seiten die tote, weiße Fläche.

Plötzlich ging's bergan, immer bergan und das ganze Land hob sich in der, vom Scheitelpunkte der Sonnenbahn abgekehrten Richtung. Je weiter sie kamen, desto höher schien's. Zwar zogen sie noch manchmal für kurze Zeit talab. Doch nur für kurze Zeit. Dann ging's wieder hinauf zu unbekanntem Hochlande.

Eines Tages — sie nannten's Tag, wenn die Sonne hochstand, — sahen sie am Himmelssaume einen langen, schwarzen Strich. Was sollte das sein? Fiebern kam über sie. Denn hinter dem Striche stieg weißer, wallender Dunst und ballte sich droben zu Wolken. Ihre Sehnen spannten sich zu unerhörter Anstrengung. Ihre Brust keuchte, ihr Atem flog. Und allen voran war Seekönig, der, gleich seinen Mannen, einen Schlitten mit Mundvorrat zog.

Endlich, am dritten Tage, lag eine pechfarbene Felsmauer vor ihnen, von der die letzten Reste Schnees schmelzend hinabrieselten. Nicht hoch war sie, kaum viermal Drachenmasteslänge. Doch steil und schlüpfrig, und zu der Schwerthand und Schildhand Seite verlaufend ins Ungewisse.

„Wehe!“ schrie Seekönig. „Grenze unseres Vordringens? Müssen wir zurück?“

Und Seekönigs Nordmannen schrieen und sprangen

gegen die Mauer, wie um sie zu stürzen. Und nahmen mit Verwunderung wahr, daß der Felsen der Mauer sich lau anfühlte.

„Sind wir im Zauberland?“ rief der Barde und seine Augen leuchteten seherhaft.

„Noch nicht!“ tönte es irgendwoher, und Seekönigs Nordmannen verstanden in ungebrochener Kraft, was der Zuruf ihnen deutete. „Hinüber!“ schrie es hier und dort. Sie zogen in wilder Hast nach der einen Seite, entlang den Felsen, um Aufstieg zu kundschaften. Doch Seekönigs Machtwort ließ sie vom Begonnenen abstehen: Er hieß die einen hüben, die andern drüben suchen, verbot mit dem Aufstiege zu beginnen, bis alle durch Zeichen gerufen wären und befahl, nicht zu rasten bei ihrem Tun und falkenscharf zu äugen.

Sie gehorchten schweigend, und es verstrich nicht allzulange Zeit, bis der eine Schwarm mit Schwenken dunklen Zeuges Zeichen gab. Da war für die anderen kein Halten mehr. Sie sprangen, hasteten und stapften, fielen zu Boden, sprangen auf und rannten weiter, trotz Schnee und Eis und Gerölle.

Als sie alle beisammen waren, sahen sie den Aufstieg: Eine schmale Rinne, voll von Gesteinsbrocken und Schneeresten.

Seekönig gebot: „Wartet ihr da drunten, wo ihr steht! Nur der Steuermann, der den Aufstieg fand, der Barde und der Wundervogel, der dort so gellend ruft, sollen mich geleiten.“

Und so geschah's: Die drei Männer erreichten nach mühvollem Klettern den oberen Rand der Felsmauer. Kaum pfeilschußweit drangen sie auf dem flachen Grate vor, da schrie der Steuermann: „Hei, Seekönig, hei! Übersprungen haben wir Erd-

kreises Rand, fallen in bodenlosen Abgrund!“ Und der Vogel schrie auf, so langgezogen und jubelnd, daß allen das Blut starrte, breitete seine Fittiche und sich überschlagend stieß er in die Tiefe: In die Unendlichkeit, die sich vor ihnen auftat.

Seekönig blinzelte: Denn vor ihren Füßen lag in unmeßbarem Riesenkreise tief, schwindeltief ein Wunderland. Lotrecht fielen die Felsmauern wohl Hunderte von Masteshöhen ab. Und auf dem Grunde dieses Kessels wallten Dämpfe, zogen Schleier. Und durch die Schleier glänzten Flüsse, leuchtete in der Mitte spiegelnd ein See, zogen sich im Umkreise grünende Wälder und Halden. Und warm strömte es herauf, duftend und lebendig. Des Beschauers Gegenüber schwamm, Tagereisen entfernt, im Dunst. In den Lüften schwirrten Vögel, gleich denen, die ihnen erste Kunde vom Erträumten gebracht hatten.

Seekönig breitete die Arme, als wollte er des ganzen Landes Umfang umfassen und rief: „Hei, Nordmannen, blicket neuen Reiches Herrlichkeit!“

Der Barde sank in die Kniee und Töne und Lieder entströmten seiner Brust, wie sie einmal erklangen und nie wieder.

Lange, lange versenkten sich die drei in den Anblick und konnten sich nicht trennen. Endlich riß sich Seekönig los und kehrte um. Doch zitterte es in ihm wie Furcht, es könnte Trug gewesen sein und Traum.

So sandte er nur den Steuermann talab und blieb wie wachend an der Kante stehen mit gebreiteten Armen. Und ihm zu Füßen hockte der Barde und sang leise und verzückt.

Seekönigs Nordmannen wollten der Kunde nicht trauen, die ihnen der Steuermann brachte. Warum

war Seekönig nicht selbst wiedergekommen? So gehorchten sie bangen Herzens. Und die Seile strafften sich, Geröll knirschte, Hölzer splitterten, Steine kollerten prasselnd abwärts, manches Nordmannen Fuß glitt und strauchelte. Doch kamen sie alle nach oben, samt ihrer Last und sahen ihren geliebten Führer, der ihnen den Rücken kehrte und die Arme gebreitet hielt. Und zu seinen Füßen den Barden. Sie hörten den Gesang. Da sprangen sie vor und auch sie wurden des Wunders teilhaftig, und Glaube jauchzte in ihren Herzen. Und doch schrieen sie nicht: Stumm fielen sie alle dem zu Füßen, der einzig ihr Herr war und der sie geführt hatte von Thule durch Dampf und Dunst, durch Feuerspeien und Donnergrollen, durch Eislandnacht und Eislandwinter, über Schneewüsten und Felsenwälle; und vor ihnen aufgebrochen hatte den Zugang zu neuen, seligsten Reiches Herrlichkeit, mitten im Eisland.

Ihr Dank war sonder Grenzen.

Und so stand Seekönig, Eislandkönig, unter ihnen, stumm, mit gebreiteten Armen. Und der Barde sang leise, leise.

Es war einer der Augenblicke, da die Zeit nur draußen verrinnt, nicht drinnen im Menschen.

Scheu erhoben sich Eislandkönigs Mannen.

Die Sonne war tiefer gesunken.

Da murmelte der Steuermann: „Wie sollen wir hinab die lotgeraden Wände?“

Doch Eislandkönig rief fest: „Wen von euch sehrt Zweifel, zu steigen in dieses Reiches Herrlichkeit?“

Da waren sie alle erlöst und schrieen und lärmten und klirrten mit den Waffen und schleuderten manchen Speer ins neue Reich, bis ihnen Eislandkönig Einhalt gebot.

Keiner zweifelte. Und sie schleppten die Weiber an des Abgrundes Rand und flüsterten zu ihnen heiße Dinge.

Und die Königin wußte: Die Stunde nahte, da ihr Leib unterlag, und fremde Kraft in ihres Königs Heiligtum strömte.

Die Jungfrauen entflammten den harten Strahl ihres Blickes zu irrem Leuchten, und die Mägde wanden sich.

Eislandkönig ließ die Mannen gewähren, doch durfte keiner noch mehr üben, als der Weiber wonniges Antlitz betrachten.

Und sie rasteten alle auf lauem Felsen, schmausten und sangen und liebten ihren Eislandkönig mehr denn je.

Dann zogen sie entlang der schwarzen Heerstraße, auf der Schildhand Seite Schneewüsten, auf der anderen Seite die Erfüllung ihres Traumes. Und zogen, allen Vorrat schleppend, Tage um Tage des Riesenkreises Umwallung entlang, suchend den Abstieg, den ihnen ihr Glaube verhieß.

Doch sie fanden keinen Pfad, keine Stufe. Überall die gleiche Wand, lotrecht, glatt, schwindeltief. Herrlich sahen sie an manchem Tage ihr Land. Herrlich die Forste und Matten und Silberströme. Spiegelglatt den See, inmitten all der Pracht. Und sie zogen weiter nach kurzer Schau. Jetzt waren sie dort, wo die Sonne, im Scheitelpunkte der Bahn, über ihrem Reiche strahlte. Der Steuermann äugte und suchte. Nichts, wieder nichts!

Sie begannen, leise zu zagen. Doch m u ß t e es ja

gelingen, mußte, mußte! Eislandkönigs Mannen wollten! Folglich gab's keine Täuschung.

Der Steuermann ahnte drohenden Kreuzes Kraft, fürchtete Zauberrunen der Weiber. Hatten sie nicht wieder ihren Spruch gesungen vorige Mitternacht, als die Sonne am tiefsten stand?

Eislandkönig schritt stolz und frei einher; doch auch ihn ängstigte schon kleines Wanken in innerster Brust.

Und wieder mußten sie Tage um Tage weiter wandern, der Felsenstraße entlang, um endlich dorthin zu gelangen, woher sie ausgezogen waren: An die Stelle, da sie zum erstenmale Hoffnungstraum verwirklicht gesehen hatten. Wo Eislandkönig noch vor ihrem inneren Auge stand, mit gebreiteten Armen, den Barden zu Füßen. Wo die Felsenrinne heraufführte zum Rande, herauf aus der Schneewüste, durch die sie jetzt zurück mußten.

Nein, das nicht! Eislandkönigs Mannen verstanden zu sterben. Stürzen würden sie mit Waffe und Wehr, Mundvorrat und Weibern in die ersehnte Tiefe, singend bis zuletzt von des neuen Reiches Herrlichkeit.

So lagen sie auf Felsen und schliefen dumpfen Schlaf.

Doch den Steuermann floh der Schlummer. Eine Ahnung hatte ihn gepackt und ließ ihn nicht mehr los.

Er stand auf und kroch bis zur Rinne, die sie aus der Schneewüste heraufgeführt hatte. Rutschend und stolpernd kletterte er abwärts. Da begann wieder, wie beim Aufstieg, Poltern und Rieseln und Schlagen kollernder Steine. Kaum bis zur halben Höhe war er so hinabgekommen, da fiel's wohl mehr als mannshoch senkrecht ab, und unten war eine Stufe;

das war beim Aufstieg nicht gewesen! Er wußte es, denn er war den Weg zweimal gestiegen und einmal hinabgeklommen. Sein Blut wallte, und rote Nebel legten sich vor seine Augen: Er dachte an des Reiches Herrlichkeit!

Er sprang hinab auf die Stufe, torkelte und stürzte längelang hin. Warmer Dunst schlug ihm ins Antlitz. Er hob sich empor, doch nur um mit erlöstem Freudenschreie hinzusinken: Wie ein Torbogen gähnte es vor ihm, zog sich als Gang und schimmerte in der Richtung des Reiches. Doch wieder befiel ihn atemraubende Zweifelsangst:

War's drüben nicht nur ein Tor, das wieder unter sich unzugängliche Abgründe zeigte?

Wissen wollte er davon gewinnen, bevor eitle Hoffnung seinen Eislandkönig lockte. Und er rannte in den Gang und achtete nicht der Zacken und Splitter, die am Boden lagen. Er gelangte bald dorthin, wo der Gang, die Felsenmauer durchbrechend, Ausblick auf ihr Neuland gewährte. Noch gähnender, noch grundloser schien hier die Tiefe. Der Steuermann glaubte zu schweben, als er sich vorbeugte, und Schwindel befiel ihn. Unermeßlich lag es da unter ihm. Und Nebelschleier wallten, und Flüsse und Wälder schimmerten in tausend Farben. Sein Auge war geblendet von all der Pracht. Lange schaute er, versunken, ohne zu wissen, daß er auf festem Boden stand. Doch endlich besann er sich seines Zweckes: Er sah nach der Schildhand Seite.

Entsetzt fand er, was er gefürchtet: Glatten, lotrechten, undurchdringlichen Stein.

Er äugte nach oben: Dort hing der Fels gar über!

Schon wollte er verzweifeln, denn auch nach unten war ja kein Weg, kein Haltpunkt, nichts, —

nichts als Tiefe und Abgrund. Und er fürchtete sich unendlich, den Nacken nach der Schwerthand Seite zu drehen, wo letzte Hoffnung lag.

Da, — in namenloser Furcht murmelte er vor sich hin: „Herr des Kreuzes, der du mächtiger zu sein scheinst als die Götter Walhalls, Herr des Kreuzes, weise Pfade, weise Abstieg!“

In ihm begann es zu zittern. Würde nicht Thors Hammer ihn zermalmen? Hatte er nicht verraten? Nein! Verrat war's nicht: Für seinen Eislandkönig, für seine Brudermannen hatte er selbst Verdammnis, Ächtung auf sein Haupt geladen!

Und er riß seinen Körper herum: Und starrte. Starrte ohne Gedanken, mit pochendem Herzen. Endlich bekam sein Blick Bewußtsein. Da, — da, — was war das? Saß da nicht der schneeblanke Wundervogel? Wo saß der und blickte ihn mit sternklaren Augen an? Saß der nicht auf der Schwerthand Seite, unter starkem Überhang? Saß der nicht — —? Saß er nicht auf einem Felsenbande, das, unter drohenden Felsendecken, zwischen Himmel und Erde, tiefer führte? Sah er diesen Pfad nicht schwinden in schwarzem Gangloche und jenseits wieder münden und weiter führen, abwärts, immer abwärts?

Hatte des Kreuzes Herr ihm diese Schau geliehen? Lange lag er da, Segen und Verdammungsfurcht im zwiespältigen Herzen. Waren sie nicht ausgezogen, um Nordlandsgötter vor Dämmerung zu schirmen? War der Herr des Kreuzes Walhalls Feind? Warum ließ er sie nicht umkommen im Schneesturme und Hunger? Oder spottete er ihrer Kraft und ließ sie das Reich gewinnen, um ihnen doppelten Schmerz zu bereiten?

Da flötete der Vogel weichen Sang und blickte

ihn an mit unermeßlicher Milde; und, sich überschlagend, stieß er zur Tiefe, die jetzt frei von Nebel lag, gleichend den Teppichen aus der abendroten Flußstadt.

Da ward's ruhig und friedlich im Herzen des Steuermannes, er wandte sich ab von dem Herrlichen, das ohne Schranke jetzt ihr Eigen war und ging, um die Brüder zu holen und seinen Fund dem Eislandkönige zu Füßen zu breiten.

Seine Hände bluteten, denn schwer war der Aufstieg über den Torbogen, dort, wo er herabgesprungen.

Schon hörte er Stimmengewirr; und als er den Rand der Felsenmauer übertrat, da stand Eislandkönig mit müden Augen inmitten beratender Mannen und sprach eben die Worte: „Wo ist unser Steuermann? Hat ihn grausames Schicksal im Schnee begraben oder in des Trugreiches Schlund geschleudert? Blickt nicht hinab, Mannen! Missen werden wir es, missen in Ewigkeit! Schuld haben wir auf uns geladen vor den Göttern, oder es umfängt uns feindseliger Zauberbann. Auch mich schlugen die Götter! Eislandkönig war ich vor wenigen Mitternächten und ihr glaubtet an mich und huldigtet meiner Herrlichkeit, in Treue vertrauend. Jetzt weiß ich nicht aus noch ein! Tötet mich, der ich Führerschaft und Führers Stärke verlor!“

Da riefen die Mannen: „Töte uns und sauge unser Blut, auf daß es dir neue Kraft einflöße!“

Und von den Weibern tönte leiser Gesang: „Jesus Christus, amen!“

Eislandkönig und seine Mannen schauerten.

Da stand der Steuermann unter ihnen.

Und, bevor einer von ihnen den Mund aufgetan, rief er mit fester Stimme: „Eislandkönig, keine

Schranke, kein Felsgestein, kein Abgrund trennt dich mehr von deines Reiches Herrlichkeit! Zu Füßen liegt es dir und huldigt deinem Blicke! Des Kreuzes Herr wies mir den Abstieg! Und mich erkor er zum Werkzeug!“

Entsetzt und überwältigt standen die Mannen, doch der Barde rief klagend: „Steuermann, bist du untreu worden? Will des Kreuzes Herr nicht Walhall zerschmettern? Ist er nicht den Nordlandsgöttern feind?“

Doch mit Seherblick kündete der Steuermann: „Wer ist des Kreuzes Herr? Wer könnte es sagen? Feind ist er nicht Nordlands Göttern, ist keines Mannes, keines Gottes Feind! Ist der Glaube der Kämpfenden, denn gewaltiger ist er als alle. Ist wahrlich das ewige Schicksal selbst, zu richten die Lebendigen und die Toten!“

Des Weltalls Schauer durchbebten Eislandkönig und seine Mannen. Nordischen Volkes Herzen, deren Schlag Glaube war, bis sie stille standen.

Und die Weiber sangen: „Hosannah in der Höhe!“ und sahen ihrer Schmach des neuen Reiches Herrlichkeit entwachsen.

Da kam jubelnde Freude über die Mannen und Eislandkönig drückte den Steuermann ans Herz und nannte ihn Bruder!

Mit neuer Kraft packten sie alles ihrer Habe und banden es an Seile. Kurze Zeit und sie durften ruhen, — ruhen. Vielleicht war drunten zahlreiches Volk, das sie mit Waffen empfing. Was focht sie das an? Ein grimmiges Lächeln, das über ihre Züge huschte, war alles, was dieser Gedanke weckte. Sie konnten noch nicht das Glück fassen, als sie schon in geordnetem Zuge, harrend des Führerzeichens, dastanden.

Eislandkönig hob sein Schwert und schwang es. Da brauste der Sieggesang und sie schritten los.

Tollkühn kletterten sie, lachend und heiter scheltend. Gar mancher fiel auf die Nase, als sie zur Stufe hinabsprangen. Da gröhlten dann die andern.

Wieder traten die Seile in Tätigkeit und brachten Stück um Stück, Ballen um Ballen, Weib um Weib hinunter.

Alle standen jetzt auf der Stufe und sahen voll Freude das Felstor.

„Wie kam's, daß wir beim Aufstieg dran vorübergingen?“ fragte der Barde.

Doch der Steuermann wies hinunter zur Schneefläche. Dort lag ein großer Steinblock, der früher nicht dort gelegen war: „Als ich, der Letzte, hinter euch aufstieg, löste er sich und kollerte hinab. Ich mußte aufwärts springen, sonst hätte er mich mitgerissen. Schicksalsdank, daß ich nicht tiefer weilte!“

„Hätte dich kaum versehrt, Steuermann mit dem Auerochsenschädel!“ lachte Eislandkönig. Und die Mannen lachten und klirrten mit den Waffen und schrieen „hei“ und abermals „hei!“ Denn sie freuten sich der Laune ihres Führers.

Da rief Eislandkönig: „Blickt zurück, Mann für Mann, und seid stolz! Wer bezwang je solche Fährlichkeiten?“

Alle blickten zurück über die Schneefläche, die im roten Glanze der Mitternachtssonne lag. Doch zauderten sie nicht lange ob der Schau und schritten wacker in den Gang hinein. Als sie drüben ankamen, lag ihr Land im Schatten. Der Vogel war verschwunden, und leises Grauen beschlich sie: denn unter ihnen wallten weiße Nebel und luden wie Daunenkissen zum Sprunge ein.

Und sie begannen den Abstieg: Mann vor Mann, jeden Tritt prüfend. Der Weg war gar schmal und die Tiefe schauerlicher, je weiter man kam. Viele tausend Schritte zogen sie so, tastend und sich an innenwärts gelegene Felsenzacken klammernd.

Da begann es sich drunten aufzuhellen, und die Nebel wallten herauf bis zu ihnen. Wärmer wurde es, mit jedem Schritte lauer. Und sie fühlten es doppelt, da sie mondelang dem Eiswinde getrotzt hatten.

Jetzt kroch der Nebel an den Pfad, wie Rauch wirbelte er nach oben, doch sie achteten nicht der Gefahren und schritten weiter; bis sie wieder eines tiefen Ganges Dunkel umfing.

Da befahl Eislandkönig zu halten und zu rasten, jeder Mann an seinem Platze. So weilten sie einige Zeit und lauschten auf dumpfes Brausen, das vor ihnen klang.

Auf des Königs Wink erhoben sie sich und zogen weiter. Und kamen zum Ende des Ganges. Da schrieen sie auf: Denn unter ihnen lag, gleißend im Sonnenlichte, ihr Land. Keine fünfzig Masteshöhen unter ihnen zogen die Flüsse, rauschten sattgrüne Wälder, dehnten sich leichtgewellte Matten. Und vor ihnen schoß ein breiter Wasserstrahl aus dem Felsen und leuchtete im Regenbogenglanze. Unter dieses Falles Wasserschleier führte der Pfad hindurch, wie durch ein Tor.

Ihre Augen konnten sich nicht sattrinken an dem Bilde. Voll Staunen blickten sie die steilen Felswände hinauf, die wie behauener Stein in Glätte glänzten.

Da schwand ihnen die letzte Zweifelfurcht und sie schritten stolz erhobenen Hauptes.

Als die Sonne hinter den Wänden zu sinken begann, setzte Eislandkönig als Erster den Fuß auf eine schmale Graszunge, die am Felsen leckte.

Und betrat so den Boden seines neuen Reiches.

Als Zweiter kam der Steuermann, als Dritter der Barde, der allsogleich ein Lied sang von Matten und Wäldern, Wasserfall und schwindeltiefem Felsensteine.

Und alle warfen sich zu Boden und krallten ihre Hände in den weichen Rasen.

Dann wälzten sie sich und schrieen und jauchzten. Standen auf und schauten, — schauten lange Zeit.

Sie stiegen talab. Da begann das Wunder: Die Bäume, die sie hier sahen, waren nicht die Bäume der Heimat. Riesenkräuter waren es, üppige, feiste. Schlinggewächse wucherten hier und dort, und seltsame Steine lagen umher. Alles war neu: Die Käfer, die krabbelten; die Eidechsen, die huschten; das Wild, das sie verwundert ansah ohne Fluchtgedanken.

Sie durchschritten den Wald, mit Schwert und Axt Bahn brechend, bis sie auf eine Lichtung kamen, in deren Mitte aus tiefgrünem Rasen eine warme Quelle sprudelte. Eislandkönigs Mannen lagerten sich. Da warf der Barde seine Gewande ab und sprang ins Becken, das am Rande der Lichtung, aus Felsen gewaschen, die lauen Wasser sammelte. Einer um den anderen tat's ihm nach.

Nur der Greis saß bei den Weibern.

Dunkler war's geworden und die Sonne stand tiefer.

Da rief einer: „Eislandkönig, wann werden uns die Weiber?"

Eislandkönig antwortete nichts. Doch er sprang

aus den Wassern, warf ein Fell über und schritt zum Greise.

Erdlandkönigs Weib fühlte ihre Pulse jagen.

Die Jungfrauen ließen angstvoll den Strahl ihres Auges auf der herrlichen Natur ruhen, und die Mägde wanden sich.

Eislandkönig sprach dem Greise einige Worte ins Ohr. Der stand stumm auf und begann, Erdenkönigs Gemahl zu entkleiden. Sie sträubte sich nicht, sie schloß nur die Augen, als sie dasaß, wehrlos und nackt, in ihres Leibes Herrlichkeit.

Die Jungfrauen wollten sich wehren; doch leiser Zuruf ihrer Schwester ließ ihre Arme schlaff herabsinken.

Und die Mägde folgten dem Beispiele der Herrin.

Die Sonne war unter den Rand der himmelstürmenden Wände gesunken.

Da trug Eislandkönig den Leib der Erdenkönigin ins Bad. Und rief: „Barde, dir sei eine von der Königin Schwestern, dir Steuermann die zweite! Ihr Mannen, wählt die Mägde!“

Da jubelten die Mannen. „Hei!“ schrieen sie und wieder „hei!“ Und die nackten Riesen jagten über den Plan, daß Gras und Kiesel stoben. Einige waren nicht schnell genug und sahen voll Sehnsucht auf die Zurückstürmenden, mit ihrer wonnigen Last. Doch auch für diese wußte Eislandkönig Rat und zählte: Und es fügte der Zufall, daß halb soviel Mägde waren wie Mannen.

„Zwei Mannen, eine Magd!“ entschied er. „Werft das Los für heute! Morgenden Tages besitzt sie der Besiegte und so fort, wechselnd bis ans Ende! Auch ich teile mit euch und ebenso Barde und Steuermann!“ Da riefen alle, und einer rief’s für alle:

„Weiber wollen wir missen für dich, der du uns des Reiches Herrlichkeit erschlossest und für den Steuermann, der uns den Pfad fand und für den Barden, der stets unsrer Seele Sehnsucht sagte. Zwei und zwei Freunde wollen wir losen um die Mägde. Wer vertut, hält Brautwacht für heutigen Tag. Und Dank zollt der Gewinner morgen!“

Da stellten alle die Mägde auf den Rasen und zügelten ihre Sehnsucht und warfen das Los, scherzend und neckend: Stets zwei, die Freundes- und Waffenbund aneinander knüpfte.

Die Siegenden nahmen dann die Beute in ihre Arme und sogleich ging's in windschnellem Laufe wieder zur Quelle, zum Bade.

Die anderen warfen Gewande über und gingen in den Wald und bauten aus Laub und Baumzweigen Hütten und breiteten Lager, voll Kräutern und duftenden Blumen.

Die Polster häuften sie in Eislandkönigs Brautgemach zu schwellendem Pfühle.

Die Mannen im Bade neckten die Weiber, besprengten sie mit Wasser, tauchten sie unter und preßten sie an sich und lachten. Doch die Weiber waren stumm. Wie leblos waren ihre Glieder, und sie ließen alles, alles über sich ergehen: Gott wollte es, war alles, was sie dachten. Unerforschlich waren die Wege des Herrn!

Nur der Steuermann saß abseits von den andern an Wassers Rand. Behutsam hob er seine Jungfrau ins Bad, behutsam rieb er ihr Fleisch, bis aller Schmutz der langen Wanderung geschwunden war. Behutsam glättete er ihre Haare und strich leise, leise ihre Stirne, kniete vor ihr hin und sah sie lange an, voll Zärtlichkeit und Scheu.

Noch dunkler ward's. Da zündeten die Brautwachen Späne und geleiteten Eislandkönig ins Gemach. Der Greis nahm sein Schwert zur Hand und blieb vor seines Königs Schwelle, bereit zu jeglichem Tode, wenn wer es wagte, Eislandkönigs Brautnacht zu stören.

Stille ward ringsum.

Eislandkönigs Sehnen brach sich Bahn und, Trutzes voll, nahm er sein Weib in die Arme. Und die Königin schauerte unter seiner Gier in wilden Schauern. Doch als seine Kraft in ihren Leib strömte, rief sie gellend Erdenkönigs Namen.

Eislandkönig ward's rot vor den Augen. Denn er sah plötzlich entsetzt die Grenze seiner Macht. Doch er übertäubte alles für heute und koste und küßte und schwelgte in ihrem Leibe, bis sein Sehnen gestillt war. Doch kein Seufzer mehr entrang sich ihren Lippen, kein Wort.

Zu Füßen seiner Jungfrau saß der Barde und klimperte in den Saiten. Und sang schmeichelnd von Blumenduft und Nachtigallenschlag, von Lenz und Wonne. Und ward lachend und weinend im Sange und ward heiß und schwül und kalt und hart. Und so sang und sprach er lange, lange.

Doch kein Wort entlockte er der Jungfrau, keine Träne ihrem geschlossenen Auge.

Da ward's wild in seinem Herzen, er stürtzte auf den reglosen Leib und tat ihr Gewalt, daß sie sich vor Schmerzen wand wie ein zertretener Wurm.

In des Steuermannes Hütte flackerte Tranlicht. Eine Planke hatte er zu Füßen liegen, und die Jungfrau saß auf des Lagers Rand und blickte auf sein Tun. Tollheit war wohl ihr Gefühl, aber sie fürchtete sich nicht, schien sich geborgen und bewahrt.

Der Steuermann zog ein kleines Kästchen hervor, und aus seinen Augen schimmerte etwas, das nicht wie Gier und weibstolle Brunst aussah.

Er öffnete das Behältnis: Da lagen Gemmen drinnen und Kiesel und Rubin, Bernstein, Adamas und Krystall, die er zu Füßen der Feuerberge, in langen Nächten, im Spiele gewonnen hatte.

Er legte die Steine auf die Planke und schob seinen Leib zwischen sein Werk und die Jungfrau, daß sie es nicht blicken konnte. Lange brachte er so zu, und gar manches Mal schob er wieder die hellklappernden Steine, die er sorgsam gebreitet hatte, mit rascher Hand zuhauf.

Plötzlich sprang er auf: Die Jungfrau sah hin, doch schloß sie bald vor dem strahlenden Glanze die Augen. Dort, auf der Planke, glitzerte und gleißte und glimmerte ein funkelndes Kreuz.

Der Steuermann kniete daneben und blickte flehend zur Jungfrau.

„Jesus Christus amen!“ murmelte er. „Gib mir ahnungsbangen Zeichens Deutung! Nicht will ich berühren deines heiligen Leibes Gefäß!“ Und er blickte bittend und kindlich in ihre Augen und deckte die Blöße ihres Leibes mit Hüllen.

Sie sah große Tränen weihevollster Sehnsucht aus seinen Augen stürzen.

Da rauschte es ihnen zu Häupten, und der Wundervogel ließ sich auf ihrer Hütte Dach nieder. Es war der Wundervogel! Denn der Steuermann erkannte das Flöten, das er droben gehört hatte, als er zum erstenmale die Möglichkeit des Abstieges gewahrte.

Wunderbar und seltsam ward der Jungfrau zumute. Was wollte dieser fremde Mann von ihr? Verschmähte er ihren Leib, um höherer Sehnsucht

willen? Oder wollte er sie nur betören, teuflischer als Satan? Um ihre Seele weich zu stimmen, um sie zu verderben in ewiger Verdammnis? Hatten sie nicht alle Jesu Christo in heiligem Gelübde versprochen, nichts zu reden mit den Männern bis ans Ende? Und jetzt begehrte einer Botschaft des Heiles? Ein Verdammter, ein Heide und weinte Tränen der Sehnsucht?

So kämpfte die Jungfrau mit sich selbst.

In ihrer Seele Zweifelqual sank sie vom Lager und kniete vor das Kreuz, zuseiten des Steuermannes, faltete die Hände und da brach ihr inneres Leben von selbst der Hemmung Schranke: Laut, langsam sprach sie, Satz für Satz. „Vater unser, der du bist in dem Himmel, geheiliget werde dein Name!"

Steuermannes Sehnen heiligte den Namen des Vaters, den unbekannten, der zu groß ist für Menschenohren, weil er das All umschließt.

„Zukomme uns dein Reich!"

War neuen Reiches Herrlichkeit Abglanz vom Reiche des namenlosen Vaters, oder lag Erfüllung im Ahnen und Findenmüssen?

„Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!"

Geschehe dein Wille allüberall! Wille ist's ja nicht, ist notwendiger Sieg des Höchsten!

„Gib uns heute unser tägliches Brot!"

Sofern wir es verdienen, o namenloser Vater, wozu gabst du sonst Nordmannen Kraft?

„Und vergib uns unsere Schulden,"

Strafe uns, Vater, töte uns! Bist ja Gerechtigkeit selbst! Nordmannes Schuld sei Nordmannes Untergang! Tragst du die Schuld, trag' auch die Strafe!

„Also auch wir vergeben unseren Schuldigern!"

Was war das? War d a s des Namenlosen Gebot? Steuermann fuhr auf.

„Also auch wir — vergeben — unseren — unseren — Schuldigern? —“

Nordmannes letztes Rachedürsten flammte in den Augen des Steuermannes.

„Sollst nicht rächen Weib und Kind? Sippe und Unbill, Tod, — Vernichtung, — Schmach? — Also — auch wir, — wir — vergeben? Sollen — müssen vergeben? Grollt sonst — namenlosen Vaters Güte?“

„Führe uns nicht in Versuchung!“ rief stark die Jungfrau,

„sondern erlöse, erlöse, erlöse uns vom Übel!
AMEN!“

‚Versuchung? War's Versuchung, wenn Stolz lohte? Gab's Erlösung? War Haß ein Übel? Lag da das Unverständliche? Deshalb also hatte der Herr des Kreuzes sie nicht zermalmt! Hatte sich nicht gerächt, als sie feindlich kamen! Hatte sogar den Weg gewiesen. Hatte vergeben seinen Schuldigern, wie er es gebot.

Und der Steuermann rief wehklagend in höchster Pein:

„Erlöse mich, erlöse mich von dem Übel, das in mir ist, das außer mir droht, dem ich unterlegen bin Zeit meiner Tage. Töte mich, doch erlöse mich! Und vergib mir meine Schuld, meine Schuld, die ich nicht kenne, trotzdem sie ewig, unendlich ist, wie mir des Herzens Jammer kündet. Leiden will ich, leiden für Erlösung!“

Das Herz der Jungfrau schmolz unter diesem Rufen, das höchster Pein entsprang. Und auch s i e schrie nach Erlösung! Nach Erlösung vom Banne des Schweigens, vom Gelübde, das ihren Mund schloß.

Da sah sie den Mann am Kreuze, hörte wie er rief: „Vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun!" Und wie er sprach: „Was ich auf Erden gelöset, das soll auch im Himmel gelöset sein!"

„Mich dürstet!" hörte sie aus des Steuermannes Worten.

Und da kam ihr die Erleuchtung. War's nicht höchste Christentat, hinabzusteigen in die Hölle, um zu erlösen?

Sie stand auf und setzte sich auf des Lagers Rand und sagte: „Komm, Steuermann, höre Kunde von Kreuzes Herrn!"

Da warf sich der Steuermann aufs Antlitz und Schauer schüttelten seine Schultern.

Und er kroch der Jungfrau zu Füßen und sah hinauf zu ihr, bereit zu Leben und Tod für Erlösung vom Übel.

Und die Jungfrau begann leise zu sprechen. Sie sprach von den Hirten aus dem Morgenlande, von der Stimme des Rufenden in der Wüste, von dem Tempel mit den Pharisäern, von den Wundern, dem Ölberge und dem Kreuzestode. Von der Auferstehung, den Jüngern und Blutzeugen. Und sprach so süß und traut, sprach so schmeichelnd leise, daß des Steuermanns Herz sich empfangend weitete und das, was er schon geahnt, in ihm Gestalt ward.

Und als die Jungfrau fragte: „Steuermann, willst du die Taufe, wie der Herr des Kreuzes sie empfing?" da rief der Steuermann jubelnd: „Will ein Knecht sein des Herrn, dem ich diene, seit ich seine Zeichen am Himmel sah! Nicht Furcht war's vor Untergang! Nein, es war Nordmannes Sehnen, einzig Knecht zu sein des mächtigsten Herrn!"

„Kniee denn!" sprach die Jungfrau, und da taufte

sie ihn im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Jubelschrei und Fittichrauschen tönte ihnen zu Häupten, und der Wundervogel stieg zum Äther.

Sanft hob der Steuermann die Jungfrau aufs Lager und streckte sich selbst auf ein Fell zu ihren Füßen. So entschlummerten beide wie holde Kinder.

Müden, gebrochenen Blickes trat Eislandkönig aus der Hütte und brüllte nach den Mannen. Die krochen hervor und sammelten sich. Und Eislandkönig sah rundum und wußte, alle hatten das Gleiche erlebt: Er stand inmitten geschlagener Heerschar.

„Wo ist der Steuermann?“ fragten seine Augen, seine Stimme. Doch er fand ihn nicht. So trat er in die Hütte. Da sah er das sonderbare Bild:

Mild lächelte und selig die Jungfrau im Traume. Steuermanns Antlitz verklärte seherhafter Zug und da, — am Boden, was lag da? Kreuzes Abbild aus Edelstein?

Gräßliche Erkenntnis kam in Eislandkönigs Sinn: Hier war umstrickender Zauber geboren! Hier war in Nacht und Dunkel das ausgeheckt worden, was sie alle mit unsagbarer Pein füllte! Hier spann Verrat sein Spinnennetz, überziehend aller Getreuen Wonne! Hier hatte einer seiner Mannen, *sein* Steuermann, um Weibsgunst gegen Nordlands Götter geraunt mit hämischem Spruche? Fluch über ihn, Fluch, tausendfacher Fluch!

Da trat noch jemand in die Hütte: Erdenkönigs geraubtes Gemahl.

Voll unsäglicher Verachtung schaute sie auf ihre

Schwester: Die konnte schlummern mit seligem Lächeln, voll Wollust und Unkeuschheit? Hatte sich blenden lassen durch steinernen Kreuzes Fratze und war willig gewesen in Schande und Schmach? Schauerte im Schlafe noch unter sündigster Umarmung? Hatte gar geplaudert, gescherzt mit dem Heiden und das Gelübde gebrochen?

Da wandte sich Eislandkönig an den Wächter, der Brautwacht vor Steuermanns Hütte gehalten hatte:

„Was taten sie, die Zwei, die ganze Zeit?"

„Hörte sie sprechen, innig und leise, lange Weile!" sagte der Wächter.

Blut schoß da in der Königin bleiches Antlitz. Offen sah sie der Hölle Rachen und stieß mit starkem Fuße an die Planke, daß die Steine alle, klappernd und klirrend, kollerten.

Die Zwei fuhren aus dem Schlafe.

Aus der Jungfrau Augen brach ungeschwächt der herrliche Strahl, und blank war Steuermanns Blick. Doch die Rächer sahen's nicht.

Die Königin spie nach ihrer Schwester und murmelte ihr Worte von höllischem Feuer zu. Ihr, die alle geschändet, mehr als aller Nordmannen Tierheit. Und Eislandkönig zerrte den Steuermann hinaus zur Beratung.

Dort standen die geschlagenen Gatten und weibstollen Wächter umher und wußten nicht, wie ihnen geschah.

Doch alle fühlten dumpf den Zorn des Königs und die Schuld des Steuermannes.

„Künden will ich euch, Mannen, die Erlösung vom Übel, Reinigung, Schuldentlastung!" rief ahnungslos der Getaufte. „Kunde bekam ich vom Herrn des

Kreuzes, der so mild ist wie Mondlicht, doch stärker als alle, alle andern Götter! Horcht und glaubt!“

Wütend schrie der Barde: „Bist untreu geworden, Steuermann, ließest dich locken in Liebumfangen!“

Und Eislandkönig setzte mit fliegendem Atem fort: „Fühltet ihr euer Glück brechen, in dieser Nacht der Erfüllung? Lag euere Seligkeit nicht in dunklem Banne? Tageslicht hat den Trug entdeckt! Er, der euch Bruder nennt, saß bei schwelendem Lichte, im Bunde mit den Mächten der Finsternis. Vernichtungsrunen hat er geraunt, Zeichen gezückt auf eure Wonne! Hat selbst geschwelgt im Überschwang, flüsternd und lüstern kosend. Was wähntet ihr droben, als er euch den Abstieg wies? War schon damals im Helsbunde! Führte euch nur herab, um euch grausamer zu treffen! Ächtung sei ihm, wenn nicht Tod!“

Schweres Murren zog durch den Haufen der Mannen.

Da rief der Steuermann: „So hört mich, höret des Heiles Kunde! Bringen will ich euch Erlösung! Will euch retten vor ewiger Verdammnis!“

„Jetzt beschleicht dich Furcht!“ murrte der Barde. „Bist auch feig, wolltest uns wieder lösen vom Übel, das du uns gebraut hast aus Tücke und List! Verbrachst und fliehest die Folgen!“

Und Eislandkönig entschied: „Schweig’, Neiding, schweig’ still! Sollst nicht sterben, bist zu feig!“

Da griff der Steuermann nach dem Schwerte. Doch es tönte in ihm: „Also auch wir vergeben unseren Schuldigern. Führe uns nicht in Versuchung!“ Und schlaff ließ er die Arme sinken.

Da gröhlten und lachten die Nordmannen und spotteten seiner Schwäche. Doch er sah vor dem

inneren Auge Kreuzeserhöhung und schritt stumm von dannen, als Waffenschlag Achtung verkündete.

Er kam am Haufen der Weiber vorbei: Da hörte er die Frage der Königin: „Sprachst du, Schwester, mit dem Heiden, der dich besudelte?“

„Besudelt hat er mich nicht! Ich sprach um Jesu Christi willen!“ antwortete schlicht die holde Jungfrau.

„Dir schien's Wonne, nicht Sudel, du Unreine! Um Jesum Christum wardst du Jesu Christo untreu! Geh und paare dich mit den Tieren des Waldes, Wollusttolle!“

Sprechen wollte die Jungfrau. Doch selbst die Mägde stießen sie von sich.

Irren Blickes, verständnislos, torkelte sie dahin, wohl viele hundert Schritte.

Da gelangte sie auf eine kleine Lichtung, in deren Mitte, ihr den Rücken kehrend, ein Mann stand, der nach den Baumwipfeln lugte.

Sie folgte dem Blicke. Da sah sie auf dem Wipfel wiegend den Wundervogel wippen, der jetzt leise begann, klagende Weisen zu flöten.

Sie trat vor und berührte sacht die Schulter des einsamen Mannes, denn sie wußte, es war der Steuermann.

Der drehte sich langsam herum und wies auf den Wundervogel, und seltsam strahlte es in seinem Blicke: Versunken und inbrünstig.

Da schlug das Tier mit den Flügeln, daß es rauschte, hielt sich jedoch noch mit den Fängen am Aste fest und bog den Kopf abwärts.

Der Steuermann ergriff die Hand der Jungfrau. Der Vogel erhob sich in die Luft, kreiste wohl masteshoch kurze Frist und stieß dann davon.

Die beiden konnten nicht anders, als dem Tiere in der Richtung folgen, die es gewiesen hatte.

So wanderten sie, Hand in Hand, unter dem, immer dichter werdenden, hellgrünen Dache dicker, krautiger Baumkronen. Wunderbarer ward der Pfad, je weiter sie kamen. Und manch krystallhelles Auge eines bunten, flinken Wesens sah hinter Zweigen und Schlinggewächsen hervor. Manch Tierlein huschte über den Weg und ward von Sonnenblicken leuchtend und funkelnd. Traut war alles, nichts Feindliches trafen sie. Sattrote Beeren, blaue glasige Früchte, gelbe knotige Dolden hingen ihnen entgegen. Und sie aßen und genossen: Neuen Reiches Herrlichkeit konnte ja kein Gift bergen.

Als sie sich, müde vom Wandern, zur Ruhe legten und nicht aus noch ein wußten, bangten sie und beteten, an einer Quelle knieend, die weich und durchsichtig im Rasen ein Teichlein bildete.

Steuermann senkte seinen Blick und sah aufs Wasser. Da schimmerte ihm das Bild des Wundervogels entgegen.

Freudiger Schreck durchbebte ihn und er stieß leicht an die gefaltete Hand seiner Begleiterin. Diese streckte nur die Arme aus, denn am gegenüberliegenden Ufer des Teichleins stand der Wundervogel und putzte sein schneeweißes Gefieder.

Da legten sich die beiden zur Ruhe und schliefen süß und sanft.

Als sie erwachten, sahen sie eine weiße Flocke am Himmel, die in neuer Richtung zog. Ahnungsvoll und gläubig folgten sie weiter und kamen so an den Rand des Waldes.

Ansteigendes Wiesenland lag vor ihnen, und die himmelhohe Umwallung des Reiches stieg schwarz und kerzengerade zu unglaublicher Höhe.

Weiter als dort, wo sie herabgestiegen waren,

zogen sich hier Wiesenzungen hinauf und schmiegten sich in zahlreichen Falten an die starren Mauern.

Nach kurzer Rast begannen die beiden den Anstieg. Mühsam war jeder Schritt auf dem schlüpfrigen Rasen; doch mutig setzten sie einen Fuß vor den anderen und erklommen im Schweiße die Böschungen.

Herber strich hier schon der Wind, und als sie sich zurückwandten, tat sich reiche Aussicht und Umschau auf: Wälder und Matten und der glitzernde See in der Mitte des Reiches; und, darüber hinaus, im Nebel verschwimmend, die jenseitige Umwallung.

So setzten sie ihren Pfad fort und rasteten erst, als sie an die Felswand stießen. Zahlreiche Nester gab's hier von Mauervögeln, und die beiden schlürften gierig buntgetüpfelte Eier.

Der Wiesenhang glich einem Teppiche. Würzige Kräuter und traumfarben zarte Blümlein wogten im Windhauche, und es war ringsum manches Gesumm von Käfern.

Lange saßen sie, an die Felswand gelehnt. Da hörten sie wohlbekannten Laut zu der Schwerthand Seite.

Jach sprangen sie auf und tasteten sich entlang der Felswand. Stärker ward der Ton, doch schien er aus dem Innern der Felsen herzukommen.

Plötzlich ward ihnen des Rätsels Lösung: Sie standen am Eingange einer tiefen Höhle, in deren Grunde der Wundervogel sang.

Doch wie sah's in der Höhle aus? War Schnee darinnen? Was schimmerte so blendend? Bald erfuhren sie es: Daunen waren es, Flaum und Federn, Schicht über Schicht. Schwellende Pfühle, herrlichste Polster.

Sie traten hinein und lagerten sich, ohne daß sie es recht bedachten. Da kam der Vogel zu ihnen

und ließ sich liebkosen und sah sie mit Augen an, ahnungsvoller als ein Menschenkind.

Da schlummerten die beiden ein.

Viele Monde lebten sie in der Höhle.

Der Steuermann bereitete Späne und Zunder, Flint und Brennholz. Denn die lange Eislandnacht nahte. Auch Mundvorrat schafften sie hinauf aus den nahen Wäldern und dachten nicht an gestern, noch morgen.

Täglich knieten sie vor der Höhle und beteten, und Steuermann konnte sich nicht satt hören an all der Kunde vom Erlöser. Ein Kreuz hatte er gezimmert vor der Höhle, auf dessen Querbalken oft stundenlang ihr Gefährte, der Schneevogel, saß und sehnsüchtig auf die sinkende Sonne schaute.

Auch die Eislandnacht ging vorbei.

Da machte der Steuermann eine Entdeckung: Tag für Tag schürfte er an einer Felsenkante und äugte. Und probte mit Messer und Axt. Nicht erklären konnte er sich's, was das war, dieses glänzende grüne Gestein, das, im Felsen eingesprengt, Adern bildete. Nie hatte er noch dergleichen geschaut. Weder in Samland, noch Nordland, noch Thule, noch im Reiche der abendroten Flußstadt oder am Fuße der Feuerberge.

Fast wie Eisen sah es aus oder Erz, doch war es weich und formbar wie Talg und leichter als Holz.

Er nahm ein Stück, so groß wie eine Faust, mit sich, denn dunkle Ahnung von umwälzendem Wunder hatte ihn überkommen.

Spielend bildete er aus der fügsamen Masse eine

Lanzenspitze und freute sich der grünen, schimmernden Farbe.

Ließ es sich nicht glühen wie Erz oder Stahl?

Er zündete ein Feuer und hielt das Werkstück lange hinein. Da, — plötzlich glühte das Stück lodernd auf und verbreitete um sich Sonnenhelle. Erschreckt stieß er es in einen Wassertrog, einen gehöhlten Baumstamm, der Wasser des nahen kleinen Falles barg.

Da zischte und brodelte es, und als er die Lanzenspitze herauszog, fühlte er ihre Härte. Er stieß sie gegen den Stein: Bröckelnd stoben die Steinsplitter umher. Er prüfte die Spitze an der Axt, und — siehe das Wunder! die biegsame Spitze drang in den Stahl und änderte ihre Form um keines Haares Breite.

Da vergaß er seiner Umgebung und fertigte sich Pfeile und Speere, Schwerter, Äxte und Helm, Schild und Panzer. Emsig saß er so, Monde lang, und sprach nur selten mit der Jungfrau.

„Fertigst du es zum Angriffe?" fragte sie einst, als beide am blumigen Rasen saßen und träumend in die rote Sonne schauten, die den Rand der gegenüberliegenden Felsumwallung in durchsichtiges Feuer wandelte.

„Angriff?" murmelte der Steuermann. „Bin doch ein Christ! Dich zu schützen vor Rache, vor Trutz von Eislandkönigs Heerbann, müht' ich mich!"

Da zog vor dem Auge der Jungfrau alles vorbei: Wie sie den Steuermann gesehen hatte, furchtlos und stark im Orkane. Wie sie ihn gehört hatte, bei Kreuzes erstem Anblick. Wie er sie in der Quelle gebadet hatte, voll Sanftmut und Keuschheit. Wie sie seinetwegen das Gelübde gebrochen und ihn getauft hatte. Wie er mit ihr gezogen war und nicht

ihres Gewandes Saum noch je betastete bis zum heutigen Tage.

Da ward ihr so wohl und weh, ihre Gedanken wurden leicht verwirrt, und heiße Sehnsucht zog urgewaltig in ihr Herz. Sie dachte des Erlösers: Doch dessen Antlitz lächelte ihr. Sie gedachte der heiligen Jungfrau: Die breitete gar segnend die Hände auf ihren Scheitel.

Sie schreckte empor. Da sah ihr der Steuermann ins Auge, fragend, zärtlich und besorgt.

Nicht länger hielt sie an sich: „Bist ein wahres Kind Gottes, Steuermann! Sollst mein Gemahl sein!“ hauchte sie leise und warf sich vor ihrem Herrn auf die Erde.

Doch der hob sie auf und umarmte und koste sie, strich ihr übers Haar und war so sanft und rein. Und sie bebte. Da preßte sie ihren jungen Leib an seinen und küßte ihn, und küßte seine Lippen wieder und wieder. Und sprang auf und holte Blumen und streute sie auf die Lager in der Höhle.

Als die Sonne hinabgesunken war, träumten die Zwei höchster Seligkeit, freiester Liebe Traum. Dann schlummerten sie hold und schwer.

So flossen süße Monde dahin, Tage erfüllter Nähe, ungesprochenen Gebetes.

Da begann sich der süße Frauenleib zu runden, und bald kam die Stunde, in der ein neues Wesen werden sollte auf einsamer Höhe.

Und das herrliche Weib gebar ein Knäblein.

Wachsbleich lag die Mutter auf weißen Daunen und der Steuermann flüsterte ihr zu.

Doch sie regte sich nicht. Stundenlang wachte der Steuermann und harrte.

Doch sie regte sich nicht.

Da warf er sich in irrer Erkenntnis vors Kreuz.

Doch sie regte sich nicht!

Da wußte er um das Schrecknis.

Er trat zu ihr und fühlte die Kälte ihres Leibes. Er sprang auf. Da flatterte matt der Wundervogel zur Entschlafenen, legte sein Köpflein auf das reinste Herz, das stille stand, und seine Augen brachen.

Nicht erfassen konnte all das Leid der Steuermann. Zu wanken schien ihm des Reiches Umkreis, zu stürzen in bodenlosen Abgrund. Aufheulend hüllte er sich in seine Wehr und Waffen, packte das Knäblein in Zeug und lief die Wiesen hinab, nicht achtend des Absturzes.

Lief durch die Wälder, lief durch Halden und fand keine Ruhe.

Da schrie das kleine Ding auf seinem Arme.

Er kniete nieder und betete, betete lange, und endlich wußte er: Er mußte das Knäblein vor Hungertod bewahren.

So fing er ein Tier des Waldes, das ihnen oft schon Milch gegeben hatte, als sie noch droben jauchzten in Glück und Seligkeit, Liebe und Nähe.

Lang zog er umher.

Da trat er eines Abends aus dem Walde.

Er stand auf einem Hügel, in seiner grünschillernden Wehr, das Schwert um die Lenden, den Köcher am Rücken. In einer Hand den Speer, im anderen Arm sein rosiges Knäblein mit den blanken Augen.

Sah er recht?

Unter ihm lagen ja Hütten, ein ganzer Weiler am Ufer des See's? Und auf dem See schaukelten Kähne?

Und an Pfählen hing Wildbret, und Felle spannten sich an Stangen, und auf dem Platze stand ein Mann, in der Mitte von Gewaffneten?

Er erkannte Eislandkönigs Wuchs!

Da strömte alte Nordmannstreue in sein Herz und Erinnerung an den Augenblick, da ihn sein König Bruder genannt hatte.

Als er noch sann, hörte er den Anruf eines Wächters.

„Bin es, bin euer Steuermann!“ rief er dem Gewaffneten zu, der den Hügel heraufkam.

„So falle, Neiding, Götterfeind, der du all unsre Unseligkeit schufest!“ tönte es zurück.

Der Steuermann sah, wie sein Nordlandbruder die Sehne des Bogens straffte. Da setzte er sein Knäblein in den Rasen, lief einige Schritte weiter und nahm seinen Schild. Der Pfeil schwirrte und traf des Schildes Rand. Doch klirrend sprang er ab, kraftlos, zerspellt!

Näher kam der Wächter und schwang die Lanze: Das gleiche Spiel!

„Bist zu feig zu Kämpfen!“ schrie der Wächter. „Hau' dich mit flachem Schwerte zur Erde!“ Er zog.

Da zog auch der Steuermann. Doch hielt er nur seines grünfunkelnden Schwertes Schärfe dem Hiebe entgegen.

Kurz sauste der Angriff. Doch schon im nächsten Augenblicke lag des Wächterschwertes Hälfte klatschend im Rasen.

„Bist unverwundbar!“ stöhnte der Wächter. „Wehrst dich gleichwohl nur! Willst mich erst töten, bis jede Waffe zerdroschen!“

„Nicht will ich töten, kam, um euch zu helfen!“ sagte mild der Steuermann und zeigte auf sein Knäblein. Da brach des Wächters Trotz. Alte Liebe drang

siegreich durch, und er lauschte gläubig Steuermanns Erzählung.

„Harrten deiner schon lange, Eislandkönig und wir Getreuen!“ preßte er endlich hervor. „Sind unselig! In Sehnsucht fließen unsre Tage: Stumm bleibt der Mund der Weiber! Künde uns des Rätsels Deutung!“

„Künden will ich's euch, Brüder!“ sagte der Steuermann und nahm sein Knäblein auf den Arm und schritt mutig den Hügel hinab. Doch der Wächter lief voran.

Als der Steuermann auf den Thingplatz kam, trat ihm Eislandkönig traurigen Antlitzes entgegen.

Und umarmte den Geächteten, der wieder ihr Bruder war.

Der Steuermann erzählte, inmitten der Mannen, seine Geschichte, gab Kunde vom grünen, gleißenden Funde und eröffnete traurigste Botschaft: Stumm würde bleiben der Mund der Weiber bis ans Ende.

Da sank hoffnungstote Sehnsucht über den Kreis und stumm saßen sie, bis es dunkel ward. Dann schlichen sie in die Hütten.

Leise sang der Barde Klagelieder, und zu seinen Füßen hockte der Steuermann, das Knäblein im Schoße.

„Kein Sprößling noch ward uns!“ seufzte der Barde.

So rannen die Eislandwinter in schwerer Sehnsucht.

Immer schweigender ward's in des neuen Reiches Herrlichkeit, und nur ab und zu, wenn im Mondlichte grüne Helme blitzten, hörte man wohl einen leisen, leisen Gesang, bang und ferne.

Da brach sich endlich die heilige Sehnsucht der Nordmannen nach ewigem Nahesein Bahn.

Einst, als in düstrer Südlandnacht wilden Wehens Wucht die Pfähle von Eislandkönigs Hütte rüttelte, da hörte Erdenkönigin ein Schluchzen.

Erschreckt und verwundert trat sie zu den Fellen, auf denen der König lag.

Warum weinte wohl der Mächtige? Er, dessen Trotz der Widerstand nur wachsen machte.

Wie Mitleid stieg es da der Königin herauf und mild drehte sie mit kosenden Händen das abgewandte Haupt ihres Bezwingers zu sich und sah ihm in die Augen.

Ein Windstoß heulte über die Erde.

Die Späne flackerten wild, und rote Lichter tanzten durch den Raum.

Da ging plötzlich eine Veränderung mit dem Weinenden vor: Verzückt starrte er in das Antlitz des Weibes, dann sank er zu Boden und umfaßte ihre Knie.

„Königin!“ rief er. „Wie ist mir? Seh’ ich nicht all deiner Gedanken Gaukelspiel vor mir vorbeiziehen? Hab’ ich der Fremdheit Wall mit Sehnsucht berannt und endlich mit Verzweiflung durchbrochen? Hei! Nicht mehr schützt dich grausames Gelübde! Gott gab mir und dir das Zeichen, daß es auch wildem Nordmanne, so voll Trutz sündigte, möglich ist, Verzeihung zu erkämpfen!“

Und Erdenkönigin umhalste den Gebieter und ward so Eislandkönigin auch mit der Seele.

Da erwuchs denn allen Nordmannen wunderbarste Gabe: Zu sehen des anderen Gedanken bei bloßem Anblicke.

Sie drangen ohne Worte ins Herz der Weiber und gewannen endlich, endlich herrliche Kindlein.

Doch der Steuermann schlich sich hinauf zur Höhe: Da fand er seines liebsten Gemahls Leib nicht mehr.

Er wußte, sie war auferstanden im Fleische und lebte in seines Knaben Herzschlage!

Da trat er unter seine Brüder und kündete ihnen vom Reiche Gottes und lehrte sie des Kreuzes Bedeutung. Und erlöste sie von dem Übel!

AMEN!

Drei Entdecker

„OREMUS PRO FIDELI DEFUNCTO!“
Voll und scharf tönte die Stimme des Bruders durch die Räume.

Der Ritter sank in die Kniee. Er wagte nicht, die Augen zu heben, sondern starrte auf die bunten Steinfliesen des halbdunklen Saales. Zerstreutes Licht, gefärbt durch das Mosaik der Glasfenster, verzerrte die Vierecke und bildete Figuren. Dort, linker Hand, war das Eisengitter.

Der Ritter blickte auf: Da sah er die weißen Ornate des Klerus, sah die Leichenbahre. Und die Wachskerzen flackerten in den Händen der Diakone, Akolythen und Ministranten.

Sollte er das Eisengitter öffnen, sollte er die Burgkapelle betreten, niederstürzen am Sarge seines Lehrers und Meisters?

Er begrub sein Antlitz in die Hände und blieb; rührte sich nicht vom Flecke!

Er wollte sein Auge gegen Himmel kehren: Im Dunkel verschwamm das Spitzbogengewölbe.

O, sie hatten ja aufgefordert zu beten! Gott erbarme dich unser! Es erklang der Psalm.

Und sein Bruder sang ihn mit eintöniger, am Ende des Verses fallender Stimme. Und die helle Stimme des Ministranten antwortete.

Was waren die ersten Worte? Beten laßt uns für den trauten Toten? Und er, der getreue Schüler, ließ sich vom Weh übermannen und betete nicht?

Der Bruder hatte die Kraft, feierliche Worte zu sprechen? Jetzt sagte er wieder allein ein langes Gebet. Verherrlichend den, der leben würde durch die Wiederkehr der Zeiten, er, der Herr ...

„Allmächtiger Gott! Du warst, als ich, ein Knabe, am Hange des Burgfelsens spielte, warst, als ich in schattiger Kammer mit dem Lehrer, der bald Staub sein wird, zum erstenmale dein Wort aus großen angedunkelten Folianten las. Und du wirst sein, sein, immer, ewig!“

„Warum wurdest du nicht mein Diener, Rittersmann? Wie dein Bruder, der drinnen vor dem Allerheiligsten stehet? Was ist dir, Rittersmann?“

Der Ritter schluchzte laut auf. Unsagbar groß stieg vor ihm die Macht der Kirche empor: Rom sah er, sah sich, wie er als Pilger den Fuß des Nachfolgers Petri geküßt hatte. Sah wiederum die Kardinäle und dachte des Gesanges, den er daselbst gehört.

Warum war er nicht Diener Gottes?

Leise legte sich eine Hand auf seine Schulter.

Da vergaß er Petri Stuhl und vergaß selbst Tod und Abschied: Denn er wußte deutlich um der Geliebten Nähe.

Und nocheinmal starrte er auf die Ornate. Dann liefen linde Tränen über ihre Hand, die er an seine Wange preßte.

Grausig erhob sich die Stimme des Responsoriums:

„LIBERA ME DOMINE DE MORTE AETERNA IN DIE ILLA TREMENDA: QUANDO COELI MOVENDI SUNT ET TERRA: DUM VENERIS JUDICARE SAECULUM PER IGNEM.“

„— — TREMENS FACTUS SUM EGO ET TIMEO, DUM DISCUSSIO VENERIT, ATQUE VENTURA IRA. QUANDO COELI MOVENDI SUNT ET TERRA. — —“

„DIES ILLA, DIES IRAE, CALAMITATIS ET MISERIAE, DIES MAGNA ET AMARA VALDE. DUM VENERIS JUDICARE SAECULUM PER IGNEM.“

„— — REQUIEM AETERNAM DONA EIS DOMINE: ET LUX PERPETUA LUCEAT EIS. — —“

„LIBERA ME DOMINE DE MORTE ILLA TREMENDA: QUANDO COELI MOVENDI SUNT ET TERRA: DUM VENERIS JUDICARE SAECULUM PER IGNEM.“

Dies irae, dies illa, unerforschlicher Schreckenstag! Sogar schuldlose Kreatur überkommt Heulen und Zähneklappern. Des Ritters Gedanken verwirrten sich. Er sah höllisches Feuer, stürzende Berge, zitterndes Elend. Er wollte aufspringen. Doch die sanfte bebende Hand hielt ihn unendlich leise. Er konnte sich nicht bewegen, denn zur andern Seite des Herzens kehrte, anpochend, Jubel und Ruhe ein.

Da sah er wieder für Augenblicke die Bahre des Meisters: Er erschrak über seine weltliche Regung. Die lindernde Hand verließ sein Antlitz und fiel schlaff hinab. Doch was kam für Schrecknis? Nebel zogen über die Gestalten der Kleriker und nur matt flammten noch die Kerzen. In breitem Dunste wallte es durch das Eisengitter und kroch auf ihn zu.

Aus seinen Poren drang der Angstschweiß. Doch bald umhüllte ihn die Wolke Weihrauchs. Und durch den Nebel schrie ein Chorus:

„KYRIE ELEISON!“

Er schrie den Schrei nach Erlösung mit.

Dumpf antwortete der zweite Chorus, flehend und inbrünstig:

„CHRISTE ELEISON!"

Und murmelnd wie Meeresbrandung tönte aus aller Mund:

„KYRIE ELEISON!"

Stille trat ein, Gott nahte, um die Bedrängten zu erlösen.

Da geschah dann das Wunder: Hoch richtete sich der Bruder des Ritters auf: Seine Laute klangen sicher wie Felsenstein. „PATER NOSTER ...!"

Alle beugten sich zur Erde und das Gebet, das sie kannten, seit sie sprachen, ergriff sie wie die Heimatau. Es raschelte. Geweihtes Naß träufte dreimal sprengend auf den Toten.

Wieder sang es hell:

„REQUIESCAT IN PACE!"

Milde Tränen weinte der Ritter und langte nach der geliebten Hand. Da kam's noch einmal über ihn. Er sah die Schrecken des Todes vor seinen Augen hingebreitet. Sehnsucht nach der herrlichen Macht der Diener Christi schüttelte ihn.

Bist du nur Tod und schwarzes Grauen, o Herr? Ist deine Macht nur offenbar, so sich der Hölle Schlund öffnet? Ist Leben Sünde?

„DIES IRAE, DIES ILLA!" hörte er knapp neben sich aus dem Boden brüllen.

Nein, es war kein Wort, es war etwas andres!

„O, mein Gott!" Er krallte sich an ihre Hand. Es stöhnte so langgezogen, so dumpf. O, mein Gott, was war das?

Da dröhnte es nocheinmal und wieder einmal.

Die Gebete rissen jäh ab.

Das Horn! Das Horn! Das Wächterhorn!

Seefahrer kehrt heim!

Da liefen bebende Schauer über den Leib des

Ritters. Weinend und lachend sprang er auf und riß die Geliebte ans Herz.

„Gott will das Leben! Heilig ist das Leben! Bruder Seefahrer naht! Wie sehnt' ich mich, zu hören diesen Klang seit Jahren! Und nun, da er gekommen ist, hielt ich's für Gotteszorn! O, unerforschliches Wunder, o, über dich Allmacht! Gott will Licht und Lebendiges!"

Die eiserne Gittertür ächzte. Der Bruder des Ritters trat im Ornate des Bischofs in den Saal.

„Steiget ihr den Turm hinan," sagte er, „dieweil ich dem Toten letzte Ehre gebe!"

Wortlos trat der Ritter in die Kapelle und kniete kurze Zeit am Sarge. Ihm folgte der Bruder. Dann stand er auf und schlich auf den Zehenspitzen wieder zurück in den Saal.

Neuerlich huben die Gebete an. Doch er ergriff die Geliebte an der Hand, und so stiegen beide schmale Wendeltreppen empor. Kurze Zeit noch hörten sie die Rezitation, dann überwog ein andrer Ton: Das frische Sausen des Seewindes. Er schlug ihnen ins Gesicht: Sie standen auf der Höhe des Turmes. Der Ritter blickte nach der Geliebten.

Ihr Busen hob und senkte sich schnell, ihre braunen Augen leuchteten wie Bronze in der Sonne und der Wind zerrte an ihren blonden Haaren. Sie war so schön, ach so schön! Und der Himmel war sonderbar tiefblau. Kleine weiße Wolken segelten schnell dahin.

Hu! Wie dumpf war's unten gewesen und so frei hier oben!

Der Ritter blickte unwillkürlich nach Norden, wo endlose Berge sich hinzogen, mit tiefen Forsten und hellen Matten und Feldern.

Er blickte zur rechten Hand die Bucht, an der sich die Ebene dehnte. Und dann sah er aufs Meer hinaus nach Süden.

In grenzenloser Größe lag es da, tief unter ihnen, wohl viele hundert Klafter unter dem Felsen, auf dem die Burg saß, das Nest, das viele Zinnen und Mauern gürteten.

Und quer über die Fläche zogen sich Streifen, die langsam auf das Felsenufer hinzurollten, wallende Falten zartester Seide. Und auch das Meer war heute blau wie der Himmel.

Da wehte lustig der Wind. Freude konnte man darob wohl hegen.

Vorne, an den Zinnen des Turmes, lehnte der Türmer mit verzücktem Auge. Seine weißen Locken flatterten. So hatte er es also erlebt, daß sein Liebling heimkehrte. Daherfuhr übers Wasser nach manchem Jahre. Aus India, aus Ophir, aus Persia? Gar aus Bagdad? Wer konnt' es schnell entscheiden? Bald wußte man's ja aus seinem Munde!

Denn da unten trieb, mit hohem Heck, die Karavelle vor dem Winde, und am Maste breitete sich das Segel mit den zwei roten Schwerten und dem Kreuze des Erlösers in der Mitte. Und beschrieb jetzt einen Bogen, um den Felsenhafen zu gewinnen, der zu linker Hand lag: Von wannen die Felsenstraße zur Zugbrücke hinanführte.

Versunken schauten die Drei. Die Sonnenbahn neigte sich gegen das flache Land und schimmerte in den Zinnen und Mauern und Kirchtürmen der Stadt. Die Karavelle bog um die Felszacken und entschwand den Augen.

Der Ritter und seine Geliebte hasteten die Treppen turmabwärts.

Im Saale brannten Fackeln, und an der gedeckten Tafel stand der Bischof im weltlichen Gewande. Knechte und Mägde schmückten gar emsiglich den Raum.

„Wer soll ihn an der Zugbrücke empfahen?“ fragte der Bischof. Drauf der Ritter: „Magst du es tun, lieber Bruder; genieße des Älteren Vorrang!“

Nicht lange Zeit verstrich. Da klang heller Trompetenton und Paukenschlag vor dem Tore. Und darunter war wilder Pfeifenklang gemischt.

Hochauf pochte allen im Saale das Herz.

Die Haupttüre sprang auf und drehte beiderseits ihre Flügel in den Angeln:

An des Bischofs Seite trat, sich bekreuzigend, ein Mann, gekleidet in bunten Samt und grelle Seide über die Schwelle, der an edelsteinfunkelndem Gehänge prächtigen Säbel und Dolch trug. Dunkel war seine Haut, verbrannt von der Glut zaubrischer Sonne des Südlands.

Und hinter ihm, was kam da? War's Magie? Welch Spuk kam da, sich zwängend, durch die Pforte? Pechschwarze Menschen mit Ringen durch die Nase, die Truhen schleppten. Und solche, die Bein und Stoßzahn des Elephanten trugen. Und es flatterten und kreischten sonderbare Vögel, deren Gefieder alle Farben des Regenbogens spielte. Emsige Affen schnitten Fratzen und lärmten. Und Weiber pfiffen auf schrillem Rohr und schlugen dröhnende Felle und rissen an mißtönenden Lauten und Cymbeln.

Voran tänzelte jetzt ein Knabe, der schwang riesengroße Pfauenwedel und warf sich vor dem Ritter flach zur Erde. Und ein andrer Negerknabe ließ ein Weihrauchfaß pendeln, aus dem schillernde Dämpfe schwelten, so sich wie Bänder im Raume schlängelten und betäubend dufteten.

Da klatschte Bruder Seefahrer in die Hände.

Still ward's: Zu Eis erstarrte der wüste Aufzug. Und es warfen sich alle vor dem Ritter und der Jungfrau zu Boden und küßten den Staub ihrer Füße. Zwischendurch schritt der Seefahrer auf den Bruder zu und umhalste ihn.

Dann trat er zurück und klatschte wiederum in die Hände. Da öffneten die Negermenschen die Schreine und wühlten darinnen.

Jetzt kamen Seidengewande zum Vorschein, auserlesen und hold, wie sie des Abendlandes Auge nimmer sah. Tücher getüpfelt, voll von herrlichen Streifen und geblümt. Perlenschnüre, Edelsteine, Geschmeide. Armringe, schillernde Goldschlangen. Riesenmuscheln, Räucherwerk, güldene Schuppen. Tiere, geschnitzt aus Elfenbein. Fratzenhafte Abgötter, klein wie eine Walnuß und groß wie ein Ritterschild. Krumme Säbel, Bogen, Pfeile, Lanzen, Panzer, Helme. Ziseliert, eingelegt mit Gold und Silber, Smaragd, Rubinstein und Demant. Kostbarstes Gewürz, Balsam und Ambra und seltsame Früchte. Nüsse von Kopfesgröße. Sandelholz und Ebenholz. Papyrosrollen, Bücher, Brettspiele. Häute und Felle von Pardeln und Leuen. Schimmernde Käfer und Schmetterlinge und andres Getier. Und Palmwedel und Federn, so fein wie Reiherkronen und so breit wie Lanzknechtschwerter. Und Fäßlein und Krüge schweren Weines und noch vieles andre, so das Auge blendete und den Lebensodem stocken ließ.

Nur eine Truhe blieb geschlossen, und die Diener stellten sie auf einen Wink des Herrn abseits.

Mit staunendem Blicke sahen alle auf das Mirakel. Und sie drängten sich an die Schreine und ließen die Pracht durch die Hände gleiten.

Die Geliebte des Ritters kniete auf den Fliesen. Sie betastete die Seiden, doch fuhr sie entsetzt zurück; denn ein flinker Affe war in das Zeug gesprungen und zauste es, zähnefletschend, umher.

Der Seefahrer lachte laut auf und winkte dem Negerknaben, der das Tier am Schwanze faßte und in einen Käfig sperrte.

Plötzlich schien er sich aber zu besinnen: Fragend blickte er auf den Bischof: „Wo weilt der Meister, der uns drei Brüder heranzog? Für ihn bracht' ich all das Pergament und den Papyros! Warum kam er noch nicht, mich zu empfahen? Sprich, o sprich, Bruder, was blickst du so düster? Warf ihn Krankheit aufs Lager?"

Der Bischof hatte sich abgewandt, die Fröhlichkeit war aus dem Antlitze aller geschwunden.

Keiner wagte zu antworten. Da schrie der Seefahrer auf: „O, über mich Unseligen! Ich lese es aus euren Mienen, aus den Augen, die ihr vor mir versteckt! Fort ist er von uns gegangen, dorthin, von wannen keine Wiederkehr ist! Spart die Antwort! — Wann senktet ihr ihn ins schaurige Gewölbe?"

„Als das Horn deine Heimkehr verkündete, sprach ich requiescat!" erwiderte zagend der Bischof.

„So ist's geschehen, wie ich träumte!" murmelte der Seefahrer.

Stille ward's. Der Fittich des Todesengels rauschte durch den Saal.

„LUX AETERNA LUCEAT EI, AMEN!" und er richtete sich auf. Er klatschte in die Hände. Leise und schnell schlossen sich die Deckel der Truhen und die Neger glitten mit der Last zur Tür hinaus.

Nur die verschlossene Truhe blieb stehen. Ein

schwarzer Riese saß darauf und grinste, daß man seine leuchtenden Zähne zwischen den wulstigen Lippen sah.

„Ophirs Kind!“ sprach der Seefahrer, indem er auf das Monstrum deutete. „Hat mir schon gar Erkleckliches geleistet! Ist stark wie Herkules und wild wie ein Pardel. Gehorsam doch wie ein Kettenhund!“

Die allgemeine Aufmerksamkeit ward dadurch in neue Bahnen gelenkt, und das unerhörte Leben überwog die Todesgedanken.

Man setzte sich zur Tafel. Stets neue Speisen spendete die Küche, feurigen Wein der Keller. Alle freuten sich des ferngeglaubten Ankömmlings, dessen seidenumhüllter Leib unter ihnen saß.

Des Fragens war kein Ende.

„India war das Ziel der Fahrt. Ich erreichte es schneller als Vasco da Gama. Und drang tiefer in des Landes Wunder. Ich ließ die Schiffe und zog ins Land, zog sogar gegen Persiam. Kämpfe gab's und Hader, Spinnennetze von Staatskunst und Ränken. Endlich fand ich zurück zu meinen Karavellen, um an Heimfahrt zu denken. Weiß ich selbst jegliches, das ich erlebte? Träume, Mären scheinen mir die Jahre, verweht wie Weihrauchwolken.

Von unterschiedlichen und abscheulichen Wundergestalten hörte ich die Indianer fabeln: Daß es Leute im Lande drinnen gäbe, die Hundsköpfe und Klauen, auch keine menschliche Stimme haben, sondern bellen wie Hunde. Daß die Inwohner am Flusse Ganges keiner Speise gebrauchen, vielmehr vom Geruche der wilden Holzäpfel leben. Einige hätten nur ein Aug'. Etliche gar so große Ohren, daß ihnen dieselben bis zum Fuße niederhingen und sie auf dem

einen schliefen. Andre besäßen nur einen, und zwar so breiten Fuß, daß, wann sie sich wegen allzugroßer Hitze auf den Rücken niederlegten, sie von demselben ganz beschattet würden. Schlangen existierten, die große Hirsche auf einmal schlingen und Männer, die mit des Auges Gewalt jeden zwingen, gemäß ihrem Willen zu handeln. Gott, der alles schuf, weiß, was diese Länder an Schönheit und Grauen bergen, wo der scheitelrechte Strahl der Sonne das Hirn ausdörrt und die lichten Gedanken sengt!

Doch jetzo laßt uns den Krug auf die Heimkehr leeren, alsdann fliege er ins Meer, das mich trug!"

Und er setzte den schweren Krug an die Lippen und trank ihn aus. Er schleuderte ihn durchs offene Fenster, daß er im weiten Bogen an die Felsenklippen klirrte und jach zur Tiefe sauste.

Dann schrie er einen Laut, der keiner menschlichen Kehle zu entstammen schien.

Der Riese erhob sich vom Schreine und bald raste das schwarze Volk, nackt, mit Fackeln in den Saal und tanzte kreischend und trommelschlagend.

Funkelnden Auges befeuerte sie der Seefahrer durch Zuruf und herrische Worte.

Wieder wurden Arome verbrannt und köstliches Räucherwerk: Der Saal war in kurzem nur mehr ein Wirbeln von Ebenholzleibern, grellen Seidenschleiern, betäubendem Dunste und schrillen Lauten.

Der Ritter blickte angstvoll auf die Geliebte und suchte nach ihrer Hand. Doch die Hand erwiderte keinen Druck! Keuchend saß die Jungfrau da und beugte sich vor. Sie entzog die Hand fast widerwillig dem Ritter und preßte sie in den Schoß. In ihrem Auge schillerte die Ahnung von Dingen, an deren Saum sie bisher noch nicht getastet hatte.

Ihr gelockertes Haar ringelte sich um die erhitzten Schläfen.

Da stand der Ritter auf und sprach mit fremder, heiserer Stimme: „Verzeihet Brüder, ich verlasse euch für heute! Beten gehe ich zur Gruft um das Seelenheil des Lehrers und Meisters!“

Mit wütender Gebärde winkte der Seefahrer, und die Neger verschwanden. Nur der eine blieb auf der Truhe sitzen wie vorher.

Summende Stille lag auf den Gemütern. Das Licht brannte allzuhell für die Ernüchterten.

Der Ritter nahm die Frau am Handgelenke und übergab sie den Mägden, die sie zum Frauengemach führen sollten. Willenlos gehorchte sie, mit flackernden Augen.

Dann wankte er unsicheren Schrittes, mit Schauern im Leibe, durch das eiserne Gitter in die Kapelle, in der eine einsame Ampel brannte. Dort ließ er sich in einen Betstuhl fallen.

Fragend sah der Seefahrer den Bischof an.

Sie waren allein im Saale. Nur der Neger schnitt im Winkel seine Fratzen.

„Du hast mir viel zu berichten, Bruder, was nicht wohltut den Laienohren?! Ich weiß es!“ flüsterte der Bischof.

„Nicht allein zu berichten, auch zu zeigen und zu schenken unterschiedliche Wunder. Doch brennt hier das Licht so grell. Laßt uns traulicheren Ort suchen!“

„So folge mir in die Tiefe des Kellers, ins Gemach, wo niemand lauscht, wenn ich dunkle Rätsel ergründe!“ Geheimnisvoll klang des Bischofs Stimme.

Der Seefahrer erhob sich und schritt auf den Neger zu, dem er ins Ohr raunte. Trotz der Riesengestalt

gleitend wie eine Viper, entschwand der Unhold, kehrte jedoch kurz darauf, ein Bündel schleppend, wieder.

Der Bischof schritt voran. An Kienspänen, die in einer Ausnehmung der Mauer flackerten, entzündete er eine Fackel und hinab ging's über Wendeltreppen, kreuz und quer. Drückende Schwüle lag in den Gängen und matt schwelte das Licht.

Bald ward's feucht und modrig, und von den Wänden träufelten Tropfen.

Der Seefahrer sah staunend seinen Bruder an:

„Seit Kindheit lebte ich auf unsrer Burg, doch diese Treppe stieg ich nie! Nackt liegt das Felsgestein zur Rechten und Linken!"

„Ich fand eine Falltüre, die hier hinabführt!" lächelte der Bischof. „Wirst noch staunenswertere Dinge blicken!"

Sie waren an der Rückwand eines Felsengemaches angelangt. Bläulich schimmerte, ihnen gegenüber, ein vergittertes Fenster. Mit raschem Schritte trat der Seefahrer drauf zu. Da gleißte unter ihnen das Meer und aus geballtem dräuenden Gewölke lugte der Mond. Bleierne Stille lag über den Wassern und schwül strömte es zum Fenster herein.

Den Brüdern trat der Schweiß auf die Stirne und der Neger setzte die Truhe und Bündel keuchend auf den Boden. Dann kauerte er sich daneben.

Jetzt sah sich der Seefahrer um: Polster lagen da auf dem Estrich und Felle, und die Fackel steckte in einer eisernen Pfanne. Ein Teppich fiel bedeckend übers Fenster. Still ward's im Raume.

Da schnalzte Seefahrer mit der Zunge.

Der Neger öffnete das Bündel und entnahm ihm einen, über und über verwitterten, vergilbten und

angeschimmelten Krug. Dann stellte er zwei goldene Becher hin.

Der Hals des Kruges knirschte brechend: Dicker blutroter Saft troff in die Becher.

„Heil, Bruder! Edelster Wein aus Persia, gebrütet in dumpfen Sonnengluten!“ rief Seefahrer. Und die Brüder tranken und es strömte glutheiß in ihre Kehlen.

Wieder glitt der Diener zum Bündel und brachte zwei Rohre. Der Seefahrer steckte die Bernsteinspitze in den Mund und hieß den Bruder das gleiche tun und kräftig schlürfen. Als der Neger Brand an die Köpfe der Pfeifen gelegt hatte, da entströmte ihnen gar wilder, betäubender Qualm.

„Versteht dieses Untier unser Gespräch?“ Der Bischof wies mit dem Antlitz auf den stummen Herkules.

„Keine Silbe, Bruder; er kennt bloß die Zunge der Höllenhunde!“ lachte Seefahrer.

„Dann höre!“ Und mit jedem Worte, das der Bischof weiter sprach, ward sein Ton erregter, und seine Züge verzerrten sich.

„Seit früher Kindheit verstandest du mich, du, der Einzige. Sonderbares spinnt jetzt im Hause unsrer Väter die Netze. Schweig' still, Bruder, ich weiß, daß du es sahest! Hochfahrend ist der junge Ritter, wandelt seine eigenen Wege. Kehrt sich vom Herzen der Brüder ab.

War's nicht unser Traum, als wir uns der Waise annahmen, die jetzt zur herrlichen Jungfrau heranwuchs, sie einst in der Burg zu hegen zur Freude? Wollten wir nicht, du und ich, brüderlich teilend, in wildem Schauer ihres Leibes genießen und unsre heißen Wangen kühlen? Was vermögen die

frommen Schwestern, die sie heranzogen, gegen mich, den Fürsten unter den Dienern Christi? Würden sie es wagen, auch nur schlimmen Verdacht zu hegen?

Hätte nicht der junge Ritter unsre Pfade mitwandeln können? Was sollen wir keusch sein? Zähl' ich nicht erst sechsunddreißig Winter, nur zweie mehr als du? Da blühet mir noch manch andrer junger Leib und dir auch! Und leicht wäre die Teilung geworden! Als sie ein Kind war, wußte ich schon, daß sie sich zur Schönsten dieser Erde entfalten würde. Und nunmehr ist die süße Frucht reif zum Pflücken! Ja, unschuldsvoll ist noch jetzt ihr Herz und ihres Leibes Traumbild rein wie eine Lilie. Doch wie eine, die betäubend duftet und deren Kelch sich öffnet, den Tau zu empfahen. Du sahest es auch! Sahest es, als dein wüstes Volk den Reigen tanzte: Dunsteten da nicht ihre Sinne allmächtig den Lüsten entgegen?

O, über den Knaben! Er merkt es gar wohl! Doch er will sie zum ehelichen Weibe machen, daß sie im schalen Bette Junge hecket und freudloser Welkheit entgegendörrt, anstatt in unsren kundigen Armen zu verbrennen.

Und gestern starb der Einzige, der um meine Sünde ahnte, Sünde, wie er's vermessen und im Tugendstolze vertrockneter, lustunfähiger Greisenhaftigkeit nannte. Frei wäre der Weg!

O, über den Knaben! Löst er dem Lallen ihrer Sinne die Zunge, so ist unser heißer Traum dahin: Dann ist und bleibt sie Ehgemahl!

Doch was soll ich tun? Streng' ist sein Wandel und makellos! Keine Ursache weist sich mir, ihm Buße oder Bann aufzuwälzen. Fromm ist er und lind, gehorcht der Kirche wie dem König und gibt jedem

das Seine. Bluten soll er auch nicht! Ist ja schließlich unser Bruder! Unschuldig Blut vergieß' ich nicht! O, über den Knaben!

Hast du keinen Zaubertrank für ihn, Entdecker?"

Stumm schüttelte der Seefahrer sein Haupt.

„Gift hätt' ich, daß sein Leib sich krümmte und er dahinsänke wie ein Grashalm im Sturme! Mißfarbne Flecken bedeckten seinen Leichnam, und sein Antlitz würde schwarz im Verenden! Doch auch ich will kein unschuldig Blut sickern sehen, kein frommes Leben knicken. Wenn anders er nicht frevelte! Dann wehe ihm!"

Der Seefahrer sprang auf und schrie wieder unmenschlichen Laut.

Da grinste das Scheusal und riß die Truhe auf, die bisher verschlossen blieb. Und schüttete sie dem Bischof vor die Füße.

Da kollerten klappernd Hände heraus, verdorrte, verkrampfte, krallende Hände, schwarze, fahle, graue Hände und tanzten auf dem Boden und schoben sich übereinander und krabbelten durcheinander, Hunderte und Aberhunderte.

„In maiorem Dei gloriam!" krächzte der Seefahrer. „Zappelten einst an Leibern, so Jesum Christum gelästert und seinen heiligsten Namen! Hab' ihnen die Zung' ausgerissen, hab' sie gespießt, und mitgeführt zum erschröcklichen Exemplum ihre treulosen Tatzen!

Im Südland gibt's keine Milde! Dort wohnen Zauberei und Höllenspuk, satanische Orgien, Martern, Giftmord, tausendfacher Tod! Sonderbare Sprößlinge brütet die Glut der Sonne von India: Sah Männer, die starben und verscharrt wurden und wieder auferstanden im Fleische, andre, die Feuerbrand schluckten

und Schwerte, und ihren Leib durchstachen, ohne daß Blut sickerte. Noch andre, die Schlangen tanzen hießen und die Wasser des Baches aufwärts fließen machten.

Manch' abscheulichen Magiers Affenpfote liegt da vor dir im Staube! Schleicht dich Grauen an, Bruder? Wagst du's, eine zu berühren?"

Der Bischof zog am Rohr und lachte gellend.

„Freilich wag' ich's, Seefahrer! Sieh, hier halt' ich eine, hier die zweite in Händen! Ist's dir genug so? Scheusal, fang die Bälle!"

Und er warf eine Totenhand um die andere dem Neger zu, der sie stumm auffing und in die Truhe legte. Dann schlürfte er ungezählte Becher Weins.

„Und nun rück' näher zu mir, Seefahrer; das Weib muß unser sein, hörst du, es muß, muß, muß! Ich selbst will zaubern!"

Erschreckt sah der Seefahrer auf den Bischof.

„Zaubern?" wiederholte er tonlos. „Du, Christi Hirt, Schrecken der Magier, willst dich verbünden mit dem Erzfeind?"

„Erzfeind?" grinste der Bischof. „Doch laß mich reden, du verstehst mich mit nichten!

Wahr sprachest du! Ich verfolgte die Magier, briet sie und marterte manch einen. Weit im Lande hab' ich all den Unfug wider Jesu Christi Lehre ausgerottet: Da drang ich selbst denn tief in alles Geheimnis ein, durchstöberte ihre Bücher, kundschaftete ihre Taten. All ihre Arcana, Secreta und Occulta wurden mir offenbar.

Wie du Entdecker bist im Reiche der Leiber, Räume, Welten, so bin ich's in des Geistes Reichen: Ich erfand das einige Principium des infernalischen Getriebes!"

Der Seefahrer blickte gespannt auf den Bruder: „Begieriger bin ich jetzt, Kunde zu erhalten, als wenn ich mich nie geschauten Inseln mit vollen Segeln näherte!“

Leise, aber nachdrücklich flüsterte der Bischof: „Enttäuschung wird dich überkommen. Ich weiß nur: All die Magie ist eitel Blendwerk, es existiert überall keinerlei Zauberspuk!“

„Und das ist deiner Weisheit Gipfel?“

„Höhne nicht, Seefahrer, mehr ist's, als du ahnest! Du verstehest mich nicht, sag' ich nochmals. Eine Kammer, voll von Bein und Gerippen, Fledermäusen und brodelnden Kesseln, Büchern, in denen sonderbare Zeichen stehen und Sprüchlein, all das ist leerer Mummenschanz und Kinderspiel. Anderswo liegt die Hexerei!

Gott ist in euch inwendig, stehet im Evangelio. Auch Gottseibeiuns wohnt in uns drinnen. Draußen treibt weder Gott noch Satan sich umher nach Menschenart. Den meisten Menschen sitzt ein Stachel in der Seele, so sie nicht Gott in sich Oberhand gewinnen lassen. Gutes Gewissen nennt sich der Plunder! Doch übt und wirkt auch Satanas in jedem. Glaubst du, er kam, als er Jesum versuchte, behaart und nach Sulfur stinkend? In Christi *Seele* bäumte er sich, trieb den Körper hinan den hohen Berg und wies auf die Lande! Also geschieht's aller Kreatur. Schau dir einmal die Apparatus und Machinas bei grellem Tageslichte an, die dich um Mitternacht beim Geschrei des Schuhus den Höllenrachen und unsäglichen Graus blicken ließen! Lachen wirst du; wie ich lachte, als ich deine gedörrten Tatzen sah. *Das* ist nicht das Grauen, *das* fürcht' ich nicht! Mag's die Menge schrecken! Zu klar ist dazu mein Intellectus!“

„Und dein Zauber, wo bleibt der?“

„So laß mich sprechen, zweifle nicht, Umsegler des Erdkreises, ich will dir ja Rede stehen! Ich, ich fürchte nur das Andere! Hörst du den schauerlichen Ton? Das Andere! Weißt du, was das Andere bedeutet? Ich glaub', du weißt es nicht!

Als ich forschte, da blickte ich den Zauberern im Todeskampfe in die Augen. Nahe schob ich mein Antlitz an ihres. Schreiende Männer waren's, gewöhnliche. Nichts Dämonisches sah ich, dieweil ihr Auge brach: Gemeine Angst, zuckende Qualen, müdes Erlöschen. Rätsel im Leben, Rätsel im Tode. Das ist das ‚Andere‘. Es ist die Wirklichkeit und die fürcht' ich. Die oft so unschuldsvoll geschlichen kommt und, bevor du zweimal atmest, dir das Genick umdreht. Die stets so ganz, ganz anders wird, als sie dir dein Geist vorspiegelt. Das ewig Neue, das Unbekannte. Das dein Leben dreht wie den Turmhahn und trotzdem stets einfacher ist, als du begreifen kannst! Die setzt keinen Apparatus in Bewegung von Modergruft und Fledermaus, Hexenbrodem und Zauberkreis, Drudenfuß und Formelkram! Die lacht und tötet und rennt ruhig weiter, ohne Gewissen und Scham!

Und der Zauber? Wenn einer nicht um alles Gott allein in sich verspüren will, wenn er stark genug ist, mit Satanas im Busen zu leben, mag er's tun und schweigen! Da wird dann all der Schementanz in ihm anheben und er wird aufmerken lernen, wo der Böse im Nachbar sitzt. So er dann diesen Höllenhund beständig reizt und mit wohlbekanntem Futter speist, wird er sich im anderen bäumen, bis er auch diesen in den Krallen fängt. Der aber wird, unkundig dieser Wissenschaft und glaubend an all das Schrecknis

außer uns, das doch nur drinnen wohnt, willig Werkzeug werden, weil er vor seinem Selbst so davonrennt, als ob's ihm mit Hörnern, Pferdefuß und Gestank auf den Fersen säße.

Hahaha! Der entfleucht nicht, sondern wird bald mit Schaum vor dem Maule niederbrechen. Er kann's ja gar nicht aus dem Auge verlieren, sein Schreckensbild, das in ihm selber haust! Und nun nimm seinen Geifer, Bruder, bereite daraus Aquam Tofanam und schwindle anderen vor, es wirke solcher Trunk stärker als dein Wein!

Bin ich nicht alles Zaubers Meister, da ich sein Principium fand? Ich selbst, frei von Grauen, kühl, des Menschen Schicksalfaden spinnend, nur dem unheimlichen Anderen untertan, dem gefährlich Wirklichen, das die Menschen anzulächeln scheint.

So wollen wir uns auch der Jungfrau Lenden erringen! Ich sah heut' schon genug deutlich die Stelle, wo ihr Teufel sitzt: Grelle Farben sind's und Klänge, Wein und ahnungsvolle Reden! Gierig wird sie noch vor uns auftun ihren Leib, nicht zu sättigen wird sein die Brunst, wenn ihr Teufel im Herzen rumoret!"

Wieder schlürfte der Bischof Becher um Becher. Der Seefahrer schwieg, wie um das Gehörte in sich aufzunehmen. Dann sprach er eindringlich:

„So soll also alles Rauch sein, was ich sah und dessen geheimen Sinn ich nachlief? Bruder, irrest du nicht? Sind dir noch nie widerfahren geheime Vorzeichen, rätselbange Warnung, Träume? Dinge, die du mit bestem Willen nicht secundum Naturam deuten konntest?"

„Ja, ein Erlebnis und das peinigt mich! Aber es kann auch der Teufel in mir gewesen sein, der uns

manchmal unsre Sinne verrückt und Nebelbilder zeigt, die nicht da sind. Oder wahre Bilder verschiebt und verzerrt. Heute glaub' ich fest, es war sotaner Sinnestrug.

Ich sah nämlich vor vielen Tagen in den Straßen der Stadt einen Mann wandeln, angetan in schwarzen Samt und Barett, ritterlichen Wuchses, der glich mir und dir und dem tugendsamen Ritter von Antlitz. Nur Augenblicke sah ich ihn. Dann schwand er im Gedränge meiner Schau. Doch in dieser Spanne Zeit ruhte sein Aug' auf mir, das war so sonderbar groß und leuchtend. Und drang mir bis ins Mark. Wer mag's sein? Umfrage hielt ich in der Stadt. Meine Schergen, die den listigsten Fuchs aus seiner Höhle ziehen, hetzt' ich ihm auf die Spur: Verschwunden war er! Irgend ein Erdspalt scheint ihn verschluckt zu haben, wenn ich nicht an Täuschung meiner Sinne glauben soll. Doch genug des Zeugs! Schwül ist's herinnen zum Ersticken! Laß uns Seeluft kosten!"

Er schritt zum Fenster und zog den Teppich fort. Draußen war der Himmel gelb geworden. Noch massiger, noch bedrohlicher denn früher, schichteten sich jetzt die Wolkenbänke. Kein Luftzug regte sich.

Da stöhnte ein Ton durch die Stille, der den Seefahrer aufspringen hieß.

„Gemach Bruder, das Wächterhorn! Wer mag nahen? Auftrag gab ich, es wiederum zu benützen, seit du bei uns weilst. Vorher mußt' es lange Jahre schweigen, da es einzig deine Ankunft künden sollte."

„Jetzt nächtlings ein Ankömmling? Vielleicht sind's gar Feinde?!"

Beide Brüder und der Neger schritten eilig zu der Treppe, die sie hastig emporklommen. Sie kamen in

den Saal: Bleichen Antlitzes stand dort der Ritter und ließ stets neue Fackeln zünden, sodaß es blendend hell war.

„Führt den Mann herein!“ befahl er eben.

Die Türe tat sich auf, und an der Schwelle stand ein Mann, vom Kopf zum Fuß gekleidet in schwarzen Samt, am Haupte ein Barett und auf der Brust ein funkelndes Λ̄ aus seltsam gleißenden, demanthellen Steinen.

Und sein Antlitz glich Zug um Zug dem Antlitze der drei Brüder, doch sein Auge war groß und strahlend, herrlicher als das rätselhafte Zeichen auf seiner Brust.

Die Wangen des Bischofs verfärbten sich und wurden grau und fahl.

„Das — ist — er!“ raunte er heiser dem Seefahrer zu. Dann wankte er. Doch nur kurze Zeit.

Inzwischen war der Ritter auf den fremden Mann, der so adelig dreinschaute, zugeschritten.

„Wer bist du und wonach steht dein Begehr?“

„Ich führe keinen Namen, kein Wappenschild! Zeichen meines Standes ist das Λ̄ auf meiner Brust. Ich bin, der ich bin, der zwanzigste Erstgeborene aus dem Geschlechte des Steuermannes. Ich bitte euch für eine Nacht um Unterschlupf. Sonst kann ich nichts künden!“

Der Ritter drehte sich zu seinen Brüdern.

Die flüsterten mitsammen.

Unvermittelt trat der Seefahrer vor:

„Fremdling, steh mir Rede! Wie trifft sich's, daß du uns von Antlitz gleichest?“

Der Unbekannte blickte den Frager stahlhart an:

„Weiß ich's selbst? Fern stand meine Wiege, aus fernsten Landen kam ich. Ein Spiel der Natur mag's

wohl sein, doch eines, das mich lockte, in eure Kreise zu treten. Gemeinschaft hab' ich nicht mit euch, noch Verwandtschaft. Welten trennen uns, o Seefahrer!"

„Wie weißt du, daß man mich so nennt?" fuhr der Seefahrer auf.

„Vielleicht hört' ich's, vielleicht auch nicht! Weiß ich's selbst?" antwortete gelassen der Unbekannte.

Im Herzen des Seefahrers begann es zu brodeln und zu sieden. Er verlor die Fassung und rief nachäffend:

„Weiß ich's selbst, weiß ich's nicht? Antwortest und drückst dich beiseite! Hast wohl große Ursache, deine Heimat zu verschweigen! Wie willst du bei uns weilen, der du Argwohn selbst im mildesten Busen weckest? Steh' mir endlich Antwort!"

„Gut, Seefahrer. Also will ich dir beschreiben, wo ich herkam: Der Weg führt durch eine Wüstenei. Abendlich sah einst ein Entdecker Palmen fern am Himmelssaume. Der Tag ging still zur Rüste. So friedlich lag er da, der Palmenhain. Leiser Zephir spielte in den Fiederkronen und ließ sie ahnungsvoll rascheln und flüstern. Alle Kreatur verrichtete stumm ihr Gebet.

Da kam der Entdecker nahe und sah da über den Palmen eine güldene Kuppel schimmern. Sah viel Häuser, Paläste, Tempel! ..."

„Was sprichst du für wirres Zeug?" fiel erregt der Seefahrer ein.

„Gemach, mein weißer Dschin!"

„Ah! woher weißt du? ..... Brüder er ist irre! Ein Verrückter hat sich bei uns eingeschlichen! Gebt ihm die Schellen und die Narrenkappe, wenn er weiter fabelt!"

Da mengte sich der Ritter ins Gespräch:

„Fremdling, jetzt fordere ich Rechenschaft ob deiner Reden! Verstehest du?“

Da wandte sich der Unbekannte etwas zur Seite und sah unendlich mild den Ritter an:

„Du, der Ehre Sinnbild, grolle mir nicht! Lausche weiter: Mußt mir Rechtfertigung zubilligen! Ungestraft soll niemand mit Unbill streiten wider den zwanzigsten Erstgeborenen aus dem Geschlechte des Steuermannes! Ich ward beleidigt, ich pariere den Hieb, der auf mich vom Seefahrer gezückt ward!“

Und schnell, bevor jemand in sein Wort fallen konnte, sprach er weiter: „Also sah jetzt Tempel mit güldenen Dächern, unser Entdecker. Da dachte er im Herzen: Wer wird's je erfahren, was ich tat? Und da reifte ein Plan in seinem schwarzen Sinne.

Kurzum, er zog in die Stadt mit seinen Reisigen, und es erfolgte mancher Mord, manche Schandtat. Reine Mägdlein schleppten seine Horden vor die Mauern und aller Hölle Scheußlichkeiten ward an ihnen verübt. Geschändet, gespießt, versengt hingen die Fetzen ihrer sehnsüchtigen Leiber an spitzen Pfählen. Sorglich ward ihr Gewand in Truhen verpackt und fortgetragen.

Und wieder war es Abend: Da lohte all die friedlichste Stadt in grellem Feuerscheine, und tausend Menschen, die der Sonne Blick ebenso verehrten und liebten wie wir, wurden zusammengehauen.

Noch nicht genug! Vom Blut besoffen, ließ den Leichen der Entdecker ihre Händ' abschlagen und sie dörren wie Dattelfrüchte: Nennt es jetzo Tat zur höheren Gottesehr! Doch was sprach ich da? Wollte bloß sagen: Näher ist von hiesigem Orte diese Stadt, als von dorten zu meiner Heimatau!

Verstehest du jetzt meine Antwort, Seefahrer?"

Kaum war das letzte Wort verhallt, da tönte ein Pfiff. Und schneller als der Gedanke, fuhr der schwarze Riese auf den Unbekannten und ein Stahl blitzte in seiner Hand auf.

Doch der Fremde regte sich kaum von der Stelle. Nur wenig duckte er sich. Da scholl schon ein klatschender Laut, und, sich überschlagend, schmetterte der Riesenleib des Negers auf die Steinfliesen und blieb dort reglos liegen wie ein gefällter Baum.

„Was geht hier vor?" schrie wild der Ritter. „Ist unsrer Väter Burg eine Mördergrube, daß du, Bruder Seefahrer, widerliche Unholde wie Bluthunde auf einen Fremdling hetzest, der nichts tat als eine Mär erzählen?"

„Ist eben keine Mär, reiner Ritter!" lächelte gleichmütig der Unbekannte. „Erzähle dem Seefahrer nur zu wohlbekannte Geschichten! Drum gerät er so in Zorn. Half damals auch wacker mit, der Negerhund!"

Alle schwiegen: Machtlos knirschend der Seefahrer, stumm sinnend und brütend der Bischof, mit blitzenden Augen der Ritter. Keiner von den dreien verstand ganz den Augenblick.

Da hub der Unbekannte schon wieder an und sah auf den Bischof:

„Du irrest, Episcopus Jesu Christi, wenn du denkst, mich wegen Zauberei der Sanctissimae Inquisitioni zu überliefern!"

„Was ist's denn andres als Zauber, daß du alle Gedanken siehst?"

„Sei geruhig dessentwegen! Ist eben meine eigentümliche Natur, besser die Menschen zu durchschauen, als manch andrer. Hier lies diese Urkunde!" Und er reichte dem Bischof ein Pergament, von dem herab ein Siegel baumelte.

„Empfehlung vom König!“ rief erstaunt und überrascht der Bischof. „Kein Zweifel ist möglich: Hat die geheimen Zeichen, die nur Vertraute kennen!“

„Dann lasset mich schlafen, Männer, ich will euch’s vergelten!“

Der Ritter trat vor: „Komm, Fremdling, vergiß die Kränkung, die dir widerfuhr! Ich will sie dir abdienen durch Fürsorg’ und Gastlichkeit.“

Da wandte sich der Unbekannte noch einmal zum Seefahrer: „Wirst mich auch nicht vergiften, weißer Dschin, auch nicht Vipern in mein Lager stecken! Wirst ebensowenig nächtlings meine Haut mit tödlichem Dolche ritzen! Wirst mich auch nicht auf die Mauer locken und hinterrücks die Felsen hinabschleudern! Nichts wirst du! Ich hab noch seltenere Mittel, dich zu erschrecken, Liebling!“ Und er lachte leicht auf, verbeugte sich halb spöttisch, halb stolz gegen Bischof und Seefahrer und folgte dem Ritter, der ihn in üppige Gemächer geleitete und seine Hand fest zur guten Nacht drückte.

„Gräm’ dich nicht, guter Ritter, selbst du wirst niemals näher wissen um mich! Mich bindet heiliger Eidschwur!“

Der Ritter sah entsetzt auf:

„Schlage das Kreuz, Fremdling, und sprich vor mir ein Paternoster, wenn anders ich dir vertrauen soll!“

„Gern’ erweis’ ich dir sotanen Trost!“

Der Unbekannte kniete vor ein Kruzifix, das an der Wand hing und sprach laut und inbrünstig des Gebetes Worte.

„Verzeih’ mir meine Zweifel!“ sagte leise der Ritter. „Doch was sich begeben, wen soll’s nicht in Verwirrung bringen?“

„Ich hätt' an deiner Statt desgleichen getan, schlafe süß, mein Ritter!" antwortete der Unbekannte und neigte das Haupt.

Der Ritter übergab dem Gaste einen Bund Schlüssel, dann ging er überwältigten Herzens nach seinem Ruhegemache.

Inzwischen mühten sich der Bischof und der Seefahrer um den Negermenschen. Keine Spur einer Wunde war an ihm zu entdecken, nur blutiger Schaum troff aus seinen Lefzen.

Seefahrer rieb seinen Schlaf mit mancherlei Essenzen: Da begann der Wilde endlich aufzustöhnen und plötzlich sprang er mit funkelnden Augen auf die Füße.

Wenige Worte richtete der Seefahrer an ihn und erhielt Antwort.

„Weiß es selbst nicht, der Mohr, wie ihm's widerfuhr. Spürt keine sonderlichen Schmerzen. Rätselhaft ist's und bleibt's! Niemand noch widerstand seinem Ansturme." Und der Seefahrer schüttelte den Kopf.

„Rätselhaft, sagst du? Unbegreiflich ist's! Schier sonder Erklärung. Wer ist dieser Mensch? Hat einen Brief von des Königs Majestate, treibt sich in meiner Residenz umher, ist nicht zu finden und aufzuspüren von meinen Schergen; kommt allein um Mitternacht, lacht unsrer Ränke und entlarvet deine Frevel.

Bruder, Bruder, solch unchristliche Dinge verübtest du? Soll ich dich unter Anklag' stellen?

Doch nein! So du Buße tuest und mir die Jungfrau zuerst lässest, will ich dir's vergeben! War sicherlich gottloses Heidenvolk in jener Südlandstadt. Verdiente nicht Besseres, denn Pfahl und Brand.

Weißt du Bruder, was mir schwant? Sendbote ist der Fremde, emmittiert vom heiligen Vater. Auf

gar festen Füßen steht nicht mein Ruf! Bin wegen meines allzuheißen Blutes etwas im Geschrei zu Romae.

Doch sei's, wie's sei! Hüte dich, Bruder! Ich weiß, Rachedurst brennt und wühlt in deinem Herzen. Laß ihn und gib ihm Fried' und Ruh'. Es wird der Tag kommen, da ich an ihm eine Blöße ergrübelte! Nicht der letzte Zaubrer wird's sein, der brennt. Trotz König, Empfehlung und rätselhafter Gabe, zu durchschauen tiefstes Denken!"

Das Gewitter war mit unerhörter Wut losgebrochen, das seit dem Abende schon am Himmel gedräut hatte. Rauschend stürzte der Regen. Der Sturm heulte und blaue Blitze wechselten mit erschütterndem Donner.

„Ist ein Satansbote!" preßte der Seefahrer heraus. „Bruder, lachest du nicht jetzo deiner früheren Worte, betreffend die Magie? Ist's auch inwendig in dir, daß dieser Unhold uns in knirschende Ohnmacht setzt? Ich fürchte mich, Bruder, solange der atmet. Du, verzeihe mir! Gern laß ich dir die Jungfrau. Treib' mit ihr dein lüsternes Spiel und wirf sie meinen Schwarzen vor, sobald dir vor ihrem befleckten Leibe ekelt!"

Ein furchtbarer Donnerschlag schmetterte durch die Luft. Dann war's still.

„O, auch ich fühle nicht eitel Freude, auch mich packte Grauen! Es war das Andere, das heute über uns kam, das undurchdringlich Andere!"

Stumm schieden die Brüder. Seefahrer rief den Negerriesen zu sich.

Die Nacht zog still und kalt weiter. — — —

Da knisterte es vor der Türe des Gemaches, drinnen der Unbekannte lag, und zwei Männer beugten sich lauschend vor.

Der Seefahrer war's mit seinem teuflischen Helfersknechte. Und er zog jetzt einen Schlüssel aus seinem Gewande und drehte ihn leise im Schlosse. Der Riegel wich.

Lautlos traten die Mordgesellen ein.

Tief atmete der Fremdling im Schlafe.

Da begann's blitzschnell zu rascheln und zwei kleine Dinger schwirrten durch die Luft und stießen gar sonderbare, schrille Pfiffe aus.

Dann fuhren sie den Eindringlingen mit scharfen Bissen an die Hände, und als diese sie haschen wollten, krallten sie sich ihnen über die Augen. Bevor noch einer von beiden nach dem Spuk gegriffen, tönte lautes Lachen vom Ruhelager her.

„Setzet euch, ihr kleinen Kobolde, suchet euer Plätzchen: Wach ist euer Herr, beschützt und schirmt sich selbst!"

Wieder schwirrte es durch die Luft. Die beiden verdutzten Ruhestörer standen da im grellen, eben gezündeten Lichte.

„Rühret euch nicht vom Flecke, Meuchler, jeder Schritt vorwärts ist sicherer Tod! Schauet her, hier sitzen meine Wächter!"

Unwillkürlich glotzten beide in der gewiesenen Richtung, noch starr und sprachlos. Vorzuspringen war ihnen jede Lust vergangen, da sie wußten, daß es nicht eitle Drohung bedeutete, wenn der Unbekannte warnte.

Und dort auf dem Tische hockten still zwei niedliche Kreaturen: Fast wie Wieseltiere anzusehen. Braun das eine, schwarz und weiß gesprenkelt das andere. Und hatten zierliche Schnauzen und runde ahnungsvolle Augen. Waren im ganzen nicht sonderlich größer als kleine Ratten. Pfiffen jetzt behend

ein kleines Liedlein, das unendlich hold anzuhören war.

„Gehet still auf euer Gemach, danket dem Herrn, daß ich meine kleinen Freunde nicht anders instruierte. Wußte ja, daß ihr mich besuchen würdet. Gar flink können meine Tierlein die Adern des Halses durchbeißen und die Augen zerkratzen, daß rote Fetzen bloß aus den Höhlen hängen. Zwerge seid ihr gegen meine Tierlein! Geht, laßt mich schlafen, Würmer der alten Welt!“

Mit mißfarbenen Antlitzen, verzerrt von Haß, doch angstschlotternd, rannten die beiden fort. Hinter ihnen her klang noch Lachen und gelles Gepfeife der niegeschauten Tiergeschöpflein.

Ein gleißender Morgen war angebrochen.

Kühler Wind, der nach Reisig duftete, strich, aus den Bergen im Norden entspringend, über die Burg der Brüder und wischte über die glatte Fläche des Meeres, daß diese in Streifen getrübt ward wie Milchglas.

Im Vorhofe der Burg saß auf einem Steinblocke der Ritter und starrte zu den Quaderfliesen nieder, aus deren Fugen üppiges Gras und Unkraut wucherte. Weiter entfernt ward das Gras noch üppiger und zusammenhängender, bis dort, wo die Umfassungsmauer mit ihren Zinnen gezogen war.

Den Ritter litt es nicht auf seinem Platze. Er stand auf und blickte den nördlichen Hang des Burghügels hinab, wo lotrecht die Mauern abfielen und in der Tiefe die Kronen der Bäume sich wiegend und wallend durcheinanderschoben.

So allunendlich schön die Natur!

Was war doch mit den Brüdern? Rätselhaft der Bischof, unergründlich der Seefahrer!

Standen sie ihm nahe? Drückten sie nicht vielmehr stets kalt sein Herz von dannen, wenn's ihnen nahen wollte? Früher hatte er's noch begriffen. Knabe war er ja damals. Aber jetzt, da er schon ein Mann war wie sie? Hatte er es, ihnen gegenüber, an Güte mangeln lassen und Gehorsam?

Ach wie fern waren sie! Und was sollte er gar von der bangen Märe voll schrecklicher Sünde denken, die den Seefahrer also entsetzte?

Da ergriff ihn doppelte Sehnsucht nach dem Herzen der Einziggeliebten, an dem er schon oft geruht hatte in erfüllter Nähe; wo er einsamer war, als wenn er allein wandelte, und beschützter als in den Kellern des Felsennestes, weil dann keine Sehnsucht ihn anfocht.

Und er wandte sich herum: Da schritt die Jungfrau quer über die Fliesen und war noch schöner anzuschauen als gestern auf dem Turme. Wie sie einherging, sich abhebend von den wuchtigen grauen Mauern, deren höchste Teile in der Frühsonne schimmerten.

Winzig war sie gegen die Quadertürme und doch s o groß!

Lebendiges Fleisch, in seiner unausdenklichen Einheit und Geschlossenheit, gegen totes, ziellos auseinander, durcheinander strebendes Gestein!

Sie grüßte leicht den Ritter. In ihren Augen aber lag ein weicher Glanz, voll Sehnsucht und Erwartung, daß des Ritters Sinn jubilierte wie die Lerchen in den Lüften.

„Bald naht die heilige Stunde, da wir beide vor

Gott hintreten, zu werden ein unzertrennlich Paar!“ flüsterte er innig.

Zu überhören schien’s die Jungfrau.

„Wachtet ihr noch lange, zechtet ihr noch? Sahet ihr noch den flimmernden Tanz und zauberhaftes Gleißen? Atmetet ihr Düfte und Arome?“

„Vieles begab sich nach deinem Fortgang, Geliebte! Doch hörtest du nicht, was ich zu dir sagte?“ antwortete im Tone leisen Vorwurfes der Ritter.

„Wohl hört’ ich’s, doch sind das, wähn’ ich, Dinge, über die noch die Nebel der Zukunft gebreitet liegen. Schone mich heute mit ernstem Gespräche! Laß mich des Morgentaues genießen und wachend träumen!“

Da fuhr er auf: „Ist’s dir zum Ekel, an die Zeit zu denken, da du mein ehelich Weib bist?“

„Was bist du also zornig? Schafft es dir Leid, daß ich mich des Morgens freue? Bist ohne Liebe, denkest nur stets an dich!“ Und sie kehrte sich ab und sprach kein Wort mehr, wiewohl der Ritter drängte und flehte. Schließlich drückte sie stumm seine Hand und sah, abgewandten Hauptes, über die Lande.

Voll von wirrem, unbegriffenen Weh stand er da und fühlte sich elend und von Allen verlassen, hinausgestoßen und bar der erträumten Nähe. Jeder Herzschlag rückte die Jungfrau in unerreichbarere Fernen.

Da piepste etwas zu seinen Füßen und als er niedersah, spielten, sich überkugelnd, zwei sonderbare Geschöpfe, braun das eine, schwarz und weiß gesprenkelt das andere, im Grase.

„Sind meine kleinen Freunde, Rittersmann, sind gar treu und lieblich, lassen sich von dir haschen und kosen!“ tönte die Stimme des Unbekannten, der plötzlich vor den zweien stand.

„Segne dir Gott den Morgen!“ Erstaunt bückte sich der Ritter und siehe da, die Tierlein sprangen auf seine Hände und sahen ihn so traulich an mit ihren Augensternen. Und ihr Fell war glänzender als Seide und weicher denn Eiderdaunen.

Die Jungfrau konnte sich das Erscheinen des Fremden nicht alsogleich erklären, bis ihr der Ritter Aufschluß und Bescheid tat. Doch graute ihr gar sehr vor der Ähnlichkeit des Mannes mit den Brüdern.

Der blickte forschend und mißbilligend auf sie, daß sie errötete und unstät ward.

Fürsorglich setzte der Ritter die Kreaturen wieder ins Gras, die weiter spielten und possierliche Sprünge vollführten.

„Scheint nicht die Anlage der Burg zu sein, wie sie in Vorzeiten stand; anders sind die Grundmauern als das jetzige Gebäu und viel Überreste deuten auf Vergangenes!“ sagte der Unbekannte und das Ʌ̅ auf seiner Brust funkelte und glimmerte.

„Recht hast du gesehen, wunderbarer Fremdling! So, wie sie heute ist, thront die Burg auf den Ruinen eines Königssitzes. Könige waren unsrer Väter Urväter: Weit im Lande berühmt durch Edelsinn und durch die Schönheit und Tugend ihrer Frauen. Das vernahmen ruchlose Räuber aus dem Warägerstamme. Zündeten die Hallen und Türme, brannten sie zu Asche und schleppten die Frauen fort, Gott weiß es allein, wohin. Niemand sah sie wieder.

Doch — du gleichest uns von Antlitz und bist weit höher an Gestalt. Ist's nicht möglich, daß du von jenen Warägern stammest?“

Ahnung durchbebte den Ritter. Der Fremdling aber erwiderte kalt:

„Das weiß nur Gott, wie du es vorhin sagtest. Frage mich nicht Dinge, die im Dunkel liegen! Sag' mir lieber, woher ward dir Kunde von jenem Raub und Beutezug?"

„Sorgfältig studierte ich die Chroniken meines Stammes, die ein alter Mönch zusammenstellte. Gelüstet's dich, die Folianten zu sehen, so sei dir's gewährt! Droben ruhen sie bei andren Pergamenten und Büchern."

Der Unbekannte schritt gegen das Gebäude, um eine Inschrift zu betrachten, die auf marmorner Tafel dort eingelassen war. Eben wollte ihm der Ritter folgen, als mit schrecklichem Knurren ein mächtiger Bluthund in den Hof fuhr, der sich auf die spielenden Tierlein stürzte. Die Jungfrau schrie auf, und kalter Schreck überkam den Rittersmann. Im Geiste sah er schon die niedlichen Leiber zermalmt und bluttriefend zwischen den furchtbaren Zähnen des struppigen Unholds.

Er wollte auf den Hund hinzufahren, um die Tierlein zu schirmen. Doch stolperte er und brach ins Knie. Nur mehr eines Schrittes Länge war der Köter von den zarten Geschöpfen entfernt, Rettung schien unmöglich. Da richtete sich das schwarz und weiß Gesprenkelte kerzengerade auf. Seine Haare sträubten sich, seine Augen sprühten Blitze. Und es pfiff dem Feinde so gell und schauerlich entgegen, daß dieser, im Laufe stockend, in die Hinterbeine sank und vor Furcht aufheulte; und schließlich, als sich das Tierlein regte, winselnd, mit eingekniffenem Schwanze, davonstob, so schnell ihn seine Beine trugen.

Da klirrte ein Fenster ober dem Unbekannten, und für einen Augenblick waren das scheußliche Antlitz und die pechschwarzen Arme des Negers sichtbar, die einen bauchig geformten Korb ausschüttelten.

Kurz nachher klatschte es auf die Steinfliesen neben dem Fremdling. Dann begann neues Schrecknis, schneller als ein Mann atmet:

Eine schillernde Schlange richtete ihren halben Leib zur Höhe und blähte, unter greulichem Zischen, hinter ihrem Kopfe ein Barett aus gespannter Haut. Doch, noch bevor sie ihren Hinterleib dreimal am Boden geringelt hatte, schwirrte es durch die Lüfte und sie sank, mit dem Schwanze peitschend, zurück. Der Ritter hatte sich eben erst erhoben: So kurz war die Zeit gewesen, die zwischen den Geschehnissen lag.

Da sah er denn, wie das braune Wundertierlein der Viper am Genicke saß und ihr's trotz alles Widerstrebens und Gezisches und Bäumens jämmerlich zerbiß, daß der Kopf abseits rollte.

Sein Gefährte aber ergriff, wie scherzend, mit den Zähnen den noch zuckenden Leib und zerrte und schleifte ihn unter munterem Pfeifen über die Fliesen.

„Soll ich euch auf die Richtstatt schaffen, Mordbuben?“ donnerte der Unbekannte hinauf zum Fenster, das hastig zugeschlagen wurde. „Sehet ihr nicht endlich eure Ohnmacht? Glaubt ihr, daß solch arme Mätzchen bei mir verfangen, wie das rote Gift aus India, das ihr in meinen Frühtrunk gosset?“

„Doch nein!“ und er lachte belustigt auf: „Spiel des Zufalls ist ja alles! Bin eben kein Sonntagskind. Viel feindliches Geschick ist wider mich. Aber merket: Wie jener Geier, der dort draußen kreist, jetzt fallen wird, da er ein unschuldig Lamm bedroht, so wird's euch das nächste Mal ergehen!“

Weitab von ihnen öffnete sich neugierig ein Fenster.

Der hohe Mann trat an die Mauerbrüstung.

Dann zog er ein Stäbchen hervor aus seinem

Gewande, das grün in der Sonne gleißte. Nicht länger wars als zwei Spannen. Und er lugte und zielete scharf.

Kurz zischte es knallend ein-, zwei-, fünf-, — o Wunder! — zehnmal hintereinander und Feuer und Rauch stoben aus dem Instrumento.

Und, — noch größeres Mirakel! — sich überschlagend, fiel der Vogel aus ungeheurer Höhe wie ein Stein gegen die Erde.

Gelassen steckte der Mann sein Gewehr zu sich, rief die Tierlein und schob sie in die Tasche seines faltigen Samtrockes. Dann setzten sich alle auf die steinerne Bank, es wurde ein Morgenimbiß kredenzt, und der Unbekannte plauderte, gleich als ob nichts vorgefallen wäre: Selbst mit Bischof und Seefahrer, die, eben hinzugekommen, ihrerseits bittersüß Scherz und allerlei kurzweilige Erzählung erprobten.

Da erscholl das Wächterhorn. Alle traten zur Mauer und erblickten einen kleinen Wagen, der sich mühsam auf der gewundenen Straße heraufarbeitete.

„Mein Geräte nahet!“ und der Unbekannte schritt zur Zugbrücke.

„Soll mir nur lieb sein, wenn er längere Zeit verweilt!“ raunte der Bischof dem Seefahrer zu. „Vielleicht deutet sich uns noch das Geheimnis. Ich will alles tun, ihm die Schleier fortzureißen, die er um sich gewunden!“

„Mag er weilen, mag er gehen!“ grollte der Seefahrer. „Nichts mehr will ich wider ihn versuchen. Ist ohnehin blöde genug bei all seiner Zauberkunst! Warum trat er mich nicht in den Staub? Recht kannst du haben, Bruder, ist wahrscheinlich des Papstes Legatus missus!“

Inzwischen war das Gefährte über die Zugbrücke

gerollt. Ein einzelner Mann saß drauf. Der half, gar wenig Bündel und Truhen abladen und in des Fremdlings Gemächer schaffen. Auch eine Rüstung schleppte er, sorgsam eingewickelt in grobes Linnen.

Und still wie er gekommen, so fuhr der Kärrner wieder fort und entschwand bald den Augen.

Früher Vormittag war's.

Da nahm der Ritter den Unbekannten abseits und sprach zu ihm:

„Nicht duldet's mich heute auf der Burg. Morgenden Tages wird der Bischof in seine Residenz abziehen und, so Gott will, den Seefahrer mitnehmen. War ja nur anwesend, den trauten Toten einzusegnen. Dieweil will ich zur Jagd in die nördlichen Berge reiten, um mein Gemüt, das seltsam woget, zu sammeln. Magst du für mich diese Stunden all das hüten, was mir teuer ist?"

„Gern will ich dir Schmuck und Schätze, Stein und Riegel vor Unbill wahren!" antwortete der Mann im schwarzen Sammetwams.

„Was sorgen mich solche Dinge? Du verstehest mich schlecht! Schützen sollst du meine Geliebte!"

„Ritter, verzeih' mir meine Antwort! Eidschwur verbeut mir aufs Strengste, mich in Menschendinge zu mengen, so sie nicht nach meinem A̅ greifen. Vor Tier und Unwetter darf ich sie schirmen, nicht aber vor andren *Menschen*!"

Unwillig wandte sich der Ritter ab.

„Wird sich selber bewahren, braucht dich nicht!"

„Gott gebe es, amen!" klang es mild dagegen.

„Verzeih' mir und gehab' dich wohl! Vergaß ja,

daß der Bischof auf der Burg weilt: Der sorgte sich schon oft um sie wie um ein eigen Kind!"

Und der Ritter ging eiligen Schrittes fort, und bald donnerten die Hufe seines Renners über die Zugbrücke. Nicht Valeas sagen hatte er der Jungfrau können, sintemal er sie nirgends fand. War wohl mit ihren Frauen in den Wald gegangen unter der Burgmauer.

So ritt er denn querfeldein und bald umgab ihn das Rauschen hoher Baumkronen.

Den ganzen Tag sprengte er umher, im Herzen wirr und voll Sehnsucht.

Gegen Abend gelangte er endlich zu den Wiesenhängen, die gegen Westen zur Ebene abfielen. Am Waldessaume band er sein Roß an einen Ast und setzte sich auf moosiges Gestein.

Weit lag es vor ihm, das satte Gefilde. Und leiser Glockenklang wehte ersterbend mit dem Abendwinde herauf. Fernes Wagengerassel, Hundegebell, ein Ästeknacken: Und tiefe Stille umfing das All. Drüben blitzte es in den Zinnen der Stadt, auf breiter Meeresbucht kehrten Fischerboote heim, klein wie Mücken.

Ein Eichhörnchen spielte in den Zweigen.

„Mein Gott, Leben, allmächtiges Leben, wie lieb' ich dich!" rief der Ritter hinaus in das Abendschweigen.

Und er sah zum Eichhörnchen und lächelte.

Da glitt traumschnell eine biegsame Gestalt den Stamm hinan und fuhr auf das ahnungslose Tierlein. Und wie dieses endlich, den nahen Tod vor Augen, verzweifelt auf Nachbarkronen sprang, war ihm der Verfolger auf den Fersen und schon hatte er's gepackt und sog das Blut des wehrlosen Geschöpfes.

Wut im Herzen, legte der Ritter die Armbrust auf den Marder an, und ein blutender Klumpen kollerte, an die Äste klatschend, vom Baume.

„Zweifältiger Tod, wehe der Kreatur! Wehe Satanas! Warum brachtest du das Sterben auf die Welt? Schuldlos liegen sie da auf dem Rasen, zwei, die morgenden Tages auch noch Sonnenschein ersehnten!“

Der Ritter warf die Armbrust zur Erde und kalte Todesahnung beschlich sein Gemüt. Und er weinte einsame Tränen und weinte lange Zeit.

Bis ihn sein treues Roß wiehernd beschnupperte. Da koste er das edle Haupt und den edelen Hals und versank in wache Träume.

Zur Mittagszeit erst war die Jungfrau heimgekehrt. Kein Wort sprach sie. Und wenn der Unbekannte ihr ins Auge sah, blickte sie halb zornig, halb scheu zu Boden.

Als die heiße Nachmittagssonne über dem Gemäuer brütete, traf sie im Burghofe den Bischof.

„Kind, was ficht dich an?“ fragte er mit teilnehmender, weicher Stimme. „Verändert ist dein Wesen. Du schleichest müd' einher, und Gram scheint dich zu drücken. Freuest du dich nicht der baldigen Hochzeit?“

„Schone mich mit derlei Reden!“ und sie wollte forteilen.

Da faßte sie der Bischof an der Hand: „Pflicht ist es des Priesters und wievielmehr des Mannes, der seit je bei dir Vormundes Stelle vertreten, die Bekümmerte aufzurichten. Steh' mir also Antwort! Was ist dir?“

„Nichts ist mir widerfahren!“ lispelte errötend die Jungfrau. „Nichts, das ich mit Namen nennen könnte. Innen frißt das Übel an mir!“

„Welch’ Übel?“

Da kam der Jungfrau ein Gedanke: Sie blickte dem Bischof voll ins Antlitz und sprach: „Willst du mich beteilen mit dem heiligen Sacramento der Buße? Mich dürstet danach!“

„Ist ja heilige Pflicht, mein Kind! Wie freut es mein Herz, dir hilfreich Beistand zu leisten!“ und in den Worten des Bischofs zitterte es. „Folge mir nach kurzer Zeit hinauf in die Kapelle, dieweil ich mein priesterlich Gewand antue!“ — — —

Der Stein der Kapelle atmete Kälte. Und das halbdunkle Gewölbe war voll Weihrauchduft.

Im Beichtstuhle kniete die Jungfrau.

Als der Bischof sie nach ihren Sünden fragte, schwieg sie. Er flüsterte die Frage nochmals eindringlicher. Da endlich begann sie zu sprechen:

„Bischof, seit gestern hat sich all mein Leben gedreht und gewendet: Träume, die ich gestern hatte, sind heute Rauch und Dunst. Wie erwacht schein’ ich mir. Und meine Ziele sind andre worden.

Bischof, mich liebt dein Bruder in wahnwitzig heißer Glut und will mich zum Altar führen.

Heute weiß ich, daß ich ihn niemals liebte:

Das ist meine große Sünde.

Schwur ihm heilige Treu’ und kann sie nimmer halten! O lasset mich zurück ins Kloster, will mich weihen dem Dienste Mariae und meine Sehnsucht vergessen!“

Erregt horchte der Bischof auf: „Deine Sehnsucht? Wonach steht die, wenn du nicht liebest, wie du sagtest?“

„Zweite Sünde ist's! Siehe, ich kann dir's ja selbst nicht ausdrücken, was mich bewegt: Toll könnte mich der Gedanke machen, daß es das Ende sein soll, sobald ich ins Bett des Ritters steige. Darf von dieser Zeit nicht mehr rechts und links blicken, kein Blütentraum erster Liebe wird mir wieder duften, nichts, nichts! Abgeschlossen ist alles, ist die letzte Seite meiner Lebenschronik: Meine Sehnsucht sinkt hinter mich ins Leere!"

„Sehnest du dich nicht nach holden Kindlein?" Heiser klang's und gepreßt.

„Nein, nimmer von einem Manne, so mir heut' ein schwacher Träumer scheint! Was tat er denn, was erlebte er? Ist der ein Mann, einer, der paarmal im Turnei die Lanze brach? Der seit Jugend hinter Büchern saß und im Walde den Vöglein lauschte? Pfui über ihn! Nie soll er mich bezwingen, nie mich zum Weibe machen! Schänden würd' er mich, beschmutzen, der ahnungslose Knabe! Pfui, er glaubt nicht einmal an Gott, wie ihn die heilige Kirche glaubet!"

Die Jungfrau schrak unter ihren eigenen Worten zusammen: Ihr war das Geheimnis entfahren, das ihr der Geliebte in seligen Stunden als sein Tiefstes anvertraut, und das sie mit heiligem Schwure gelobt hatte, zu bewahren.

Doch auch durch des Bischofs Hirn zuckte Schrecken. Riß ein Dämon seine Wünsche in die Nähe der Erfüllung? Er sprang mit vorgebeugtem Kopfe und funkelnden Augen in die Höhe.

Die Jungfrau brach in lautes Schluchzen aus.

„Steh' mir bei, o Gott!" wimmerte sie.

Alle Kraft sammelnd, setzte sich der Bischof, doch sein Atem keuchte.

„Künde mir die teuflische Bosheit, sonst bist du mitschuldig und fahrest mit zur Hölle!“

„Bin ohnehin verdammt, o Bischof! Niemals hätt’ ich’s sagen dürfen, brach einen Eid, als mir’s entfuhr!“

Da kehrten dem Beichtiger alle Kräfte zurück und er ward seiner entfesselten Sinne Meister.

„Törichte Jungfrau“ raunte er, „bist Wisserin eines Frevels, der sich gegen Gottes Majestatem wendet und wähnest, Gott heische von dir, daß du das Siegel solchen Geheimnisses unverletzt wahrest? Pflicht ist es gegen den Schöpfer, heilige Pflicht, solches Gelöbnis zu brechen? Was würdest du von einem sagen, der um einen Anschlag auf dich wüßte und, weil er Geheimhaltung versprach, den Mord geschehen ließe und nicht die Obrigkeit warnte? Und was bist du gegen IHN, den Herrn? Was ist Mord gegen Ketzerei? Mord tötet den Leib, Ketzerei die Seele! Mord läßt uns sterben, um in die Ewigkeit einzugehen. Ketzerei verdirbt die Seele auf ewig, läßt sie braten in der Hölle bis zum jüngsten Tage, und von da in alle Zukunft!

Deine Sünde war’s, dem Missetäter Verhehlung seines Delicti zu schwören! Schwere, schwere Sünd’!

Aber, so du jetzt den Unfug an das Licht der Sonne ziehest, sollst du mildere Buße leiden! Wähle denn!“

Die Jungfrau kämpfte mit sich selbst. Vernichten konnte sie nicht mehr, was gesagt war. Noch einen Augenblick traten ihr süßeste Stunden ins Gedächtnis. Dann aber stieg wieder Abscheu in ihrer Seele empor und sie sprach fest:

„Bischof, liefre mich den Schergen aus: Mich selbst hat er verlockt zum Irrglauben!“

„O über den Satan!“ schrie laut der Bischof, daß

die Stimme durch die Kapelle dröhnte und sich im Echo brach.

Die Jungfrau fuhr zusammen und ward kreideweiß. Und sie flüsterte hastig: „Alles, alles will ich bekennen: Nur löse mich aus der Verdammnis Krallen!“

„Bekenne!“ Undurchdringlich, unerbittlich blickten sie des Bischofs Augen an.

„O, — ich weiß nicht! — Wo, — was soll ich sagen? — höre! — so höre!“

„Ich höre ja, Kind! Fürchte dich nicht! Gottes Finger hat mich dir gesandt zur Rettung. Fürchte nichts!“

„Also — will — ich — dir's — sagen: Er nannte sich, als wir noch an unsre Liebe glaubten, einen Entdecker: Kühnen Entdecker im Reiche Gottes!“ Und mit wachsender Erregung sprach die Jungfrau weiter:

„Erst wollt' ich ihn zurückführen zum wahren Bekenntnisse, doch da glühte sein Auge verzückt und er behauptete, er allein wisse, was die Schrift bedeute. Alle seien auf falschem Pfade, selbst der Nachfolger Petri zu Romae sei verblendet. Alles sei nur Sinnbild, nicht Wahrheit! Und da kündete er denn: Gott ist das Lebendige. Satan der Tod. Höheres Leben ist heilig, Alleben göttlich. Sünde sei das, was das Göttliche bedrohe. Mord ist Lebensvernichtung, folglich größter Frevel. Nicht kann ich's dir so sagen wie er. Frag' ihn selbst! Er wußt' es zu schmücken, daß ich schließlich auch verführt ward und an die Ketzerei glaubte. Gott sei mir gnädig! Aber heute weiß ich, was er will, ist gar nicht Leben! Will mich fern halten von unschuldsvoller Freude, denkt nur an sich und seine Grillen! Sahest du, wie er mich

gestern fortriß vom Gelage, der Neidische? Und war doch nichts als höheres Leben, was uns umbrauste!

Was ich wußte, sagte ich. Strafe mich!“

Lange sann der Bischof nach. Dann brach er los: „Entdecker will er sein? Sonderbare Brüder! Einer segelt um den Erdkreis, der zweite erspürt den geheimen Sinn aller Magie und der letzte will neue Lehre und Heilsbotschaft erkunden!

Drei Entdecker! Drei Brüder: Der Wille ist ihnen gemein, der nach Unerforschtem stehet!

Doch was red' ich da?

Gott soll das Leben sein? Petri Nachfolger verblendet? Abscheulicher Ketzer, verworfener Antichrist! Werden ihm seinen Götzen, das Leben, schon verbrennen, so er nicht abschwört.

Alles nur Sinnbild? O, ich verstehe seine Bosheit! Das Sinnbild straft nicht, rächet nicht Unbill! Das Sinnbild kann gehöhnt werden und rührt sich nicht. Ist ja nur des Menschen Werk!“

„Das sagte er auch!“ sprach da die Jungfrau dazwischen. „Mit höllischem Frevelsinn rief er: Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde!“

„Wußt ich's nicht sogleich?“ Dumpf und drohend ward des Bischofs Stimme. „Der muß unschädlich gemacht werden! Hast du noch Gemeinschaft mit ihm?“

„Nein, ich sage mich los vom Verdammten!“

„Doch was willst du für eine Buße tun, da du so lange diese unerhörten Irrlehren hehltest?“

Leidenschaftlich schluchzte die Jungfrau auf. Dann schlug sie mit der Faust auf ihren Busen und flehte:

„Peitschet meinen nackenden Leib, auf daß Satan entfliehe!“

Dem Bischof ward es rot vor seinen Augen. Er krallte seine Hände an das Holz des Beichtstuhles.

„Du hast gewählt, dein Wille werde dir!“ keuchte er hervor. „Soll’s vor allem Volke geschehen?“

„Mein Gott!“ schrie die Jungfrau auf. „Mein Gott, solche Schande ertrüg’ ich nicht! Brennet mich lieber, als derartige Schmach! Preisgegeben meine Lenden dem Blicke des geilen Bauern! Hilf mir!“

„Sei ruhig, Kind! Du sündigtest im Geheimen, im Verborgenen leide drum die Buße: Mach dich fertig!“

Angstzitternd erhob sich die Jungfrau und wankte aus dem Stuhle.

„Muß es sein?“

„So du Absolutionem willst!“

„Gut, es sei denn!“

In einem weiten Kellergewölbe der Burg brannten düster die Fackeln. In schwarzen Gewanden, mit verhülltem Haupte stand der Bischof vor dem Leibe der Jungfrau, der weiß und herrlich durchs Dunkel schimmerte. Ausgespannt hing er an rauhen Stricken, und an Pflöcke waren die süßesten Knöchel geschnürt.

Dem knospenden Busen kamen die glühenden Augen des Beichtigers nahe, und ein heißer Atemzug streifte die zarte Haut.

„Ist’s noch dein Wille, die Buße zu tragen?“

Irren Auges, voll jammernder Furcht, nickte die Jungfrau, und ihre blonden Haare wallten um Schultern und Arme.

„So stärke dich! Kinderspiel ist’s nicht, sotane Sünde zu büßen!“ und der Bischof goß der Willenlosen Wein, dicken blutroten Wein, zwischen die lechzenden Lippen, den sie gierig schlürfte.

Dann ward es still im Raume.

Die Jungfrau wand sich schmerzvoll in den Fesseln und ein klagender Seufzer durchzitterte die Gewölbe. Da pfiff es schrill.

Unmenschlichen Laut in der Kehle, gurgelnd, schnalzend, plappernd, stürzte, nackt und pechschwarz, der Riese herein und schwang sausend eine Geißel durch die Luft.

Und ehe die Jungfrau noch Atem geholt, prasselten schon die Hiebe auf sie herein und legten sich ihr schmatzend um Rücken und Lenden.

Und stets aufs neue hob das Scheusal den Arm, und jedesmal kreischte die Jungfrau gellend auf.

Doch währte es nur wenige Augenblicke. Rote Striemen zogen sich, kreuz und quer, über des Leibes seidene Haut, die krampfhaft zuckte. An einigen Stellen träufelte sogar schon Blut.

Da schwand der Spuk.

„Du hast gebüßt!“ dröhnte es durch den Raum, „ledig bist du aller Sünde!“

Und als die Jungfrau wimmernd die Augen aufschlug, wallten Dämpfe durch die Gewölbe und betäubende Düfte kosten sie.

Plötzlich begann, wie aus weiter Ferne, zierlich klimperndes Saitenspiel von Harfen, und irgendwo sang eine unendlich weiche Stimme.

Sie fühlte sich so wonnig, trotz aller Schmerzen, und schloß die Augen: Frei von Sünde war sie ja!

Da tastete es an ihren Gelenken, die Fesseln wurden zerschnitten.

„O, nicht erwachen, nicht erwachen!“ Der Wein glühte in ihrem Fleische. Wenn es nur jetzt über sie käme, das Leben, das wahre Leben!

Starke Arme trugen sie weit, stets weiter. Sie

schmiegte sich schauernd an die harten Muskeln und Sehnen.

„O, jetzt lag sie auf weichen Pfühlen! Und leise ward sie von schnellen Händen betastet, heiße Küsse hauchten über ihr Antlitz, ihren Busen, ihre Lenden.“

Abwehrend streckte sie die Arme von sich, doch nur, um aufs neue mit jagenden Pulsen und wirren Sinnen zurückzusinken.

Da kam's über sie, keuchend pochte die Leidenschaft des Bezwingers an die Pforte: Ihr Schoß öffnete sich und schreiend vor wilder Lust wälzte sie sich in den Armen des Bischofs.

Sonderbare Dinge sollten heute noch vor sich gehen. Auf der Tafel im Saale war alle Pracht getürmt, die India, Ophir, Persia in den Händen des Entdeckers gelassen hatten. Neger trugen dampfende Platten und Schüsseln. Goldene Becher kreisten und Gesang und Zimbelspiel und Flötenklang tönte. Helle Seide schmückte alle, und Seide war über die Tische gebreitet.

Nur der Unbekannte saß da in schwarzem Samte. Um so grausiger leuchtete das Ā auf seiner Brust, das all die Pracht zu trinken und wiederzustrahlen schien.

Die Geliebte des Ritters lachte und scherzte um die Wette mit dem Seefahrer und dem Bischofe, und nur, wenn sie das dräuende, meertiefe Auge des Fremdlings traf, ward ihre hastige, unermüdliche Rede verwirrt.

Wieder, wie am gestrigen Tage, nur ausführlicher, erzählte der Seefahrer von mancherlei Abenteuern

und Wundern. Und wieder rief er seine Diener, die allerhand Gaukelei und Kunststück vorzeigten. Spielten mit glänzenden Bällen. Warfen Messer, ließen Schlangen tanzen. Verzerrten ihre Leiber und verschlangen sie zu sonderbaren Fratzengestalten. Kletterten mit Affen um die Wette auf Stangen und saßen auf stehender Leiter. Purzelten überschlagend auf die Fliesen, ohne sich zu schädigen.

So ging's geraume Weile.

Erhitzter waren alle Köpfe durch reichlichen Genuß des üppigen Weines geworden.

Aufgesprungen war die Maid und klatschte, glückselig lachend, in die Hände. Aller Schmerzen hatte sie schon längst vergessen und begann, sich im Reigen zu wiegen.

Es kamen Tänzer und tanzten um sie den Schwertertanz und fielen schließlich huldigend ihr zu Füßen.

Taumel hatte die Zuschauer ergriffen. Negermädchen und Mägdlein aus India streuten Blumen. Alles hub an, im Kreise zu wirbeln; Arome bebten durch die Lüfte, und es lärmte und tollte und jauchzte und brüllte.

Nur der Fremdling saß noch auf seinem Platze.

Da begann ein neuer Tanz, der an Wildheit alles Vorherige in den Schatten stellte: Ohrenbetäubend raste es durch die Halle. Pauken schlugen, Flöten schrillten, Saiten klimperten. Und die schwarzen Männer stürzten sich auf die Mädchen und rissen sie umher und warfen sie zur Erde und paarten sich mit ihnen unter manch Geschrei.

Die Geliebte krallte sich an des Bischofs Arm und flüsterte heiß: „Noch eine Sünde hab' ich auf dem Gewissen, komm, ich will dir beichten!"

Unbemerkt vom tollen Haufen, schlichen die beiden in die dunkle Kapelle.

„Sag' mir die Sünde, oder behalte sie im Herzen: Du hast genug gebüßt!"

„Gebüßt? Mit Wonnen segnetest du mich! Eine größre Sünde beging ich: Daß ich, aus falscher Scham, dir nicht gleich den Leib öffnete, dir, der du ein wahrer Mann bist. Komm mit mir, wohin du willst, und genieße meiner, die sich dir freien Willens gibt!"

Brünstig drückte sie sich in des Bischofs Arme.

Der zog sie über geheime Treppen in ferne Gemächer und so kosten sie bis zum Hahnenschrei in sündigster Umarmung.

Als der Morgen anhub, machte sich der Seefahrer fertig zur Reise. Auf grauem Bogengange begegnete er dem Bischofe:

„Nun, hast du dein lechzendes Herz gestillt?" lachte er ihm entgegen.

„Laß das! Größere Aufgaben stehen noch vor uns. Du sahest jetzt, wie mein Zauber wirkt. Ehelich Weib wird die nimmer! Doch recht geschieht's dem greulichen Ketzer!"

„Ketzer?" fragend blickte der Seefahrer auf den Bruder.

„Alles wirst du erfahren. Müssen vielleicht gar die Burg berennen. Jeder Augenblick ist von nöten. Drum schnell! Auf zur Residenz!"

„Sei es! Ich bin fertig!" Und der Seefahrer wollte enteilen.

Da kam langsam der Unbekannte den Gang herangeschritten und grüßte leicht im Vorbeikommen.

„Wird dir einstens das Genick umdrehen, o Bischof, dein herrlicher Zauber. Bevor du noch hinter mein Geheimnis dringest!“

Verständnislos glotzte der Bischof auf den Sprecher. Dann fuhr er ihn an:

„Reize mich nicht, Kundschafter des Papstes!“

„Kundschafter des Papstes? Für das also hältst du mich?“ Der Unbekannte lachte belustigt auf. „Hast dich gut benommen mir zu Ehren, wenn ich solcher wäre! Doch fürchte nichts: Bist mir eine Puppe, eine Maske, wie alle schmutzigen Männer der alten Welt! Ich weiß ja doch alles! Beichte, Buße, Schändung. Alles weiß ich. Und dennoch handle ich nicht. Also schlaf' ruhig mit deinem engelreinen Gewissen. Ich störe dich sicherlich nicht!

Leb wohl, vielleicht ist's das letzte Mal, daß wir einander ins Auge blicken!“

Ihrer Schwäche und Ohnmacht bewußt, verständnislos gegenüber den fremdartigen Lebenskreisen, schlichen die Brüder fort.

Bald rasselten die Wagen die Straße hinab, und hoch zu Roß, verließen der Seefahrer und der Bischof die Burg ihrer Ahnen. Und die Neger und viele Diener folgten ihnen nach.

Am späten Vormittage fand der Unbekannte die Geliebte der Brüder im Hofe auf der Steinbank sitzen und träumerisch vor sich hinsinnen.

„Setz' dich zu mir, Fremdling!“ hauchte sie ihm entgegen, „muß dir manches anvertrauen.“

„Bist du schon des Bischofs müde?“ fragte streng der Angeredete.

„Grauenhafter! Wie liesest du meine Gedanken? Doch magst du's tun, wie du willst. Mächtiger scheinest du zu sein als alle. Mich lockt und reizt die Macht, die ich im Manne offenbart fühle. Das ist eben das Männliche und von dem träumte ich!“

„Bist du mannstoll worden, Zerrbild eines Weibes?“ und der Fremdling stieß die Geliebte von sich, die versucht hatte, sich an ihn zu schmiegen.

„Tritt mich, mir soll's gleich sein; Ärgeres erfuhr ich schon!“ und sie nestelte ihr Gewand auf, daß das herrliche Fleisch zum Vorschein kam, darüber sich elende Striemen zogen.

„Spare deine jammervollen Künste!“ Hart und unerbittlich blickte sie der Unbekannte an.

„So darf ich nicht deine Lippen küssen, Herrlicher? Darf nicht ruhen am Herzen des Mächtigsten? Nachdem mich zwei Brüder grausam enttäuscht? Soll nicht des Lebens Vollendung trinken, da ich kaum seinen Saum berührte?“

„Was rissest du die Schleier vom Mysterium, Elende? Warum ließest du die herrlichste Liebe verachtend liegen um tierische Sinnenwut? Was planest du jetzt? Was willst du von mir? Ich werde es dir sagen: Erkunden willst du mein Geheimnis und hoffest dann, Beherrscherin der Welt zu sein, da nicht einmal i c h dir widerstand. Doch siehe: Am heiligen Ā bricht alles! Unendlich einfältig scheinst du mir nur und verworfen!“

Und er drehte sich auf der Ferse um und ging zum Hause. Denn Hufgeklapper kündete des Ritters Heimkehr.

Blumenbekränzt und lachend sprang der Jüngling vom Pferde.

„Sind sie fort, die störrischen Brüder?“ rief er dem Unbekannten entgegen.

„Morgens zogen sie ab!"

„Du aber bleibst Fremdling? Schöne Stunden wollen wir verbringen!"

„Ich bleibe!" erwiderte dumpf der Unbekannte. Doch der Jüngling sah nicht die Trauer im Auge des Gegenübers. Heiter fuhr er fort:

„Heilig ist das Leben! Mein Gleichmaß gewann ich draußen in der Natur. Und bin jetzt stark genug, die Geliebte wieder zu meinem Herzen zurückzuführen. Komm' in den Saal, künden will ich dir, was ich fand!"

Sie schritten die Treppe hinauf. Und beim Becher hellen, nordischen Weines sprach der Ritter mit funkelnden Augen:

„Nur der Geliebten vertraut' ich es bisher. Doch auch du sollst es nunmehr hören: Ich bin ein Entdecker! Einer in des Glaubens Reiche. Und siehe, wo ich Gott suchte, da fand ich das Lebendige. So kam mir schließlich die Erleuchtung: Gott ist das Leben! Gott ist ja nicht eine Puppe, die sich in Menschengestalt in Wolken tummelt. Unerforschlich ist er und nicht zu erfassen für uns. Steht über uns und wirkt und bewegt! Doch wie nenn' ich das Gestaltende? Ist's der Stein, der kalt dahinrollt? Ist's das Wasser, so vom Himmel zur Erde fällt und wieder nach mancher Irrfahrt zum Himmel steigt? All dies kommt ja vom Chaos und führt dahin zurück. Doch siehe einen Ameishaufen, siehe ein Vogelnest! Wie ist da alles anders, gehorcht einem Plane und schmiegt sich dem Willen! Furcht hab' ich, namenlose Furcht vor dem Granite! Vor dem Feuer und dem Wasser! Sind sonder Regung, sind töricht und grausam oder besser, für sie gilt gar nicht das Wesen des Gefühls. Sind des Satans

Werkzeug, selbst Satan, wenn nicht Gott, das Lebendige, sie in seine Bahnen lenkt und eindämmt.

Und das Gute, was ist das nach meinem Glauben? Wird ein Mann, dem Leben Gott ist, in eines fremden Bruderlebens Kreise zerstörend treten? Wird er nicht vielmehr lind sein wie Maienhauch und hilfreich und voll Rücksicht? Wird er nicht schaffen und gestalten, um Gott in sich zu mehren? Liebend seine Sonnenaugen auf dem All ruhen lassen, alle Erscheinung umfassend, er, der Welt Beherrscher und Knecht?

Mit der heiligen Schrift bleibt jegliches Ding beim Alten. Jesus Christus lehrte nichts anderes! Nur mußt' er es, dem Volk zuliebe, in andre Worte kleiden. Die Knechte Gottes freilich werden manche Greuel unterlassen, die sie jetzt verüben. Denn so groß ist zum Exemplum nicht die Schuld des Ketzers, daß man Gott in ihm zerstört und ihn jammervoll verbrennt!

Und höre noch etwas: Es war mir zur Qual, des Seefahrers Hexenstücke mitanzusehen. Und doch rief's in mir: Ist ja höheres Leben, das sich dir da offenbaret!

In der Natur fand ich die Antwort: Satanisch ist's, ist lebensfremd, was er treibt! All sein Tun ist drauf gerichtet, das Leben in uns in sengendem Wirbel zu verzehren. Laster und böse Künste sollen unsre Sinne brennen machen, bis unser Leib, siech und welk, mit Schwären bedeckt und von Gebresten gepeinigt, dem Würger müde in die Arme sinkt!

Saugend ist sein Spuk an unsrem Mark. Drum ist's Sünde an Gott, gegen das Leben!

Doch meine Geliebte begriff's nicht: Glaubte, ich neidete ihr ein Stück blühenden Lebens und ich konnt' ihr nicht genugtuende Antwort geben.

Heute kann ich's und will sie jetzt wieder zurückführen auf den rechten Pfad, daß sie nicht den Schlangenblicken unterliegt!"

Erschöpft schwieg der Ritter.

Der Unbekannte hatte sein Antlitz abgewandt. Doch als er's wieder gegen den Sprecher kehrte, rannen zwei Tränen über seine Wangen.

„Herrlich waren deine Worte, will sie meinen Brüdern künden im fernsten Reiche, die stets nach reinem Glauben dürsten!"

Da stürzte ein Bote in den Saal und warf in großer Erregung ein Pergament auf den Tisch.

„Was soll dein Betragen, Knecht? Du gehabest dich sonderbar!"

„Lies es, Herr, so schnell du kannst! Ein Gewappneter gab's mir unten auf der Straße! Ist vom Bischof!"

Erstaunt blickte der Ritter in die Zeilen. Doch bald sprang er entsetzt auf und schrie:

„Wer verriet ihm das Geheimnis? Hier steht es Schriftzug vor Schriftzug: So du nicht deiner Irrlehr', Gott sei das Leben, abschwörest und strenge Buße tust, verfällst du peinlichster Strafe. Vor deinen Mauern stehen wir, fünfhundert Reisige, mit manchem Geschütz und Feldschlang' und Hackenbüchsen. Verwirket hast du jeden Falles dein Vermögen. Auch die Ehe ist dir, sowie alle übrigen Sakramenta, verwehret, sintemalen du in Klostermauern, fern von hier, mindest zwanzig Jahr verbringen mußt. Wähle rasch, ich weiß um alles und hab' es bereits der Sanctae Inquisitioni tradieret, insonderheit den gotteslästerlichsten Spruch, so je ein Menschenhirn erhecket: Der Mensch schuf Gott nach seinem Ebenbilde!"

Alles Schöne sank vor der Seele des Ritters in

den Staub! All sein Leben war vernichtet; was er auch tun mochte! War da nicht schneller Tod besser?

Er richtete sich auf: Doch wer hatte ihn verraten? Zwei wußten um sein Geheimnis. Und da würgte es in seiner Kehle und er brüllte auf, wie ein sterbendes Tier.

„Geh!“ krächzte er, „schmeiß dem elenden Bruder den Fetzen Pergamentes vor die Füße und künde ihm: Gott ist das Leben!

Ich lache seiner und seiner Irrlehre und lege ihn in Ketten, wenn ich Macht dazu habe! Geh!“

Erschrocken enteilte der Knecht.

Da trat die Geliebte in den Saal, kreideweißen Antlitzes.

Der Ritter fuhr auf sie zu: „Hast du mich den Henkern preisgegeben?“

„Ich? Geliebter, was fällt dir bei? Dieser hier ist's gewesen, dieser, der durch Zauber deine Gedanken las: Mir wollt' er Zeugenschaft erpressen! Schleppte mich ins Kellergewölb' und peitschte meinen Leib, doch nicht ein Wort entlockt' er mir. Sieh her, sieh her!“ Und sie riß die Kleider vom Leibe, und irren Blickes starrte der Ritter auf die Pracht, die er bisher nur im Traume gesehen, und merkte schauernd die wilden Striemen.

Und in höchster Erregung preßte er das Weib in seine Arme und stöhnte: „Verzeih mir den Verdacht, du warst so sonderbar am gestrigen Tage!“

Durch die Gänge klirrten schon die Mannen des Ritters und alles Rüstzeug ward herbeigeschleppt.

Da stürzte sich der Ritter auf den Unbekannten. „Stirb, bevor wir versinken, Satan!“

Doch der Fremdling fing ihn wie ein Kind in seinen Armen auf und hielt ihn unwiderstehlich fest.

„Dein Leid ist unfaßbar, Unseligster, Reinster!" sagte er mild. „Ich kann's nicht ertragen! In Verdammnis will ich fallen deinetwegen und dir helfen. Will verrecken als erster Mann des Ā, der sich in Menschendinge mengte!"

Und er ließ den Ritter los und eilte hinaus.

Nicht lange währte es, da schritt er, angetan vom Scheitel bis zur Sohle in grünfunkelndem Panzer, durch den Saal. In der Linken einen hohen Schild, auf dem, übermächtig groß, das wunderbare Ā strahlte. Und, o Mirakel! An der Innenseite des Schildes saßen, in gepanzertem Behältnisse, die zwei Tierlein, ein helles Liedlein pfeifend.

Während der Fremde die Treppen des Turmes hinanschritt, um Schau zu halten, zitterte seine Seele. Er hatte also gewählt! Nie mehr würde er blicken des Riesenkreises Umwallung, nie mehr unter den krautigen Baumkronen seiner Heimatau schreiten! Nie mehr rauschte ein Wundervogel ihm zu Häupten, nie, nie! Und nie mehr würde er in die klaren Augen seiner Stammesbrüder sich versenken dürfen, um ihre reinen Gedanken zu ergründen! Und auch sie würden nimmer in seine Seele dringen und ihm nahe sein, ihn ganz, ganz verstehen!

Und dennoch mußte er dem Ritter helfen? Hatte nicht auch des Steuermannes Gemahl Gelübde gebrochen um höheren Zweck? Sie, durch die er blutsverwandt war mit den Brüdern? Sodaß er gar dem Ritter an Antlitz glich?

Er stand auf den Zinnen des Turmes. Da sah er drunten dräuend das Geschütz auffahren, sah die bunten Fahnen der Reisigen und Lanzknechte in der Sonne leuchten und hörte Trompetengeschmetter und Trommelwirbel. Eben ritt der Bote hinab.

Da wandte er sich um und sah ahnungslos gegen das Meer, doch nur, um mit einem Aufschrei in die Kniee zu brechen.

Was zog dort draußen über die Wogen?!

D a s T o t e n s c h i f f!

O, dieser lange, kahle, grünschillernde Rumpf, der ihn zu seligstem Sterben holte, der, getrieben durch geheimnisvolle Kräfte, überirdisch groß, durch die Wasser der Stadt zustrebte!

Das Totenschiff! Drauf saßen seine Brüder. Die reinen Brüder, nicht gleich ihm verbannt wegen Freveltat. Und drauf saß der Führer der Antarktis: Der einundzwanzigste Erstgeborene aus dem Stamme des Eislandkönigs!

Ahnungsvoll schrieen die Tierlein auf.

Die alte Welt versank vor ihm wie ein wüster Traumspuk.

„O Gott, sei gepriesen, daß ich der Versuchung noch nicht unterlag, ich, der ich als Knabe schon frevelte, indem ich nach der Führerschaft schielte und mich mit Gleichgesinnten verschwor, vom Stamme der Brüder abzufallen!

Armer Ritter, geh' deinen Schmerzenspfad, ich kann dir nicht helfen! Denn hülfe ich gleich, so würde bald die Macht von mir sinken: Nicht Herr wäre ich mehr der heiligen Kräfte, die mir nur die Zugehörigkeit zur Antarktis leiht. Selbst die Tierlein fielen von mir ab und stürben dahin!

Gott, großer Gott, das Volk deiner treuesten Diener liegt vor dir im Staube!"

Und noch einmal sah er über die Wasser, nocheinmal sog er den Anblick des Totenschiffes in sein Auge, des Schiffes, das da kam, ihn zu holen. Dann riß er sich los und schritt die Treppen turmabwärts.

Der Ritter eilte ihm gewaffnet entgegen.

Es dröhnte unten der erste Schuß.

„O Fremdling, es ist vorbei! Sie dringen durch einen Gang, den der Bischof kennt! Wir müssen fliehen! Widerstand ist nutzlos! Komm mit uns! Ich weiß einen anderen Pfad, den niemand noch sah, außer mir und meiner Geliebten: Er leitet uns durch Höhlen meerwärts ins Geklippe!"

„Ritter, ich muß scheiden, ich darf nicht beisteh'n! Lebe wohl!" Und, trotz der beglückenden Nähe der Heimat, voll Qual im Herzen, schritt der Unbekannte von hinnen.

„Bist der Verräter!" kreischte noch einmal der Ritter auf, dann schleuderte er sein Schwert mit Riesenkraft gegen den Rücken des Fremdlings. Doch zerschellend sprangen des Schwertes Scherben auf die Fliesen.

„Gott schütze deine Seele, Unglücklicher!" rief klagend der Unbekannte, dann stieg er, die Türe hinter sich verrammelnd, in einen Keller, wo ihm der Seefahrer den tiefen Brunnen gezeigt hatte.

Schaudernd blickte er in die Kluft, in der Nebel lagen.

Dann sprang er beherzt auf den Rand und beugte sich vor. Fast befiel ihn Schwindel. Doch es mußte sein! Er dachte an das Totenschiff: Er zählte die Steine und stieß endlich mit dem Schwertknauf gegen einen, der mit Gepolter in die Tiefe stürzte und eine schwere erzene Kette klirrend nach sich zog, die hinter dem Steine in einer Höhlung gelegen war. Noch einigemale schwang die ausgespannte Kette hin und wider, und der Steinblock krachte unten gegen die Wölbung der Brunnenwand: Dann hing sie straff.

Würde die Kette ihn tragen, die Jahrhunderte überdauert hatte? Was wußte er?

Das Totenschiff wartete! Er mußte auf diesem Wege hinaus, den er durch treue Überlieferung im Geschlechte des Steuermannes erfahren hatte: Denn wenn seine Rüstung auch Speer und Büchsenkugel und Bolzen wehrte, der Kugel des Geschützes war sie doch nicht gewachsen! Und sie würden auf ihn schießen, sobald er sich zeigte, das wußte er! Seefahrers und Bischofs Groll lauerten nur auf Rache.

Er befestigte also den Schild auf dem Rücken und beugte sich zur Kette. Dann rief er Gott an und, mit beiden Händen klammernd, hing er über dem schaurigen Abgrunde. Die Kette begann zu schwingen. Doch er faßte sie mit den Füßen. Und von Ring zu Ring ging es abwärts, bis er mit den Füßen den Steinblock tastete.

Da gähnte schon vor ihm, im matten Scheine der Fackel, die er oben gezündet, ein Gangloch.

Mit einer Hand ergriff er die ehernen Bügel, die ihm entgegenstarrten und, sich vorschwingend, stand er aufrecht im Gange!

Er hastete im Dunkel vorwärts: Endlos schien ihm der Pfad und dumpf war die Luft.

Da schimmerte es hell, weit draußen. Stets näher kam er dem Ziele, und schließlich trennte ihn nur mehr dichtes Gestrüpp vom Sonnenlichte: Er bog die Zweige auseinander und stand im rauschenden Walde.

Er befand sich unter der Ostwand der Burg, entgegengesetzt der Stelle, wo die Belagerer dräuten.

Da warf er sich ins Moos zu kurzer Rast. Dann richtete er sich auf und strebte auf geheimen Waldpfaden gegen die Stadt, um sie noch vor Sonnenuntergang zu erreichen.

Inzwischen tobte schon der Kampf in den Gemächern der Burg: Brandpfeile flogen von der Straße gegen den Giebel, die die Lanzknechte aus purer Mordlust, wider den Befehl, abschossen. Und prasselnd züngelten die Flammen am Gebälke empor. Der Rest der Getreuen des Ritters rannte, um Schonung flehend, dem übermächtigen Feinde in die Arme und ward gefangen abgeführt.

Der Ritter selbst, der noch kurze Zeit wie ein Leu gefochten hatte, war plötzlich verschwunden: Den Gegner zu täuschen, hatte er sich den Bezwingern gezeigt, während die Geliebte schon seiner im Gange harrte.

Blutbedeckt kam er hinunter, und rasch schritten die zwei den wohlbekannten Pfad.

Sie gelangten ins Freie und schlichen zwischen dem Geklippe weiter. Unter ihnen gurgelte das Meer.

Da schrie der Ritter plötzlich auf und wies hinaus auf die Wellen, auf denen, keine Meile entfernt, das riesenhafte Totenschiff dahinrauschte.

„Was ist das? O Grauen! Wer sah wohl je derartiges?“ Und auch die Geliebte starrte entsetzt auf die grünschillernden Borde.

„O!“ rief sie, „geht die Welt unter? Kein Mast ist zu blicken und dennoch regt sich der Leviathan?“

Und beide hingen in gebannter Schau an dem Rätselbilde.

Da glitten plötzlich, wie Schlangen, zwei nachtschwarze Arme von hinten um den Hals und die Achseln des Ritters, und unwiderstehlich riß es den Ahnungslosen rücklings zu Boden. Keuchend wälzte sich der Leib des riesenhaften Negers auf seinem Körper, und Stricke zogen sich um seine Arme und

schnürten sie empor und enger zusammen, daß der Harnisch krachte.

Der Unhold sprang auf, und trotz wütender Abwehr, lagen bald auch die Beine des Ritters in Fesseln.

Die Geliebte sah gelassen dem Treiben zu. Doch als der Neger Miene machte, sich auf sie zu stürzen, da kreischte sie auf, warf sich geraden Weges dem Scheusale in die Arme und bedeckte seine nackende Brust mit Küssen. Und koste seine Wangen und Flanken mit ihren Händen.

„Unselige, was tust du?“ ächzte der Ritter.

„Laß mich!“ tönte es zurück und sie hielt einen Augenblick inne. Starr und blöde grinsend, stand der Neger da.

„Du Ketzer, der du meine unschuldsvolle Seele fast in schwarze Verdammnis locktest, du Elender, wisse, deine Höllenfahrt ist mein Werk! Auch den Ausweg teilte ich dem Bischofe mit, auf daß du gerechter Buße nicht entgehest!

Du wolltest mein junges Leben in dein kaltes Bett zwingen, siehe nun jetzo, Entdecker des Lebensgottes, wie sich Leben durchringt!“

Und, zum Neger gewandt, sprach sie girrend: „O, deine Haut ist wie Ebenholz und deine Kraft ist unsäglich: Heiß glühet dein Blut, Mächtiger! Nimm mich, o nimm mich!“

Und wieder stürzte sie, sich windend und schmiegend, in die Arme des Riesen.

Der gurgelte auf. Dann begannen seine ungefügen Tatzen über den herrlichen Leib des Weibes zu tasten, stets ungestümer, bis er der Geliebten die Gewande mit jähem Rucke in Fetzen von den Gliedern riß und sie dann rücklings auf die Erde niederbog.

Wild wand sich der Ritter, bäumend in den unerbittlichen Fesseln. Doch der Satan warf schleppend

die Bezwungene quer über die Brust des Wehrlosen und büßte in dieser Lage seine Lust.

Blutend hingen die Lippen des Ritters in Fetzen herab, zerknirscht zwischen den Zähnen des Verzweifelnden.

Da ward es plötzlich im Geklippe lebendig.

„O du Heidenhund, wer befahl dir sotane Schandtat?“ schrie die Stimme des Bischofs. Und mindest zehn Lanzknechte rissen den Neger in die Höhe und legten ihn in Ketten.

„Du stöhnest ja vor Lust, Weib? Kam dir die Gewalt erwünscht?“ Verächtlich stieß der Bischof mit dem Fuße den Leib der Geliebten herab vom Ritter.

Dann erteilte er mit kalter Ruhe Weisungen: „Bewachet mir die Teufel scharf! Den Ketzer und den Heiden! Das Rad demjenigen, der nicht aufmerkt! Zum Lohn überlaß ich euch die Dirne zum Spiele, sobald die beiden zur Hölle gefahren sind. Habet auch auf sie ein wachsames Auge!“

Auf einem Hügel, nahe dem Meeresstrande, stand hochaufgerichtet der Scheiterhaufen, und eine frische Schlinge baumelte im Abendwinde an den Balken des Galgens.

Über alle Form des Verfahrens war der Bischof hinweggegangen. Wer wollte Zeugnis wider ihn ablegen, hier, fern von Rom und vom Könige? Konnte er nicht behaupten, höchste Notwendigkeit sei Gebot für äußerste Raschheit gewesen?

Doch eine Form hatte er beobachtet: Ecclesia non sitit sanguinem!

Die weltliche Behörde mochte die Schuld treffen! Wenn sie auch nur willenloses Werkzeug in seinen allmächtigen Händen gewesen war.

So stand er denn da, im Ornate, das Allerheiligste in den Händen. Und das Volk bedauerte, laut klagend, den gebeugten Bruder, der die Stärke gefunden hatte, zur höheren Gottesehre selbst Blutesbande zu verleugnen.

Die ganze Stadt war aus den Mauern geströmt, der nahen Richtstatt zu. Die roten Bauernkittel leuchteten im Scheine der, zur Rüste gehenden, Sonne, und grüne und braune Gewande wimmelten durcheinander. Reiter sprengten hin und wider und jagten die Neugierigen, die sich rotteten, auseinander.

Da dröhnte der gleiche Schritt der Lanzknechte. Zweihänder und Hackenbüchsen auf der Schulter, marschierten sie in geschlitzten Wämsern einher. Und umstellten den Platz der Richtstatt.

Von Schergen umgeben, kreischten die Armsünderkarren näher und näher. Im ersten saß stumm, gebeugten Hauptes, der Ritter, dessen Wangen so bleich zu schauen waren. Blut sickerte noch über sein Kinn.

Im zweiten dagegen hockte — bei Gott! — der Leibhaftige und schrie und gurgelte in der Zunge der Hölle.

Und neben jedem der Missetäter, saß ein Mönch mit einem Kruzifixe, der dem Verlorenen ins Gewissen redete, um seine Seele noch im letzten Augenblicke der Hölle zu entwinden.

Kurze Befehle schollen über den Richtplatz.

Mit einer stolzen Gebärde, wies der Ritter den Seelenhirten von sich und ward unter dem Gaffen des Volkes mit gefesselten Händen den Scheiterhaufen hinangeführt. Dort schnürte man seinen lichten adeligen Leib an einen hohen Pfahl.

Der Bischof trat mit dem Allerheiligsten unter den Holzstoß. Hoch hob er's und rief: „Verirrter Ketzer, schwör' ab! Noch jetzo kannst du zurück! Siehe den Herrn, verkörpert im Brote!"

Da blickte der Ritter verklärt über die Lande und Leute: „Heilig ist das Leben!" sprach er laut, mit fester Stimme. „Vollendet, ihr Teufel, die Reihe eurer scheußlichen Verbrechen! Verbrennet Gott in mir, senget das Lebendige! Was ist mir jetzt noch Tod, da ihr mir alles zerbrachet, was mich Gott lieben ließ?

Ich fahre hin, doch andre werden kommen und künden: Gott ist das Leben! Und da wird die neue Welt erstehen sonder Mord und Schrecknis!"

„Verstockter, so willst du zur Hölle?" brüllte der Bischof.

„Zündet!" klang es, fast jauchzend, zurück.

Da beugte sich das Volk murmelnd zur Erde und schlug, entsetzt ob solcher Starrköpfigkeit, die Brust.

Und der Laut des Schreckens tönte weiter und pflanzte sich fort bis zum entferntesten Gaffer.

Verhüllten Hauptes, wandte sich der Bischof ab.

Der Henker legte Brand an die untersten Scheite des Stoßes.

Es tönte Hufgeklapper. Ein Reiter sprang vom Rosse. Der Seefahrer war's, der mit den Fäusten Bahn durch das Volk brach.

Eben führten Schergen den Neger unter den Galgen und kniffen sein Fleisch mit glühenden Zangen. Dann ward ihm der Mund aufgesperrt und die Zung' ausgerissen. Einen Blutstrom spie er brüllend aus, und das Volk lachte und klatschte in die Hände.

„Wer wagt es, meine Knechte zu richten?" donnerte der Seefahrer und, schnell wie der Blitz,

hieb er rechts und links die Schergen mit dem Schwerte nieder, die gerade des Negers Hals in die Schlinge legen wollten.

Dann schnitt er ihm die Fesseln durch. Eben kam der Bischof mit dem Allerheiligsten heran.

Mit vorgequollenen Augen, noch immer Blut verspritzend und brüllend, duckte sich der Unhold. Hierauf sprang er, alle Widersacher abschüttelnd, dem Bischof an die Kehle und würgte ihn und schwang ihn in die Lüfte, daß Mitra und Pallium und Allerheiligstes zu Boden flogen. Krachen hörte man des Elenden Genick, dann schleuderte der Riese den Entseelten hin und sank selbst, verblutend, in die Kniee.

Die Flammen züngelten schon am Scheiterhaufen empor.

Da begann wüster Tumult, und ein vieltausendstimmiger Schrei zitterte durch die Luft.

Denn dort, hinter den Felsen des Ufers, glitt, ungeheuer mächtig, ein kahler, grüngleißender Schiffsrumpf hervor und bewegte sich ohne Segel vorwärts.

Unaufhaltsam zog er auf das entsetzte Volk zu, das auf den Strand vorlief und dort betend und heulend in die Kniee brach.

Und, von der Stadt her, schritt — o neues Schrecknis! — ein hoher Ritter und auf seinem Schilde strahlte im letzten Sonnenscheine, die Augen blendend, ein wunderbares Ā. Auch sein Harnisch funkelte in des Schiffes Farbe.

Der Seefahrer herrschte durch den Lärm den Lanzknechten zu. Doch die sich näherten und mit den Zweihändern nach dem Fremden hauen wollten, fielen, wie vom Blitz erschlagen, aufs Antlitz.

Da krachte denn manche Hackenbüchse. Der Fremde taumelte, und man hörte das Blei an seinen Panzer klatschen. Doch er schritt stets weiter.

Als er beim Scheiterhaufen vorbeikam, rief er hinauf: „Lebe wohl, Einziger, den ich liebte in dieser schmutzigen alten Welt!“

Müde tönte es aus dem Munde des Ritters:

„Ich verzeihe dir, daß auch du mich verrietest! Künde deiner Heimat meine Lehre und sag ihr, wa sie hier tun!“

„Das will ich! Leb’ wohl!“ Und der Unbekannte ging unaufhaltsam dem Strande zu.

Höher lohte der Holzstoß.

Der Unbekannte bestieg ein Boot.

Betend sank alles Volk auf die Erde, und der Seefahrer starrte auf das Sakrament, so im Staube lag und tolle Angst zerfleischte ihn.

Zitternd vor Sehnsucht, erklomm der Unbekannte eine Strickleiter und stand auf dem unermeßlich großen Verdecke des Totenschiffes. Weit hinten, beim Heck, sah er drei Gestalten: Er eilte näher.

Drei Männer aus seinem Reiche blickten ihm mit unendlich ernstem, weihevollem Antlitze entgegen. Und richteten die strahlenden Augen forschend auf ihn, die Augen des Naheseins, nach denen er sich so heiß gesehnt hatte, dreißig lange Jahre.

Der Mittlere war, ebenso wie die beiden anderen, in schwarzen Samt gekleidet. Doch überragte sein Wuchs den aller Brüder fast um Haupteslänge. Und auf seiner Brust gleißte ein übergroßes Ā mit dem blutigroten Querbalken.

„Heil dir, Führer, erhabener einundzwanzigmal Erstgeborener aus dem Geschlechte des Eisland-königs!“

Demütig kniete der Angekommene nieder.

Und der Führer der Antarktis nahm eine Urkunde zur Hand und las laut:

„Hast du, wissend um scheußlichste Taten, das Leben der schmutzigen Männer der alten Welt belauert?

Hast du entsetzt in ihr Herz geblickt?

Hast du gelitten unter dem wahrhaft Bösen und konntest nicht helfen?

Hast du allein gelebt lange Jahre, ohne daß dich einer nur halbwegs begriff?

Hast du schließlich eine reine Seele gefunden und geliebt? Und mußtest sie dem Teufel unterliegen sehen und den Kürzeren ziehen wider seine Knechte?

Hast du sie, getreu dem Wesen des Eislandes, so sich nicht um Menschendinge kehrt, so der alten Welt Fremdling ist und bleibt, hinsterben lassen, ohne sie zu erretten?

Dann löse ich, Führer, den Bann.

Dann hast du den Eidschwur des Eislandes gehalten, elender Verbannter! Frei steht es dir, für den kargen Rest deines Lebens auf dem Totenschiffe heimzukehren.

Um zu blicken in die Augen deiner reinen Brüder.

Um zu wandeln unter den Kronen krautiger Bäume.

Um zu kosen liebend trautes Getier.

Um schwirren zu hören des Wundervogels Flügelschlag.

Um zu verstehen und verstanden zu werden.

Um alleinzig zu glauben und nahe zu sein!“

„Ich habe es vollendet, getreu dem Eidschwur des Eislandes!“ rief des Steuermannes Sproß und

blickte den Brüdern furchtlos ins Antlitz und sah ihre nahen und liebevollen Gedanken.

Und sie sahen sein gereinigtes Herz.

Da rief der Führer:

„Wohlan denn: Südwärts! immer weiter südwärts!“

Und der Koloß bebte in allen Fugen, und das Wasser rauschte um seinen Bug.

Und es sank die Sonne. In grellem Glaste lohte die Burg der Brüder, grell flammte der Scheiterhaufen am Strande.

Und während die vier Männer einer besseren Welt noch lange zurückschauten auf die Brände, flog das Totenschiff traumschnell südwärts, immer weiter südwärts.

Das hohe Spiel

Das erste Paar trat aus dem sattgrünen Engpasse der gestutzten Allee in die verschnörkelte Ebene der Beete und Springbrunnen; und die Abendsonne eines verklärten Sommertages traf die hellen, geblümten Seiden und gepuderten Perücken; und je tiefer die Baumwände dunkelten, desto leuchtender erschienen die, wie in stetem Traume flimmernden Menschen einer, Welt und Schönheit beherrschenden Art.

Schnell zog das erste Paar, im gleichen Takte des Schreitens, ein zweites Paar nach sich; und so fort, bis die lange Reihe der Gesellschaft gegen die Freitreppe des Schlosses rauschte.

Köpfe neigten und wandten sich in eifrigem Gespräche, Blicke huschten umher, Stöckel atlasglänzender Schuhe klapperten leicht und gemessen. Die Elfenbeinzwingen langer Schäferstäbe tickten bereits auf den Marmorstufen, schwere Falten weiter Röcke begannen zu rieseln und zu knistern, und die bunten Bänder an den Spitzen der Stäbe wallten flatternd durcheinander.

Die Lakaien beugten ihre dienstfertigen Rücken und drehten beiderseits hohe Flügel oben abgerundeter Glastüren soweit zur Seite, als es die Angeln erlaubten.

Teppiche verschlangen das Geräusch der Schreitenden, sodaß plötzlich das Flüstern und Kichern, Rufen und Schwatzen die Oberhand gewann.

Die Jalousien des großen Saales waren bereits geschlossen. Dafür strahlten in Lustern und Girandolen dichte Bündel mächtiger Wachskerzen und machten, daß die vergoldeten Guirlanden noch gleißender, die weißen Wände noch naturentrückter schimmerten.

Die Paare fluteten jetzt bereits zwischen die Tische, und bald saß die ganze Gesellschaft in den geschnitzten Fauteuils.

Eine Stimme übertönte alle anderen: Auf kurzem Halse hob sich, etwas vorgeneigt, wie einen kleinen Höcker vertuschend, das derbe Antlitz des Gastgebers; und wies die fliehende Stirn, während die Nase, breit und gerade, zwischen funkelnden schwarzen Augen hervorstach. Eben wieder zuckte dieser Kopf und ließ den weißen Haarbeutel über den meergrünen, carmoisinroten Revers tragenden, Rock pendeln:

„Zwei werte Gäste fehlen noch in unserer Mitte; wenn das Glück uns begünstigt, mögen auch drei erscheinen!"

„Wer soll uns die Ehre geben?" Aus aller Munde ertönte fast gleichzeitig die Frage, Stühle wurden gerückt, aufgeregte Fächer jagten Parfumwolken durch den herberen Duft des geschmolzenen Wachses.

„Freunde, lösen Sie das verstrickte Rätsel!" lachte da, eigentümlich wiehernd, der Hausherr.

„O, ich weiß, die keusche Marquise!" piepste eine zarte Dame, während ihr Mieder unter dem Gekicher krachte.

„Dann wohl auch der hoffnungslose Admiral!" warf eine tiefe Frauenstimme boshaft dazwischen.

„Brav, edle Freundinnen! Erraten!" dröhnte wieder der Hausherr und erhob seine kleine, gedrungene Gestalt, um den Lakaien Winke für den Beginn des Mahles zu erteilen. Doch verließ er nicht seinen Platz, sondern setzte fort:

„Wer ist aber der Dritte? Das große Fragezeichen?“

Alle lachten, murmelten, und hie und da schnellten leichte Neckereien und harmlose Zurechtweisungen aus dem Gewoge.

„Verraten Sie uns das Geheimnis, Sire, wir wollen Ihre leckeren Braten in Ruhe verzehren!“ murrte ein beleibter Edelmann, wurde aber sogleich von einer Dame unterbrochen, die ausrief:

„Diese Marquise ist mir einfach unverständlich! Weshalb ist sie eigentlich keusch? Was trägt ihr das Martyrium für Zinsen? Wahrscheinlich fehlt ihr ein unentbehrliches Organ zur Liebe; — ich meine natürlich das Herz!“

Wie ein Schlag, kreischte schütterndes Gelächter im ganzen Saale. Die Sprecherin aber blickte mit feuchten Unschuldsaugen aus einem geneigten Gesichtchen, während die Pflästerchen auf den geschminkten Wangen nur leise boshaft zitterten. Verweisend schlug sie ihrem Nachbarn mit dem Fächer auf die Perücke, daß der Puder stob.

Als die Antlitze aus lasterhafter Verzerrung wieder gesetztere Falten zurechtgeglättet hatten, drohte der Gastgeber mit dem Finger.

Die Lakaien erschienen, und die überladenen Schüsseln dampften bald auf den Tischen.

Kurze Zeit verging, bis der erste Hunger Befriedigung gefunden hatte; auch die ersten Weingläser und Champagnerkelche gossen ihren Inhalt in begierige Kehlen.

Sogleich aber murrte der beleibte Edelmann wieder und vergaß, das Kauen zu unterbrechen:

„Wie soll mir diese Pastete bekommen, wenn ich nicht erfahre, wer der Dritte ist!“

„Daß Sie uns nur nicht abmagern, Vicomte!“ jauchzte irgendwoher eine helle Damenstimme, und sogleich war wieder das Gelächter über allen.

Der Gastgeber hatte sich neuerdings erhoben. Fast mit Pathos ergriff er den spitzen Kelch, starrte in die aufsteigenden Schaumperlen und verkündete:

„Edle Freunde! Ich wollte Sie nicht erschrecken, nicht vertreiben; deshalb verschwieg ich bisher das bevorstehende Ereignis. Da ich aber inzwischen andere Wünsche hörte, außerdem alles noch einmal überlegte, und überhaupt der Gastgeber ja nur ein notwendiges Übel zur Anleitung der Lakaien ist, fühle ich mich nunmehr bewogen, gleich alles auszuplaudern: Dem unbesiegbaren, großen, höfischen Spieler, dem schottischen Hexenmeister, fehlt noch die Kleinigkeit von einer Million Livres zu seiner vorgesetzten Bereicherung; deshalb will er uns heute die Ehre geben. Ist das nicht prickelnd?“

„Wahrscheinlich will er sie mir abnehmen!“ rief, mit geheucheltem Ernste, ein junger, blasser Chevalier dazwischen. Bevor aber das Gelächter sich wiederholte, fast gleichzeitig mit dem Zwischenrufe, tönte es von vielen Seiten: „Unerhört!“ „Spannend!“ „Er hat den rechten Platz gewählt!“

Der Hausherr ließ sich nicht beirren: Ruhig nahm er den geheuchelten Ernst des blassen Chevaliers in seine Maske und setzte fort:

„Er will Goldlivres, junger Freund, nicht Schulden!“

Jetzt aber konnte auch die Sensation nicht mehr der aufquellenden Ausgelassenheit Einhalt gebieten, und alle schrieen durcheinander, wobei jeder seinem Nachbarn vorrechnen wollte, wieviel ein vollends erfolgreicher Gewinner aus der ganzen Gesellschaft bestenfalls herausziehen könnte.

Plötzlich wurde eine ungläubige Frage laut: „Weshalb verirrt er sich zu uns? Hat hier ein Fremder je gewonnen? Oder bildet er sich vielleicht ein, bessere Nerven zu besitzen, als wir alle?“

Eben wollte der Gastgeber antworten; als wieder die kleine Dame piepste:

„Er soll mit der keuschen Marquise spielen!“

Und wieviele Augen den Lichtschein durchflackerten, soviele boshafte, schadenfrohe Blicke schwirrten aneinander vorbei, ineinander, zu Boden; denn alle wußten, daß die Marquise noch nie das bunte Blatt einer Karte berührt hatte und daß sie zudem reich war; reicher als die ganze Gesellschaft, die hier saß und ihr kaum erspieltes Geld, in neue Schulden sinkend, unaufhaltsam am nächsten Tage verpraßte und vergeudete.

Schließlich brach der Gastgeber den Bann: „Die Marquise würde vielleicht gewinnen!“ rief er. „Asketen verfügen über geheime Kräfte!“

„Ist der große Spieler auch ein Asket?“ piepste wieder die neugierige Dame.

„Untersuchen Sie ihn selbst, Madame, mir versagt der Gaumen bei dem bloßen Gedanken an Kasteiung!“ brummte der Beleibte und wollte noch etwas hinzufügen, als plötzlich die Eingangstüre aufsprang, und an der Hand des ordensfunkelnden Admirals eine hohe schlanke Dame aus kaum gepudertem, rosigfrischem Antlitze über die Tafelnden lächelte.

„Die Marquise!“ rauschte es fast unhörbar durch den Saal.

Nach allen Seiten freundlich nickend, schritt die Marquise auf den Gastgeber zu, der ihr, aufspringend, entgegeneilte.

„Verzeihen Sie, liebster Freund!“ begann sie mit

reiner, klingender Stimme. „Der Admiral ist mein Zeuge, daß nicht eigene Schuld oder Lässigkeit uns den Beginn Ihres schönen Festes versäumen ließen. Es war wenig Wind draußen auf dem Meere, und nur die große Kunst dieses wackeren Seemannes hat uns überhaupt noch heute im niedlichen Fischerstädtchen Landung ermöglicht."

„Ich danke, im Gegenteile, schönste Marquise, daß Sie die Reise nicht scheuten! Sind Sie nicht sehr ermüdet von der Fahrt?" fragte verbindlich der Hausherr. „Wir sahen auch schon die ganze Zeit freudig dem Augenblicke Ihres Eintrittes entgegen; sosehr, daß wir viel über Sie plauderten und Ihre Tugenden rühmten!"

„Sehr schmeichelhaft, verehrter Gastgeber!" Die Marquise errötete leicht. „Doch von Ermüdung merkte ich wohl nichts, da meine Neugierde alle Beschwerden überwog. Ihr Lustschloß ist überaus reizvoll gelegen: Draußen das Meer, der hohe Felsen, die Bucht, im Hintergrunde die weiten Forste; und inmitten aller Wildnis Ihr weiß-goldener Traum!"

„Ja, es bedurfte mancher Kunst! Doch beliebt es den Herrschaften, an meinem Tische Platz zu nehmen?"

Die Marquise und der Admiral grüßten noch einmal nach allen Seiten; dann ließen sie sich neben dem Gastgeber nieder und sprachen ungeziert den Speisen zu.

„Es kostete viele Mühe, den Trümmerhaufen, die alte Ruine, zu einem menschenwürdigen Sitze umzugestalten. Dazu noch der Aberglaube und die wilden Märchen, die sich an dieses Schloß knüpfen."

„O, das ist interessant!" Die Marquise lauschte mit kindlichem Eifer, wobei ihre entzückenden Augen einen zart erschreckten Ausdruck erhielten.

„Leider ging alles sehr gewöhnlich zu!" lachte etwas höhnisch der Herr des Schlosses. „Höchstens ein sehr tiefer Brunnen im Keller, der, wie ich loten ließ, auch nicht eben zum Mittelpunkte der Erde reicht, einige dunkle Folianten, einige Geheimgänge, sonst nichts, was selbst der erregtesten Phantasie Stoff geboten hätte!"

„Und was stand in den Folianten?"

„Sehr abenteuerlicher Unsinn, wie er leichtgläubigen Vorfahren geläufig war. Unsere aufgeklärte Zeit hat dafür nur ein mitleidiges Achselzucken! Unter anderen Wahngeschichten soll ein ungeheures Schiff ohne Masten vor dem Schlosse umhergefahren sein! Muß da nicht jeder Gebildete lachen?"

Der Admiral fuhr bei den letzten Sätzen empor. „Wie sagten Sie? Ein Schiff ohne Masten, grünschillernd? Bewegt sich schnell fort, während eigentümliches Brausen die Ohren trifft?"

„Woher wissen Sie ...?" Erstaunt brach der Hausherr die Frage ab. „Ach, bei Gott, jetzt wäre ich selbst fast erschrocken, da ich vergaß, daß ein Seemann zu mir spricht! Alle Seeleute sind wundersüchtig und abergläubisch! Bemerkten Sie dies nicht auch schon, Marquise?"

„Meinethalben!" und der Admiral blickte den Gastgeber aus seinen harten Augen an. „Ich will mir keine Mühe geben, Ihr Urteil über meinen Beruf zu verbessern. Doch würde ich sehr bitten, mich in diesen Folianten umherstöbern zu lassen."

„Ich bedaure aufrichtig, Ihren kleinen Wunsch nicht erfüllen zu können! Die Folianten hat mir nämlich der schwarze Graf entführt, der irgend ein Anrecht, eine Verwandtschaft mit den ehemaligen Herren des Schlosses behauptete!"

Verblüfft sahen einander der Admiral und die Marquise in die Augen.

„Der schwarze Graf?“ rief sie ängstlich, „der ritt vor kaum einer Stunde vom Fischerdorfe gegen die Wälder. Er querte unseren Weg!“

„Da wird er mich wieder haranguieren!“ und das Gesicht des Schloßherrn legte sich in mißmutige Falten. „Stets saugt er sich mit seinen indiskreten Schwärmeraugen in meine heitere Seele. Zuerst wollte er hier selbst bauen, bis ich ältere Ansprüche beweisen konnte; dann bat er mich, ihm wenigstens die alten Schmöker zu verkaufen; dann machte er mich mit dem großen Spielteufel bekannt; nur in eine vornehme Gesellschaft ist er um keinen Preis zu bringen. Und, wie Sie eben sahen, besucht er mich nicht einmal und reitet bei Nacht in Wälder, die gerade nicht immer für Reisende geheuer sind.“

„Könnte man sich ihm nicht doch vielleicht irgendwo nähern? Sie würden nicht bloß mir, sondern auch meinem Lande einen Dienst erweisen, werter Gastgeber!“ flüsterte eindringlich der Admiral.

„O, hohe Politik! Doch nicht Albion gegen die Lilien?“ und das Antlitz des Hausherrn schärfte sich zu einer lauernden Grimasse, während er den Kopf duckte.

„Seien Sie unbesorgt! Albion streitet in diesem Falle, wie übrigens zu jeder Zeit, als Vorkämpfer der Menschheit, um sie vor einer Hydra zu schützen. Dafür mein Wort als Admiral und Edelmann!“

„Verzeihen Sie, Sire, ich wollte Sie nicht kränken!“ lenkte der Gastgeber glatt und schmeichelnd ein. „Ich weiß auch, daß Sie einen Patrioten verstehen und würdigen; auch wenn sein Herz diesseits des Kanales wurzelt.

Leider kann ich nur mit vagen Fingerzeigen dienen. E i n Mann könnte Ihnen vielleicht mehr offenbaren. Der sitzt aber leider augenblicklich an einem nördlichen Hofe."

„Wer wäre dieser Allwissende?"

„Der Baron auf La Brède, drüben auf dem Festlande."

„Da kann ich Ihnen behilflich sein, lieber Admiral!" fiel gefällig die Marquise ins Gespräch. „Ich habe den Vorzug, den Baron zu meinen engeren Freunden zu zählen. Sie werden die Bekanntschaft, auch wenn sie nicht Ihrem vornehmsten Zwecke dient, wahrscheinlich nicht zu bereuen haben. Er ist der geistreichste, vielseitigste Hofmann, dieser Baron!"

„Leider etwas angekränkelt von strengen Sittlichkeitsbegriffen!" wieherte der Hausherr unappetitlich auf.

„Soll das ein Mangel sein?" Und plötzlich flammten die holden Wangen und milden Augen der Marquise in sonderbarer Härte.

„Die Maßstäbe sind verschieden, wie die Menschen!" lachte leise der Schloßherr, „und sie werden nach dem Sündenfalle dehnbar."

„Ich verbitte mir solche zweideutige Philosophie!" Und die Marquise kehrte sich erzürnt zur Seite.

Da langte der Hausherr begütigend nach ihrer Hand, drückte einen leichten Kuß auf die Fingerspitzen und heuchelte Kummer:

„Ich meinte mich selbst, Freundin, mich selbst! Wir alle sehnen uns nach unserer ursprünglichen Reinheit zurück; deshalb wünschen wir, wenn uns einmal das Leben, die notwendige Anpassung an die Gegenwart, zum Durchschnitt erniedrigte, Reinere, Seligere aus ihren Wolkenthronen zu uns herabzuzerren!"

„Vielleicht ist es so, wie Sie sprechen!" antwortete, ein wenig besänftigt, die Marquise und blickte scheu und unsicher zu Boden.

Jäh riß das Gespräch ab; denn wieder stand ein Ankömmling in der geöffneten Türe. Der erwartete Kampf des Einzelnen gegen alle schwebte bereits durch das Geflimmer des Kerzendunstes, und manche Hand krallte sich instinktiv um die Goldstücke, da ja hier einer nahte, um eine Million Livres zusammenzuscharren. Mancher der früheren Spötter erbleichte unter Puder und Schminke, als er diesen Mann sah, dem überall der Ruf des unwandelbaren Glückes voraneilte.

Der blasse Chevalier fraß sich in die Erscheinung, in kaum bewußtem Wunsche zu ergründen, wo der ursächliche Unterschied zwischen dem dauernden Siege und seiner eigenen, stets höher anschwellenden Schuldenlast liege. Doch erblickte er nur unfaßbare Härte und Abweisung: Eigentümlich schlanke, fast dürre, knorrige Beine staken in faltigen Strümpfen, während, ebenso eckig, darauf ein gut sechs Fuß hoher hagerer Leib sich aufbaute, zwischen dessen Schultern ein unwirklich kleiner, kindlicher Kopf saß. Die höfische Tracht schlotterte um diese Gestalt so fremd, daß darunter, wie im Nebel, die karrierten Faltenröcke des schottischen Hochländers vom Einheit suchenden Auge ersehnt wurden. Vollends paßte die Perücke zum gutgefärbten Antlitze höchstens als launige Verkleidung.

Nur die Augen verwischten alles fast Lächerliche. Grau und undurchdringlich, kalt und bewegungslos, ruhten sie so sehr auf der ganzen Gesellschaft, daß jeder einzelne sich besonders durchmustert fühlte. Fast alle verstanden diese Kampfansage, die „Ich will, und es wird geschehen!" hieß.

Nur die Marquise fühlte anders und dachte keiner gefährdeten Goldstücke. Wie ein warmer Freundesgruß, leuchtete ihr die strahlende Kraft der kalten Augen: „Der könnte rein bleiben, trotz Welt und Notwendigkeit und dehnte keine Maßstäbe, um später zu jammern und sich zurückzusehnen; der sehnte sich vorwärts und vermöchte auch um sein Gefolge eiserne Gitter zu legen, damit alle unangreifbar würden, geschützt vor dem schmutzigen Tasten und den Erniedrigungsversuchen," dachte sie; und als der mächtige Spieler auf den Gastgeber zuschritt, erhob sie sich wie im Traume und streckte mit süßem Lächeln dem Kommenden die Hand entgegen.

In unerschütterter Ruhe hauchte der Spieler einen Kuß auf die Hand, blickte aber bereits fragend nach dem Schloßherrn.

„Unsere kalte Marquise!" schrillte dieser erklärend. „Das erste hohe Spiel haben sie bereits gewonnen, Hexenmeister!"

Dem Banne der grauen Augen entrückt, flatterte eine raschelnde Welle von Flüstern und Gekicher durch den Saal.

In den Schläfen der Marquise aber pochte das Blut, während ihre Ohren wie vom Dröhnen einstürzender Welten umbraust waren. Sie fühlte ihren Sturz, sah alle Schadenfreude zugleich, ohne daß sie es nötig gehabt hätte, sich umzuwenden; und ein Maßstab mit verschnörkelten Ziffern zerspellte vor ihrem inneren Gesichte. Doch plötzlich quoll, wie ein linder Strom, jede Befangenheit hinwegspülend, ein beglückendes Gefühl echtester Weiblichkeit in ihr empor: Es ward ihr beim nächsten Herzschlage klar, daß sie auch die Schande für ihn würde tragen können; dadurch aber stahl sich ein Strahl seiner

Härte in ihre Augen und, sich zu voller Höhe aufrichtend, blickte sie trotzig über die ganzen Masken und kichernden Fratzen und lud mit einer fast königlichen Handbewegung den Spieler an ihre Seite.

Der aber meisterte seine Betroffenheit, beugte hastig die kerzengerade Riesengestalt eckig nach allen Seiten und ließ sich, nachlässig auf die eine Lehne gestützt, in den Fauteuil nieder.

„Unser neuer Gast will heute dieses Haus mit einer Million Livres vergolden!“ lachte der Hausherr und winkte die Lakaien heran, um die Tische zum Spiele bereiten zu lassen.

„Mein letztes Goldstück vertrank ich eben unten im Fischerdorfe!“ antwortete eisig der Spieler. „Nicht einen Penny nahm ich mit mir. Mir soll es lieb sein, wenn trotzdem einer der werten Damen und Herren mit mir spielt. Es ist ja ungefährlich: Denn Kredit ist Geld!“

„Man kennt ihre wüste Theorie!“ und der Hausherr schüttelte den Kopf. „Man ist ja gebildet. Nur fürchte ich, daß mancher unter uns lieber das Geld als den Kredit als Einsatz auf dem Spieltische sähe!“

„Kredit gegen Kredit!“ tönte plötzlich entschlossen die Stimme des blassen Chevaliers.

Bereits standen die Spieltische auf dem Parkette, und die ganze Gesellschaft drängte heran, um das erste Spiel nicht zu versäumen.

Am Tische saßen jetzt der Schotte und der bleiche Chevalier einander gegenüber. Beide rissen von kleinen Blocks Papierfetzchen und kritzelten rasch Ziffern darauf hin.

„Fünfzig Livres!“ Der Schotte warf ein beschriebenes Papier in die Mitte des grünen Tuches.

„Genehmigt!“ antwortete, bereits fiebernd, der

Blasse, während er hastig die Karten mischte. Dann reichte er sie lässig dem großen Spieler. Dieser teilte aber nicht sogleich, sondern ließ sie einen Augenblick durch die Finger gleiten. Dann kehrte er sie mit einem Rucke herum, entfaltete sie zu einem riesengroßen Fächer und schnippte mit dem rechten Zeigefinger eine Karte gegen den Boden.

„Wozu die neunte Coeur?“ fragte er scharf.

„Unsere Diener sind ein Volk von Idioten und mengen stets verschiedene Spiele durcheinander!“ begütigte, sich windend, der Gastgeber.

„Ein Fluch, diese Diener!“ höhnte der Schotte; dann mischte er nocheinmal das Spiel, bat einen der Zuschauer abzuheben und begann zu teilen.

Zuerst gewann er; aber schon nach kurzer Zeit wandte sich sein Glück so gründlich, daß bereits ein ansehnliches Papierhäuflein vor dem blassen Chevalier lag, dessen Hände jetzt deutlich zu zittern anhuben.

Nicht eine Miene des großen Spielers änderte sich. Er nahm die Karten auf, warf sie hin, strich ein, zahlte; alles mit der seelenlosen Unermüdlichkeit eines Uhrwerkes.

„Tausend Livres!“ Er schob einen Zettel hin.

„Doubliert!“ kreischte mit blinzelnden Augen und roten Flecken im Antlitze der bleiche Chevalier.

Beide nahmen die Blätter auf.

„Auch die neunte Pique in der Manschette Ihres Ärmels ist überflüssig, Chevalier!“ Wie ein eiskalter Luftzug schnitten diese furchtbaren Worte durch den glänzenden Saal.

Und schon langte die knochige Hand des Schotten über den Tisch, umfaßte die verlorenen Bons und ließ sie, in Stücke zerrissen, gegen das Parkett flattern.

Mit einem heiseren Schrei fuhr der Entlarvte empor und hob die Rechte zum Schlage; doch da flog, den Spitzen der Manschette entgleitend, die verräterische Pique im Bogen auf den Spieltisch.

Wie zu Stein geronnen, erstarrte der elende Chevalier und fand nicht einmal die Kraft, seine Hand zu senken.

Stöhnende Atemzüge wogten durch den Raum.

Doch der große Spieler verlor seine Ruhe nicht:

„Lassen Sie ihn vor die Türe setzen, verehrter Gastgeber, dazu sind die fahrlässigen Diener gut zu gebrauchen!“ höhnte er und setzte sich ruhig auf seinen Platz.

Verzerrte, hassende Gesichter starrten gegen den Falschspieler und mit drohender Miene wies der Schloßherr zur Türe:

„Hinaus, Betrüger, wir werden für Ihre Vernichtung sorgen!“ brüllte er, und der Kreis der Gaffer öffnete sich weit, wie, um einer Berührung mit dem Entehrten auszuweichen.

Der aber warf sich plötzlich mit einem Rucke empor und blickte frech um sich:

„Ach, edle Damen und Herren! Jetzt entdecktet ihr mit einem Male eure strenge Moral! Lernte ich nicht diese schäbigen Kunstgriffe von euch? Zeigten nicht Sie, feiner Schloßherr, das Spiel mit der neunten Karte? Und jetzt soll ich draußen im Garten verrecken oder ins Bagno, weil meine Finger zuviel zitterten und ein anderer besser sah als frühere Gäste, die ausgeplündert die Straße hinabzogen?“

Ein wilder Protest schrillte zur Decke; Fäuste ballten sich, Stimmen kreischten durcheinander, und schon schienen Schläge unvermeidlich.

Da trat die Marquise mit flammenden Wangen

durch die Erregten und stellte sich knapp vor den Chevalier hin:

„Gehen Sie!“ herrschte sie ihn mit königlicher Gebärde an. „Gehen Sie, um zu versuchen, daß man Ihrer vergißt. Das Haus, das Sie befleckten, muß makellos bleiben, da es mein Fuß betrat!“

Die Gesellschaft horchte auf, und der Chevalier schlich wie ein verprügelter Hund zur Türe. Die Marquise aber fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Wer kann mich des Falschspieles verdächtigen, mich, die noch nie eine Karte berührte? Deshalb biete ich Ihnen Genugtuung! Teilen Sie die Karten!“ Und sie setzte sich, dem großen Spieler gegenüber, an den Spieltisch.

„Admiral, besorgen Sie gütigst meine Kasse von draußen!“ sprach sie verbindlich. „Ich will um bares Gold spielen. Mein Geld steht Ihnen für den Beginn zur Verfügung, verehrter Gegner!“

Während Diener das Geldkästchen hereinbrachten, erwachte die Gesellschaft langsam aus der Erstarrung, die durch die Tat der Marquise lähmend sie befallen hatte.

Schon begann der Schotte lässig zu mischen und sagte mit schneidender Kälte:

„Es wird mir eine Ehre sein, das Darlehen zu akzeptieren. Ich beginne mit zweihundert Livres!“

„Bitte!“ Die Marquise schob das Geld hinüber. Dann geriet sie in einen schweren Bann; denn die grauen Augen hatten sie gepackt.

Der Spieler teilte.

„Noch ein Blatt?“ fragte er gleichgültig.

Obwohl die Marquise, die vom häufigen Zusehen das Spiel bis in die verborgensten Feinheiten beherrschte, sofort bemerkte, daß ein weiteres Blatt

ihr mit hundertfacher Wahrscheinlichkeit den Verlust brachte, überlegte sie die Antwort nicht drei Herzschläge lang.

„Ich bitte darum!" lispelte sie und warf dann sofort die wertlosen Blätter auf den Tisch.

„Zuviel!" und sie zahlte schon lächelnd den Einsatz.

Das gleiche Geschehen wiederholte sich vielleicht zehnmal, bis auch der Rest jeder Überlegung einer mechanischen Selbstvernichtung wich, und das schadenfrohe Gekicher der Zuschauer sie schließlich zur Tollheit anstachelte.

Sie vervielfachte die Einsätze, häufte die Fehler, und spielte für den Gegner.

Plötzlich sagte dieser nach dem Einstreichen einer großen Summe:

„Brechen wir das Spiel ab, Marquise! Ihre Verluste verhöhnen die Regeln der Mathematik!"

Da fuhr die Marquise empor und faßte alle Willenskraft zusammen:

„Sie — schulden — mir — Revanche!"

„Wenn Sie wollen?! Wenigstens erreiche ich die Million!"

Da lachte die Marquise gezwungen auf, und ein wehes Gefühl durchkrampfte ihre Brust. Denn einerseits sah sie unausweichbar den Ruin in greifbarer Nähe, andererseits hätte sie viel mehr noch, als ihr Geld geopfert, um vor dem geliebten Manne makellos dazustehen. Er sollte nicht den Schimmer des Verdachtes hegen, daß von ihr zu diesen Falschspielern verbindende Fäden liefen, daß auch nur der Schatten einer Beziehung sie mit unsauberen Händen verknüpfte.

Und als ihre kleine, tapfere Hand in die halbleere Truhe griff, um daraus die so sparsam gehüteten

Goldstücke zu entnehmen, da wußte sie um die heilige Liebe, wußte, daß sie nie von seiner Seite weichen würde, sosehr auch irdisches Blendnis ihn von ihr enfernte.

Und ein Lächeln war über ihren reinen Zügen, ein strahlendes, offenes Lächeln, während nach jedem Spiele sich der Gewinn des Gegners höher häufte.

Der Admiral trat an ihre Seite.

„Um Himmels willen, beenden Sie den Wahnsinn!" flüsterte er ihr zu.

Doch sie wandte nur leicht das erzürnte Gesicht und gab abweisend zurück:

„Es ist mein Geld, um das ich spiele!" und sie spannte auch sosehr jede Fiber ihres Wollens, daß sie einigemale gewann; was wieder den Partner sogleich zu niederen Einsätzen veranlaßte. Doch änderte diese Schwankung den Grundton der Partie nicht im geringsten; sodaß nur noch kurze Zeit verstrich, bis das letzte Goldstück hinüberrollte.

„Fünfzigtausend Livres!" piepste boshaft die kleine Dame.

Da reifte in der Marquise der verzweifelte, unklare Entschluß, den großen Spieler zu versuchen. Sie riß einen Bon vom Blocke und schrieb darauf die Summe von fünfzigtausend.

„Wagen Sie dieses Spiel?" fragte sie mit einem scheuen Blicke, da sie fürchtete, den Abgott im nächsten Augenblicke jämmerlich von seinem Piedestal sinken zu sehen. Doch der Schotte lächelte plötzlich; fast mitleidig war dieses Lächeln. Und er sprach nur:

„Was ist da zu wagen?" Dann teilte er, als ob es sich um zwei Groschen gehandelt hätte.

Da jubelte es in der Marquise; denn sie erkannte, daß der Wille dieses Mannes dazu geschaffen war,

die Sterne zu berennen; und sie nickte verträumt Beifall, als die Karten wieder zu ihrem Nachteile fielen.

So ging das Spiel fort. Bald sank es zur Bagatelle weniger hundert Livres herab, bald stieg es in die Zehntausende; bis die Marquise wußte, daß jeder weitere Bon die Grenze ihres Vermögens überstieg, sie also in unentrinnbare Schulden stürzte.

Eine gräßliche Erkenntnis schoß da in ihr Hirn: was zeitlebens niemals nach ihr gegriffen hatte, kroch aus allen Winkeln gegen sie zu: ein zerlumptes Gespenst, genannt Armut!

„Ich bin zu Ende!“ sagte sie tonlos und neigte erbleichend ihr Köpfchen. Der Spieler blickte sie forschend an:

„Geben Sie einen Bon auf eine Million, vielleicht bringt Ihnen das nächste Spiel Ihr Vermögen zurück, Marquise! Mir ist’s gleich. Ich kann meine Million auch morgen gewinnen!“

„Nein! behalten Sie das Geld!“ bebte sie entsetzt. „Ich will keine Almosen, noch weniger aber Schulden, die ich nie begleichen könnte! Ich würde ja doch verlieren!“

Und sie stand still vom Sitze auf und schritt, leicht grüßend, durch die stumme Gesellschaft, querte das Vestibül und wankte, die Selbstbeherrschung verlierend, über die Freitreppe hinab, bis sie sich schluchzend auf eine Marmorbank der gestutzten Allee hinsinken ließ.

Der Morgen begann zu dämmern. Ein leiser Hauch wühlte in den Blättern und erstarb seufzend. Ober dem Firste des Schlosses streifte sich der Himmel, in farbigem Dunste, vom zartesten Braun bis zum fahlsten Blau. Und Vögel jubelten mit geblähten

Kehlen und überboten einander in lärmendem Gezwitscher.

Die Gedanken und Gefühle der Marquise waren so leer und unklar, daß ein eigentlicher Schmerz sie noch nicht überkam; zudem faßte sie die Größe des Verlustes kaum in ganzem Umfange. Deshalb war sie äußerst erstaunt, als der Admiral in bleicher Bestürzung auf sie zueilte und sie rüttelnd am Arme faßte:

Sie riß sich los und sprang auf:

„Was wollen Sie?“ fragte sie streng.

Da fiel der Admiral vor ihr auf die Kniee und küßte ihre Hände, die sie ihm auch sogleich entzog.

„Geliebte Marquise!“ preßte er hervor, „ich bin glücklich, daß meine böse Ahnung, Sie könnten sich ein Leid zufügen, nicht zutraf!“

„Wegen der paar Livres soll ich davonlaufen? Es bleibt mir ja noch mein kleines Landgut im Süden!“ Und sie schüttelte verständnislos den Kopf.

„Ich will Ihnen helfen, Sie müssen alles, alles wiedergewinnen, um weiter in Pracht und Fülle zu leben! Ich selbst bin zu arm, mein Einkommen reicht kaum für bescheidene gesellschaftliche Verpflichtungen. Sonst — —“

„Würden Sie mir ein Almosen geben!“ setzte die Marquise bitter fort. „Nein, Admiral, ich danke für die große, für die rührende Güte und Freundschaft, mit der Sie sich meiner annehmen; aber mir fehlt die nähere Begründung für solche Opfer.“

Sie hatte sich wieder auf die Bank niedergelassen und blickte ruhig und kalt in die Streifenwolken, die jetzt eine rosige Tönung erhielten. Da rückte auch der Admiral, sich erhebend, an ihre Seite und flüsterte:

„Warum nennen Sie meine Wünsche Opfer? Ich liebe Sie doch, Marquise, liebe Sie in dunkler, unaussprechlicher Leidenschaft!“

Die Marquise senkte das süße Köpfchen: „Admiral, schon mehr als einmal, sprachen wir offen über diesen Punkt. Heute, wie stets, erkläre ich Ihnen: Lassen Sie von dieser hoffnungslosen Liebe, fliehen Sie meine Nähe, vergessen Sie und suchen Sie einen würdigeren Gegenstand der Sehnsucht!“

„Sie werden mir noch einmal zugehören!“ Plötzlich erhielt sein Antlitz und Ton etwas Brutales: „Gut, ich will heute davon schweigen. Aber nur unter einer Bedingung!“

„Und die wäre?“ Müde klang bereits ihre Stimme.

„Daß Sie mir den Versuch Ihrer Rettung erlauben!“

„Wozu wollen Sie jemanden retten, der sich so wenig vernichtet fühlt? Retten Sie lieber den elenden Chevalier!“

„Der soll meinetwegen mit zerschossener Schläfe irgendwo in einem Boskette liegen, da nur er alles Unheil verschuldete!“

„Er war nicht schuldiger als ihr alle, die ihr diese verderbte Verwirrung, genannt Gesellschaft, bildet!“ gab die Marquise scharf zurück. „Ich mußte mich für euch alle opfern, einer Idee zuliebe; der Idee, daß nicht jeder Mensch in Seide und gepuderter Perücke ein Schuft ist. Daß sich nicht jeder um die Verteilung der, stets spärlicher werdenden, Goldstücke mit mehr oder minder gewalttätigen Mitteln umherbalgt!“

„Wem wollten Sie das beweisen? Doch nicht gar Ihrem zauberkundigen Gegner?“

Die Marquise schnellte mit geröteten Wangen empor.

„Wer gibt Ihnen Anlaß, meinen Partner zu be-

schimpfen? Ich sah an ihm nur große Taten. Er spielt ein mächtiges, ein hohes Spiel! Oder wähnen Sie vielleicht, er benötige die Millionen, um sie zu vertrinken oder Maitressen zu füttern? Nein, und noch einmal nein!

Prägen Sie die Worte in Ihr Gedächtnis, die ich Ihnen jetzt zurufe: Entweder wird er in kurzer Frist mir mein Geld zurückerstatten, oder es für hehre Menschheitsziele verwenden!

Deshalb ehre, ja mehr noch, ich liebe ihn!"

Wie sieghaftes Jubeln klangen die letzten Worte.

„Ah, also darum...?" keuchte der Admiral. „Wegen dieser tollen Liebe zu einem unbekannten Komödianten, stoßen Sie den treuesten Freund in dumpfe Hoffnungslosigkeit?"

„Schweigen Sie, meine Antwort wäre die gleiche, wenn ich reich und ohne Kenntnis vom Spieler vor Ihnen stünde! Blicken Sie zur Treppe, dort naht er selbst, um Sie zu beschämen!"

Der Fuß des Schotten knirschte bereits über den Kies der glatten Wege. In der Hand trug er das Goldkästchen der Marquise.

Die beiden sahen ihm gespannt entgegen. Als er kaum mehr drei Schritte vor ihnen stand, verbeugte er sich steif, setzte die Kassette nachlässig auf die Marmorbank und sagte mit schneidender Stimme:

„Verzeihen Sie, Marquise, daß ich Sie solange warten ließ! Hier bringe ich Ihnen Ihr Geld zurück. Denken Sie nicht schlecht von mir. Ich bin ein Spieler um höherer Zwecke willen! Leben Sie wohl!"

Und er berührte kaum ihre Hand und kehrte sich auf den Hacken herum. Dann verschwand er in der Richtung, welche zur Straße und weiter ins Fischerdorf führte.

Sprachlos starrte der Admiral in das selig verklärte Antlitz der Marquise.

„Wie konnten Sie wissen — — —?“ murmelte er endlich.

„Weil verwandte Charaktere einander jenseits der Sprache grüßen!“ antwortete die Marquise.

Doch da schoß ein wilder Gedanke durch das Hirn des Admirals. Er hob den Deckel der Kassette und schrie fast vor Schadenfreude: Denn am Boden des Kästchens lagen ärmlich die zweihundert Livres, die die Marquise dem Spieler geliehen hatte.

„Hier,“ hastete er, „hier liegt Ihr Götze, Ihr Heros im Kote! Er ist ein größerer Schurke, als alle anderen! Blicken Sie da hinein!“

Furchtbare Blässe lag auf den Wangen der Marquise und ihre Augen schillerten wie im Fieber. Doch sie zerbrach nicht.

„Er hat mir das gegeben, was er mir schuldete und wird sein Wort, nur höchste Zwecke zu verfolgen, einlösen! Ihre Stimme aber bebt von falscher Hoffnung und Schadenfreude. Ich verachte Sie, Admiral!“

„Verachten Sie mich, Verblendete!“ höhnte der Zurückgestoßene. „Verachten Sie mich! Meine Aufgabe ist jetzt noch größer, als ich vor einer Stunde ahnte; denn nicht nur Ihr Geld muß ich für Sie zurückerobern; auch aus den Ketten und Schlingen muß ich Sie befreien, die dieser Hexenmeister um Ihre Sinne warf!“

„Halten Sie das, wie Sie wollen! Doch seien Sie gewarnt; ich fürchte nämlich, daß Sie, anstatt mich zu retten, sich selbst verderben werden, Admiral!“

Und ohne Gruß schritt die Marquise, der Allee folgend, tiefer in das Zwielicht des Gartens hinein,

während vom Felsen plötzlich das brausende Rauschen der Brandung heraufttönte und fröstelnde Schauer durch die Natur wehten.

Als der Baron, nach mehrjähriger Abwesenheit, vom nördlichen Hofe nach La Brède zurückkehrte, hatte die Hauptstadt ein wüster Taumel erfaßt: Sie tanzte in zuckenden Orgien um die papierene Kuh. Während diese aber in nimmersattem Schlunde Haufen Goldes, Häuser, Grundstücke mahlend wiederkäute, hingen hunderttausend geschäftige Finger an ihren Eutern, um stets neue raschelnde Schwaden bunten Papieres herauszumelken und sich so einen verbrieften Anteil am Reichtume der Gesamtheit zu sichern.

Denn der Wert hatte sich vom Stoffe losgelöst und schwebte unsichtbar, in luftigen Abstraktionen, zwischen den Menschen, jedem zugänglich, der zuzupacken verstand.

Der Hohepriester der papierenen Kuh aber war der schottische Spieler.

Unscheinbar hatten die ersten Kreditpapiere seiner kleinen Notenbank zu entflattern begonnen; kaum bemerkt von Menschen, die sie einige Tage in den Taschen umhertrugen, bis sie einmal an der Bank vorbeigingen und sich damit ihre gewohnten Goldlivres holten.

Dann aber schielten nimmersatte Augen vom verschuldeten Hofe nach dieser, unerschöpflich scheinenden Reichtumsquelle.

Der Spieler erhielt Tressen und Orden, ein Staatssiegel und Vollmachten. Er rückte an die Spitze der

tausendarmigen Würgemaschine, genannt Steuersystem; und plötzlich gurgelte die schlichte Bank als wilder, strömender Wirbel, in den von allen Seiten wahre, greifbare Werte hineinflogen, um zur anderen Seite als bloße Versprechungen herausgeschleudert zu werden.

Jetzt näherte sich die Macht des Spielers einer unausdenkbaren Höhe: Schon verschwand Gold und Boden, und er allein war imstande, den Anteil jedes Menschen an der Notdurft des Lebens festzusetzen.

Edelleute, Bürger, Lakaien balgten sich um seine Scheine; wer heute, einer momentanen Skepsis folgend, die Aktien losschlug, weil er den Traum weiterer Wertsteigerung nicht mehr mitträumen konnte, bereute schon morgen seine Ängstlichkeit, wenn er die Papiere um höheren Preis zurückkaufte.

Wie eine Lawine ballte sich, alles mitreißend, die Teuerung zu immer unwiderstehlicherer Wucht und warf die Törichten, die eine neue Zeit verleugnend, in altem Geleise trotteten, erbarmungslos gegen die harten Klippen des Ruines. Stets kühner wurden die Kunststücke des gewaltigen Spielers, stets unerwarteter und überraschender seine Erfolge; bis ein Staunen durch die erhitzten Massen lief, daß seine Arme bereits nach den Schätzen beider Indien langten.

Niemand zweifelte noch am Gelingen; und so sah man schon die tief im Wasser liegenden, von kostbarster Ladung strotzenden, Handelsflotten wie Kranichschwärme durch die Weltmeere, dem Pole des papierenen Tempels entgegen, von allen Seiten heranrauschen, während, unter dem Drucke entgegengesetzter Winde, leere Fregatten neuer Ausbeute zutanzten; Speicher würden, bis zum Firste vollgepfropft, ihre Tore für billigsten Preis öffnen; südliche

Arome würden die Straßen durchschwelen, aller Füße könnten auf Teppichen wandeln. Und die Mägen würden nicht mehr imstande sein, die würzigen Genüsse zu fassen; und die Hirne müßten in härtester Arbeit neue Schwelgerei, neue Lüste ersinnen.

Da ward der orgiastische Tanz um die papierene Kuh noch wilder, und in den Schwärmereien der Tanzenden tauchte eine neue Gestalt empor. Ein Mann, dem man, neben dem zaubernden Schotten, die Kraft zumutete, an der Wiege jüngsten Geschickes mit umwälzender Ideenfülle gestanden zu sein.

Und dieser Mann saß jetzt lässig und ernst in der Bibliothek des Schlosses La Brède und lächelte dem heimgekehrten Baron, seinem Gastgeber, entgegen; sein Name aber war bei allen, die ihn kannten: „der schwarze Graf".

„Ich kam, um zu verhüten, daß Sie tollen Mären zu vielen Glauben schenkten, lieber Baron!" sagte er leichthin und seine überirdisch strahlenden Augen hefteten sich an das Antlitz des Angesprochenen. „Gewiß erzählte man Ihnen schon von meinem Zusammenhange mit diesem Babylonischen Kartenhause, genannt Kompagnie beider Indien!"

„Sie errieten richtig; hundert sogenannte Freunde trugen mir bereits Ihre neueste Tätigkeit zu. Doch glaubte ich, diese Erzählungen am besten mit ironischem Interesse zu quittieren. Denn es war mir vom Beginne klar, daß Sie nie die Hand dazu geboten hätten, ein Volk, bei welchem Großmut, Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe zu allen Zeiten als natürliche Charakterzüge galten, plötzlich in den Sumpf allgemeiner Verworfenheit hinabzuschleudern.

Schon in den kurzen Tagen meines hauptstädtischen Aufenthaltes, habe ich ja beobachtet, wie die

papierene Krankheit um sich frißt, wie sie nichteinmal die gesündesten Glieder der Nation verschont. Wie man plötzlich unter dem nichtigen Vorwande, durch ruchlose Gesetze zu leiden, zu noch verderbterer Selbsthilfe greift und Ungerechtigkeit und Treulosigkeit geradezu als Evangelium der Notwehr predigt.

Und der, der das Gift der Seuche mit vollem Atem nach allen Zonen der Windrose bläst, sitzt, mit Orden und Titeln überladen, an der Spitze des Ministeriums.

Vielleicht bildet er sich ein, den kranken Geldbeutel des Staates dadurch in üppiger Rundung wieder herzustellen, daß er ihm blähende Medikamente einflößt; ich aber fürchte, es handle sich hiebei bloß um eine krankhafte Anschwellung!"

„Sie haben recht, Baron, ich bewundere Ihren scharfen Blick!" nickte der schwarze Graf. Der Baron jedoch setzte fort:

„Dazu noch diese Unsicherheit, dieser maßlose Wechsel des Wohlstandes! Alle, die vor einem halben Jahre noch reich waren, stehen am Rande des Elends; andere, Betrüger, Bettler, Falschspieler, Gaukler, haben Überfluß an allen Dingen. Der Schotte beginnt den Staat umzukehren, wie ein Trödler einen alten Rock wendet. Gott selbst macht nicht so schnell aus einem Kammerdiener einen Schloßherrn als dieser fremdländische Hexenmeister.

Nein, Graf, damit haben Sie nichts zu tun! Solche wüste Spiele mit lebendigen Hunderttausenden spielen Sie nicht!"

„Ich danke für Ihr tiefes Vertrauen!" und der schwarze Graf entnahm den hohen Bücherschränken einen Folianten und begann, langsam die Kupfer umzublättern.

„Vielleicht erweckt es Ihre Teilnahme, Graf, eine kleine Geschichte aus der Vergangenheit des Schotten anzuhören; aus der Zeit, wo er noch als Freibeuter des Kartenspieles die Schlösser Europas brandschatzte."

„Ich hörte manche phantastische Anekdote!" und der Graf legte den Folianten zurück. „Erzählen Sie!"

„Leider kann ich diesen Wunsch nicht erfüllen! Ihre Geduld muß meiner Bereitwilligkeit helfen. Die Geschichte scheint nämlich ein halbes Geheimnis zu enthalten und eine Dame und den jungen englischen Admiral zu betreffen, der Ihnen nun schon mehrere Jahre vergeblich nachläuft!"

„Was will der Herr von mir? Was geht mich seine Herzensaffaire an?" fragte der Graf erstaunt und bohrte seinen Blick in das Antlitz des Barons. „Nein, ich sehe, ich zweifelte ungerechtfertigt an Ihrer Aufrichtigkeit!" fuhr er nach kurzer Pause fort. „Verzeihung Baron, Sie wissen wirklich nicht mehr von dem Märchen; aber Sie haben den Admiral für heute auf La Brède geladen, um ihm meine Bekanntschaft zu vermitteln. Wozu ...?"

„Ah, Sie lesen schon wieder Gedanken, schwarzer Zauberer!" lachte der Baron. „Nun, wenn die Bekanntschaft Ihre Zustimmung nicht hat, so verleugnen wir einfach Ihre Anwesenheit!"

„Nein, Baron, das werden wir nicht!" sagte plötzlich scharf und betont der schwarze Graf. „Es überkommt mich eine deutliche Ahnung, daß ich diesem Gespräche aus Gründen, deren Mitteilung Sie mir erlassen mögen, nicht ausweichen darf!"

Die Worte waren noch kaum verklungen, als ein Diener die Ankunft des Admirals meldete. Der Baron hieß ihn mit einer leichten Handbewegung den Gast sogleich vorlassen. Der Diener verschwand.

Der schwarze Graf aber lehnte jetzt an den Bücherborden, und die Schatten der sinkenden Dämmerung verhüllten bereits den schimmernden Atlas seiner Gewande und die bleichen Züge.

Der Baron ging seinem neuen Gaste fast bis an die Schwelle entgegen und wechselte mit ihm einige herzliche Worte der Begrüßung; dann nahm er ihn zuvorkommend an der Hand und führte ihn zur Stelle, wo der Graf lehnte.

Dieser kehrte sich leicht herum und umfaßte den Admiral mit einem raschen Blicke:

„Sie, eben Sie kommen, um von mir Hilfe zur Vernichtung des rätselhaften Schiffes zu fordern? Admiral, hat Sie der Wahnsinn befallen?“ fragte er kalt und trat einen Schritt vor.

Im gleichen Augenblicke aber ließ der Angesprochene die — bereits zur Begrüßung erhobene — Hand sinken und fuhr mit funkelnden Augen empor:

„Ah, der Pirat! Daß Sie die Pest — — —!“ und er griff an den Degen.

Der Baron sprang mit gebreiteten Armen zwischen die Streitenden:

„Sie befinden sich im Schutze meines Hauses, werte Herren! Ich muß bitten, diese Tatsache nicht zu vergessen!“

„Ich räume das Feld, Baron, und ziehe mich auf meine Gemächer zurück!“ erwiderte sofort der schwarze Graf. „Ihnen aber, Admiral, werde ich die Beleidigung nicht so bald vergeben! Ich weise Sie bloß darauf hin — Sie können davon allerdings nichts ahnen — daß ich, Ihrer Errettung wegen, den Rest meines Lebes in elender Verbannung schmachte. Daher hüten Sie sich, mir nocheinmal zu nahe zu treten!“

„Ihre leeren Drohungen werden Sie nicht der irdischen Gerechtigkeit entrücken!“ zischte der Admiral, der sich etwas aus der ersten Erstarrung zu klarerer Ruhe emporarbeitete. „Ihr Gastgeber soll erfahren, wem er auf La Brède Unterschlupf bietet!“

„Ich bitte um Ihre Enthüllungen!“ lachte höhnisch der Graf; dann verließ er mit einer förmlichen Verbeugung die Bibliothek.

Die Blicke des Barons begannen sich zu umdüstern:

„Was ging da vor? Wie erklären Sie mir Ihr, immerhin ungewöhnliches, Betragen, verehrter Admiral? Wollen wir uns nicht in die Nische des Fensters auf die hölzernen Bänke setzen und das ganze Ereignis, Mann gegen Mann, freundschaftlich erledigen? Sie begreifen doch die Schwere des Konfliktes, in den ich eben als Gastgeber hereingezogen wurde?“

Der Admiral rang, wenigstens äußerlich, in einigen Augenblicken seine Bewegung nieder und ergriff die Hand des Barons. Dann murmelte er tonlos: „Ich werde Ihnen soviel Aufklärung bieten, als ich selbst mir zu deuten vermag!“

Die beiden setzten sich an den geschnitzten, angedunkelten Tisch in der Nische des buntverglasten Spitzbogenfensters. Dann strich sich, wie in tiefer Ermüdung, der Admiral über die Stirne und schüttelte den Kopf:

„Baron, hier schließt sich der Ring eines außerirdischen Schicksales! Ich weiß nicht, wie ich beginnen soll, um Sie in die dunklen Zusammenhänge hineinzuführen. Vielleicht erzähle ich am besten den Anfang? Ja, — es wird das beste sein!

Vor etwa zwanzig Jahren also — ich war damals noch ein ausgelassener Midshipman — kreuzte die Fregatte Bellerophon einmal in der südlichen Atlantik. Wir jagten Piraten, oder dergleichen; das tut übrigens wenig zur Sache.

Da war einmal ein grauenhafter Orkan, ein Wirbelsturm, daß sich die tollen Wasserberge mit den Wolken sprühend vereinigten und uns in düsteres Zwielicht hüllten. Als sich aber endlich, nach vielen Stunden, das Toben und Tosen beruhigte, und die dicken Ballen des Nebels unter dem Drucke eines leichten Windes sich teilten, da stand — — —" der Admiral war aufgesprungen und starrte erregt vor sich hin.

„Was sahen Sie da Entsetzliches?" fragte leise, doch bereits aufs höchste gespannt, der Baron.

„Da stand, kaum in Pistolenschußweite, backbord von uns, glatt und unbeweglich, ein Leviathan in den Wogen!"

„Eine Vision?" Der Baron forschte erstaunt in den weitgeöffneten Augen seines Gegenübers.

„Keine Vision!" antwortete dumpf der Admiral, setzte sich nieder und stützte den Kopf in die Hände. „Es war ein kahles Schiff, gut fünfmal so lang als unser Fahrzeug, in grünem Glanze metallisch schimmernd, ohne Masten und Takelwerk.

Es führte keine Flagge. Daher ließ unser Kapitän sofort eine Breitseite lösen, deren Geschoße jedoch elend, wie Erbsen, von den Borden des Gespensterschiffes abprallten. Eine einsame Gestalt erschien auf dem Verdecke und winkte, wie zum Zeichen der Ergebung, mit einem weißen Tuche. Um den Bug rauschte ein Boot auf uns zu, ohne Ruder und Segel und zog einen Schweif weißen Gischtes hinter sich

her. Wir auf der Fregatte riefen einander gegenseitig jedes Ereignis zu; denn jeder glaubte, es habe sich plötzlich sein Geist umnachtet.

Drei Männer, in schwarzen Soutanen, auf der Brust ein edelsteinschimmerndes Ā, standen plötzlich auf unserem Verdecke. Und einer wies uns an, wir sollten so schnell als möglich von dannen segeln und uns sofort alle, beim Kruzifixe, eidlich zu lebenslangem Stillschweigen verpflichten.

Da schrie unser Kapitän etwas von der Macht der Flagge Albions, von unsäglicher Frechheit, vom Lose der Piraten. Genau entsinne ich mich nicht mehr der Worte. Und — auch das ist mir nicht treu mehr im Gedächtnisse, da alles so schnell einander folgte — als er noch sprach, stürzten einige Matrosen auf die drei Fremden, um sie zu fesseln und aufzuknüpfen. Sie kamen aber nichteinmal nahe. Denn, bevor sie noch ordentlich die Hände ausstreckten, kollerten sie bereits am Verdecke; während die Fremden drohend die Arme hoben und plötzlich wieder, wie sie hergeangten, zum Geisterschiffe im Boote zurückrauschten.

Dort aber öffnete sich eine Pforte, am Flaggstock wehte plötzlich eine dunkle Flagge, auf der ein grellweißes Ā mit blutigrotem Querbalken leuchtete, und aus der Pforte fuhr ein gut baumstarker Feuerstrahl, der wie ein suchender Fangarm unsre wehrlose Fregatte bestrich.

Prasselnd lohte sie sofort an allen Ecken und Enden, brennende Rahen, Segel, Tauwerk donnerten herab, krachend und schmetternd zerriß gezündetes Pulver die Planken zu Trümmern — ich erhielt einen gräßlichen Schlag gegen das Haupt, alles drehte sich in Wirbeln und Feuerkreisen um mich — und plötzlich rang ich in kalten Wellen mit dem Ertrinken.

Ich rieb mir verzweifelt das Wasser aus den Augen: Da lag, keine dreißig Fuß von mir, das grüne Ungeheuer, dessen überirdische Wucht und Größe ich erst jetzt ganz erschaute.

Ich schrie, von Wahnsinn erfaßt, in die Stille, die auf dem Meere lag, und wieder umfing mich erlösende Ohnmacht.

Als ich aber erwachte, umschnürten Fesseln meinen Leib und ich stand, an einen Pfahl geschnürt, vor mir die unausdenkbar mächtige Fläche eines, in solcher Weite und Glätte nie dagewesenen Verdeckes. Und vor mir," die Stimme des Admirals begann zu keuchen, „vor mir strahlten zwei Augen und bohrten sich durch meine Stirne!" Jetzt krallte sich die Hand des Sprechenden an die Tischplatte und er krächzte: „Es waren diese Augen! Die Augen des schwarzen Grafen!"

Die letzten Worte flirrten im Raume. Beide Männer schwiegen in tiefster Erregung. Endlich hob der Baron sein klares Antlitz und sagte leise:

„Eine höchst sonderbare, eine unglaubliche Geschichte!"

Der Admiral schien gar nicht zu hören; denn er sprach plötzlich mechanisch weiter:

„Man sagte mir, daß ich der einzige Überlebende des Bellerophon sei und nun zeitlebens den Bord des Schiffes nicht mehr verlassen dürfte. Da schrie es in mir jammernd auf; denn ich gedachte meiner alten Mutter. Und ich begann laut zu beten.

Der schwarze Graf, auf dessen Brust ebenfalls das grauenhafte Ʌ mit rotem Querbalken glitzerte, kehrte sich ab und verließ mich.

Kurze Zeit später begann der Leib des Schiffes unter einem eigentümlichen Dröhnen zu erbeben,

das Wasser rauschte auf, schlug an die Wände, und ein scharfer Fahrtwind zerzauste meine Haare und schnitt mir in die Wangen.

Ich schlief trotz aller Schmerzen ein.

Als ich erwachte, trieb ich in einem kleinen, gewöhnlichen Boote auf der Rhede eines Hafens, von dessen Forts mich flatternd die Fahne Albions grüßte.

Ich fand, in meine Tasche geschoben, einen zerknitterten Brief, der mir Stillschweigen gebot und mir für Ungehorsam furchtbare Strafe androhte.

Kurz — ich will Sie nicht ermüden, Baron — ich fand heim und umarmte nach mancher Irrfahrt meine Mutter.

Seit dieser Zeit aber brüte ich Rache! Rache für den grausamen Tod meiner Kameraden: Ich hielt meine beschworene Seemannspflicht höher als den Befehl dieses Piraten und vertraute alles unserer hohen Lordschaft. Das Geheimnis wird von wenigen Männern gehütet. Zahlreiche Kreuzfahrten fanden keine Spur des Schiffes. Jetzt aber soll mir eine Million Guineen zufallen, wenn ich des Freibeuters habhaft werde und sein Fahrzeug zerstöre. Dieser Mann aber schläft heute unter einem Dache mit seinem grimmigsten Verfolger!"

Der Baron schüttelte ungläubig den Kopf:

„Hier muß ein Irrtum liegen, werter Admiral! Der Graf gehört zu den edelsten Männern, zu den Zierden unserer Nation!"

„Nennen Sie mir seinen Namen!"

„Ich gestehe offen, Ihrem Wunsche nicht willfahren zu können. Doch erhebt ihn die Gunst und Empfehlung des Regenten über jeden Verdacht!"

„Verzeihen Sie, daß ich widerspreche! Ich sagte nämlich noch nicht alles: An jenem Abende, an dem,

wie Sie wissen, die hehrste, schönste Frau Ihres Reiches, die süße Marquise, vom gierigen Schotten, der jetzt ein ganzes Land beraubt, um ihr Vermögen gebracht wurde, hörte ich, daß der schwarze Graf um das Seeschloß schleiche und sich in den Besitz von Büchern gesetzt habe, die vom Geisterschiffe berichteten. Wie schwer es mir wurde, eine Gelegenheit zu erraffen, um diesen rätselhaften Verbrecher von Angesicht zu sehen, wissen Sie, da ich drei Jahre vergeblich hinter ihm her lief, bis mir der heutige Tag endlich neue Rätsel aufgab!"

„Nochmals, Admiral," erwiderte der Baron fest, „lassen Sie von Verdächtigungen! Der Graf ist mein Freund und Gast! Und außerdem weist eben diese neue Erzählung darauf hin, daß die ganze Angelegenheit des fremden Schiffes irgend ein Geheimnis birgt, das unser dermaliges Wissen noch nicht lösen kann. Oder scheint es Ihnen alltäglich, daß der schwarze Graf Ihnen die Gedanken aus den Augen liest?

Ich huldige in solchen Dingen anderen Passionen: Mein Leben ist der Betrachtung aller Erscheinung in liebevoller Umfassung geweiht. Wollen Sie mit Gewalt in ein Geheimnis dringen, das schon in alten Büchern, also vor manchem Jahrhunderte, die Gemüter erregte?"

„Mein Zweck ist eben ein anderer, Baron!" erwiderte mit bebender Stimme der Admiral. „Mich treibt Rache und Liebe: Die Fische des Ozeans verzehrten meine Kameraden und die Dame, die ich liebe, schmachtet im Banne drückender Armut! Und ich argwöhne bereits — wie ja auch schon das Volk raunt — daß der schwarze Graf, mit diesem teuflischen Schotten im geheimen Einverständnisse handelnd, die Marquise irgendwo gefangenhält,

bedroht . . .! Baron, ich bin arm, bin ein Soldat! Ich will mir die Million Goldstücke erobern und die Marquise retten!"

Der Baron stand auf:

„Freund, Sie irren! Vor zwei Wochen kam ich durch die Hauptstadt. Die Marquise ist — wenn auch nicht so reich als früher — wieder wohlhabend und befindet sich am Hofe des Regenten!"

Flammende Röte schoß in das Antlitz des Admirals:

„Wie, die Marquise in der Hauptstadt? Damit sie vollends dem Spieler zum Opfer fällt?"

Da sah der Baron den Fassungslosen an:

„Admiral, hier ist der Punkt, an dem sich unsere Wünsche treffen! Nicht nur ich, auch der schwarze Graf erkennt, daß die Künste des Schotten unser Land — mehr noch, die ganze Menschheit in den Abgrund reißen. Daher lassen Sie vorläufig die Rachepläne. Wir werden uns zu dritt bereits am morgigen Tage an den Hof begeben und das hohe Spiel durchkreuzen! —

Wenn es noch zu durchkreuzen ist!"

Und der Baron streckte dem Admiral seine Hand hin.

Dieser aber, von soviel Unerhörtem überwältigt, sah ein, daß die Rettung der Marquise schwerer wog, als alle anderen Absichten und schlug ohne Hintergedanken in die dargebotene Rechte.

Staubbedeckt und ermüdet, trabten die Pferde des Reisewagens auf der Straße dahin. Auch den drei Insassen des Gefährtes war es nicht unangenehm,

daß ein dichter Wald, zu beiden Seiten der Chaussee, nach den Strapazen des Tages, abendliche Kühle durch die geöffneten Wagenfenster hauchte.

Keiner von den dreien sprach ein Wort; denn, obwohl die diplomatische Kunst des Barons hingereicht hatte, eine offene Feindschaft des Admirals zu verhüten und die Widersacher für gemeinsamen Zweck zu versöhnen, konnte doch jede Gelegenheit eines harmlosen Plauderns wieder neue Gegensätze zeitigen.

So tackten die Hufe, rasselten die Räder, und der Wagen marterte durch seine Stöße die Leiber der Reisenden.

Schon blinzelten die Lider der Gelangweilten und fanden von Herzschlag zu Herzschlag weniger Lust, sich aus schläfriger Vereinigung zu lösen, als plötzlich verwehender Klang von Jagdhörnern die Spannung des Wachseins wieder erzeugte.

Jetzt drang der lustige Schall bereits von mehreren Seiten, und ein jäher Ruck schüttelte die Reisenden fast aneinander.

„Hallo, die Zeit ist für Aufenthalte schlecht gewählt, wenn wir heute noch die Hauptstadt erreichen wollen!" murrte der Baron und beugte sich aus dem Fenster des Wagenschlages. „Was fällt dir ein, Kutscher, hier, mitten im Walde, Rast zu machen!"

Der Kutscher sprang vom Bocke und trat zum Schlage:

„Dort vorne, auf der Straße, Herr Baron, hält ein Reiter und gab mir Zeichen zum Stillstand!"

„Vielleicht ein Bandit?" Der Baron wandte sich an seine Begleiter. „Werte Freunde, bereiten Sie für alle Fälle die Degen und Pistolen!"

Bevor er aber weiter gesprochen hatte, war bereits der Reiter, ein Leibjäger in blendend kostbarer Gewandung, bis zur Höhe, auf der der Wagen hielt, herangesprengt. Er grüßte höfisch, als er den Rang der Reisenden erkannte:

„Verzeihung, edle Herren, ich muß bitten, entweder über Nacht an dieser Stelle zu rasten, oder Ihr Ziel auf einem Umwege zu suchen. Hier darf weder Wagen noch Reiter die Richtung gegen Norden fortsetzen!"

„Das wäre die neueste Institution, öffentliche Straßen abzusperren!" brauste der Baron auf. „Soweit ist die Willkür in Frankreich doch noch nicht gediehen! Melden Sie Ihrem Herrn, daß drei Angehörige des hohen Adels noch heute abends die Hauptstadt betreten müssen. Es handelt sich um die Wahrung staatlicher Interessen!"

„Ich bedauere, den Befehl nicht befolgen zu können!" antwortete der Jäger mit überlegenem Lächeln. „Der Wald ist abgesperrt, da seine Hoheit, der Regent, eine nächtliche Jagd zu üben geruhen. Ich bin Ihr Diener, edelste Herren!" und damit trabte der Reiter gemächlich davon.

„Sahen Sie diese widerliche Domestikenfrechheit?" Das Antlitz des Barons zuckte vor Zorn, als er sich umwandte. „Solches Geschmeiß züchtet man heute bei Hofe. Morgen wird es Chevalier, Marquis, weiß Gott, vielleicht Minister sein! Leider müssen wir uns für den Augenblick der sonderbaren Laune des Regenten, ganze Arrondissements abzuzäunen, gehorsam fügen."

Der schwarze Graf blickte auf:

„Gestatten Sie mir eine Bitte, Baron! Sie werden sicherlich jetzt zurückkehren und im nächsten Dorfe

Nebenstraßen zu gewinnen trachten. Ich aber möchte inzwischen hier absteigen und Ihnen erst später auf einem Pferde, das sie mir von der nächsten Herberge hiehersenden wollen, nachfolgen. Ich hoffe nämlich, irgendwie mit der Jagdgesellschaft zusammenzutreffen, um dadurch unserem Plane zu nützen."

„Was soll das heißen? Eine Intrigue?" murrte der Admiral. Der Baron warf ihm sofort einen strafenden Blick zu und antwortete rasch auf die Worte des Grafen:

„Ich werde Ihrem Wunsche willfahren, Graf!"

Dieser stieg auch, ohne sich weiter um den Admiral zu bekümmern, aus der Karosse und ließ sich auf einen Stein, am Rande der Straße, nieder; während der Reisewagen umwandte und in entgegengesetzter Richtung davonpolterte.

Vielleicht eine Stunde sann er so vor sich in den sinkenden Abend, der zwischen die hohen Stämme noch schräge Strahlen warf und ein violettes, staubdurchwirktes Licht über dem wuchernden Moose und Unterholze flimmern ließ. Seine Hingabe an die Stimmung — an den ferner verwehenden, nunmehr traurigen Klang der Hifthörner, an das in Schlaf sinkende Summen, Zirpen und Rascheln — ward so verträumt, daß er die leichten Hufschläge nicht vernahm, die aus der Richtung der Hauptstadt, gegen seinen Sitz zu, erschollen.

Plötzlich aber verdichtete sich das regelmäßige Geklapper zu einer ratternden und sprühenden Folge, und aufblickend gewahrte er, wie ein edles Roß, wahrscheinlich ob des einsamen Träumers im schwarzen Gewande scheuend, mit geblähten Nüstern und haltlos funkelnden Augen sich jäh aufbäumte. Im Sattel saß, die Gefahr mutig erfassend und die

Zügel straffend, eine grünberockte Reiterin, deren leichterhitztes Antlitz in anmutigen Pfirsichfarben glühte, während die weißen Stirnlöckchen sich wirr unter dem schwarzen Dreispitze hervorringelten.

Der Graf sprang sogleich empor, packte mit mächtigem Griffe den Zaum des Rosses hart oberhalb der Kandare und riß das Tier zur Ruhe, das jetzt mit gesenktem Kopfe, bebend und scharrend, stillstand.

Er blickte der Reiterin voll ins Antlitz:

„Verzeihen Sie die Nachlässigkeit, edle Jägerin, daß ich am Straßenrande phantasiere und, wie ein Gespenst, harmlosen Pferden Schrecken einflöße. Verzeihen Sie und glauben Sie an meine Reue, da ich durch dieses Ungeschick eine Seele in Gefahr brachte, die reiner ist, als all ihre Umgebung!"

Die Wangen der Reiterin erblaßten plötzlich.

„Was wollen Sie von mir, schwarzer Graf?" fragte sie mit unsicherer Stimme. „Ich fürchte Sie schon seit Jahren wegen Ihrer gräßlichen Augen; von denen ich erzählen hörte! Mehr aber noch seit dem Abende, an dem Sie, einsam und schweigend, vom Fischerdorfe gegen die nächtlichen Wälder ritten und abgewandten Antlitzes an uns vorbeisprengten."

„Ich mußte damals einer armen Köhlerfrau zu Hilfe eilen, der der Herr des Seeschlosses den Gatten erschlagen hatte. Wollen Sie nicht vom Pferde steigen und mir die Ehre einiger Worte schenken? Ich bin Ihr unbedingter Freund, holde Marquise!"

„Ihre milden Umgangsformen setzen mich in Erstaunen! Sie wurden mir bisher sehr geheimnisvoll, ja böse und furchtbar geschildert. Oder sollte," die Marquise lächelte jetzt ein holdes Kinderlächeln, „eben die Güte Ihr Zauber sein?" Dabei sprang sie,

wie der gewandteste Edelmann, aus dem Sattel und band ihr Pferd liebkosend an einen Baum; dann setzte sie sich an die Seite des Grafen ins Moos.

Einige, rasch einander folgende Büchsenknalle durchschnitten wie Peitschenschläge, im Echo gebrochen, die Abendstille und das schnaubende Rupfen des Rosses, das sich an leckeren Kräutern vergnügte.

„Ich bin der Jagd entflohen!“ sprach sie verlegen weiter. „Sie als Edelmann werden das wohl nicht begreifen. Aber ich kann es nun einmal nicht mitansehen, wie muntere, harmlose Wesen durch ihr eigenstes Reich, den göttlichen Wald, sich spielend umhertummeln und im nächsten Augenblicke, mit zerfetzten Flanken und jämmerlich verglasten Augen, als bloße Ziffern der Eitelkeit irgend eines lasterhaften Laffen dienen! Vergeben Sie mir die scharfen Worte; wo es sich um Lebendiges handelt, ist zimperliche Rücksicht nicht am Platze!“

„Ich verstehe Ihre hohe Seele besser, als Sie ahnen, Marquise! Ich bin stolz, daß Sie mir eben diese Seite Ihres Wesens zeigten!“ antwortete leise der Graf.

„Graf, Sie scheinen ungewöhnlich rätselhaft! Solche Menschen sind entweder ungewöhnlich gut oder ausnehmend schlecht. Da ich nun die Bosheit an Ihnen nicht entdecken kann, muß ich das Bessere glauben. Es ergeht Ihnen wahrscheinlich so, wie dem Manne, den der Volksmund mit Ihrem Einflusse in Beziehung bringt: Wie dem gewaltigen schottischen Spieler!“

Der schwarze Graf horchte auf: „Sie halten auch von diesem Manne, der ein ganzes Volk ins Verderben reißt, Gutes?“

„Wer verbürgt Ihnen, Graf, daß eben er das Volk bedroht? Kann da nicht leicht ein noch höherer, sagen wir, ein allerhöchster Verbrecher im Hintergrunde

stehen, in dessen Händen seine erleuchteten Gedanken nur teuflische Werkzeuge werden? Sehen Sie jedenfalls näher zu, bevor Sie richten!“ und die Marquise blickte ihn streng an.

Lange forschte er in ihren Zügen; dann murmelte er, wie erwachend:

„Ich danke Ihnen für diese Lehre, Marquise! Sie haben recht: Nach äußeren Wirkungen urteilen, heißt soviel, als befangen urteilen! Darf ich etwas erbitten?“

„Gerne, wenn ich es zu erfüllen vermag!“ und die Marquise lächelte wieder sonnig.

„Bald wird ein Pferd für mich hier zur Stelle sein, um mich instand zu setzen, meinem Freunde, mit dem ich von La Brède hierherreiste, nachzueilen. Wollten Sie uns, edle Marquise, Ihre Begleitung gestatten, damit wir, zugleich in die Haupstadt zurückkehrend, uns dem Schotten nähern; ihm vielleicht sogar im Kampfe gegen den, für uns unsichtbaren, Feind beizuspringen!“

Die Marquise zuckte auf.

„Für diesen Zweck bin ich ohne Rückhalt Ihr Bundesgenosse! Ich wollte zwar in irgend einem Dorfe hier Nachtlager suchen, doch treibt es mich jetzt vorwärts. Nicht zuletzt, um wieder einmal dem anmutigen Geiste des Barons zu lauschen!“

So warteten die beiden noch plaudernd kurze Zeit, bis ein Knecht, ein Pferd am Zaume führend, erschien. Dann bestiegen sie die Rosse und galoppierten in schärfster Gangart in der Richtung davon, die ihnen der Knecht gewiesen hatte.

Doch sanken, trotzdem sie zu beiden Seiten offene Fluren umgaben, die Schatten bereits so schnell, daß sie nicht nur ihre Eile mäßigen mußten, sondern

auch noch mancher Rast zur Erkundigung des Pfades bedurften; weshalb sie erst nach langer Zeit, im Angesichte der hauptstädtischen Tore, die Karosse einholten.

Die Marquise war nicht wenig erstaunt, den Admiral wiederzusehen; da sie sich aber aus Scheu, es könnte zu unliebsamen Erinnerungen führen, weigerte, den Sattel zu verlassen, kam es über die Förmlichkeiten der Begrüßung nicht hinaus, und der Wagen rasselte, beim Scheine der Laternen und Fackeln, von den Reitenden flankiert, auf das städtische Pflaster.

Als zu früher Abendstunde des nächsten Tages der Baron, der Admiral und der schwarze Graf, einer Einladung folgend, dem Palais des Regenten zustrebten, fiel ihnen sogleich eine sonderbare Bewegung in den Mengen der Umherwandelnden auf: Nichts als erregte Gesichter, rasche Zurufe, fuchtelnde Hände, lauschende Gruppen und Zusammenrottungen!

Der Baron vergaß des kommenden Hoffestes und ließ die Karosse halten; dann beugte er sich beim Wagenschlage hinaus und winkte mit freundlichem Lächeln einen Fußgänger heran:

„Was für Neuigkeiten und Gerüchte laufen da um?“ lachte er.

Doch der Angesprochene machte eine sehr bittere Miene:

„Leider keine Gerüchte mehr, Sieur! Unser Reichtum beginnt in nichts zu zerflattern. Der papierene Turm wankt. Eben wurden die Billets wieder herab-

gesetzt, heute bereits zum zweiten Male! Die Kassen sind versperrt und die Aktien kann jeder scheffelweise für Spottsummen erstehen! Halten Sie mich entschuldigt, Sieur!“ und er hastete schon, rufend, einem anderen Manne nach, der das Blatt eines Journales in der Hand schwenkte.

Der Baron hieß den Kutscher weiterfahren und sagte mit zitternder Stimme:

„Wir sind scheinbar zu spät gekommen, Freunde!“ Dann versanken alle drei in dumpfes Nachdenken und sahen erst auf, als der Wagen die prächtige Zufahrtsstraße des Palais gewann.

In den flimmernden Spiegelsälen, die von zehntausenden Kerzen strahlten, wogte bereits, von Seide und Edelsteinen umhüllt, die erlesenste Gesellschaft des Reiches; sodaß geraume Zeit verstrich, bis sich die Ankömmlinge, aller Verbindlichkeiten, Begrüßungen, Ansprachen mit weltmännischer Form entledigend, bis in die Nähe der Marquise durchkomplimentiert hatten.

Hier sprach kein Mensch erregte Dinge. Dagegen hörte man viel von der gestrigen Jagd, vom morgigen Theater; von Tänzen, Spielgewinnen und neuen Perückenmoden; schließlich von einem magischen Taschenspieler und den Maitressen des Regenten.

Der Baron brachte mit Absicht die Rede ein paarmal auf die Bankbillets: Man sah ihn verständnislos an und lachte: „Lassen Sie diese Sorge den Bürgern! Unsere Schlösser sind aus Stein, die Äcker aus Erde und die Hypotheken wird schon einmal ein gefälliger Richter als ungültig befinden. Wozu läßt denn der Adel seine Söhne in der Jurisprudenz unterweisen? Etwa, damit uns selbst Unrecht widerfahre?“

Endlich standen die drei, ehrerbietig grüßend, vor

der Marquise und erkundigten sich nach dem Verbleibe des Schotten.

„Er sollte schon längste Zeit hier weilen. Die Geschäfte scheinen sich heute zu häufen! Wollen Sie mir nicht Gesellschaft leisten?“ antwortete diese etwas hastig.

So saßen die drei Edelleute mit der Marquise bald in anregender Unterhaltung, bei der vornehmlich die umfassende Bildung des Barons — über Sitten und Taten fernliegender Völker doch stets wieder Beziehungen zum Geschehen des Tages knüpfend — den Unterton darbot.

Parfums wallten zwischen dem knisternden Rascheln der Toiletten, Musik ertönte, und schon scharten sich kleine Gruppen zu Spiel und Tanz. Da schritt, das ganze Getriebe fast achtlos übersehend, die eckige Gestalt des mächtigen Spielers über das Parkett und strebte, geraden Weges, auf die Seidenfauteuils zu, in denen die Marquise und ihre Gesellschafter lehnten.

Noch fünf Schritte entfernt, blieb er starr stehen, um sich ebenso steif zu verbeugen; während seine ordengezierte Brust funkelte.

„Die Herren mögen verzeihen!“ stieß er hervor. „Ich muß die verehrte Marquise für kurze Zeit ihrem Kreise entführen; was ich niemals gewagt hätte, wenn es nicht die Raison des Staates erforderte!“

Die Marquise erhob sich, von dunkler Ahnung erfaßt, mit bebenden Gliedern, und eine Kälte durchschauerte plötzlich ihren Leib. Der schwarze Graf blickte starr und suchend gegen die harten grauen Augen des Spielers.

Als er sich aber vor ihr zum Abschied verneigte, sagte er klar und bestimmt:

„Ihr reines Empfinden hat Sie nicht getrogen, Marquise. Dieser Mann ist an allem Unglücke schuldlos, sofern es sich um seine Pläne handelt!“

„Was wollen Sie, Graf?“ gab der Schotte scharf und erregt zurück.

„Gerechtigkeit, Sieur!“ und lächelnd setzte sich der schwarze Graf wieder in den Fauteuil.

Die Marquise rauschte bereits am Arme des Spielers in einen anderen Saal. Erstaunt und fragend blickte der Baron in die, immer noch gleichmütig lächelnden, Züge des Grafen; das Antlitz des Admirals aber lohte bereits in heller Wut:

„Sie sind ein Verräter, ein Spion, ein Schuft!“ zischte er hervor. „Mehr noch; ein Schwindler und Pirat, wahrscheinlich auch ein bloßer Lügengraf!“

„Um Gottes willen, Sie befinden sich beim Hoffeste des Regenten, Admiral!“ flüsterte der Baron, da bereits einige näherstehende Edelleute verwundert herübersahen.

Mit äußerster Mühe zwang sich der Admiral zu einiger Ruhe:

„Dann wird es mich besonders freuen, Sie, mein Herr Graf, oder wie Sie sonst heißen mögen, morgen, bei Anbruch des Tages, in dem, Ihnen bekannten Wäldchen, beim Rondell wiederzusehen; damit ich Ihnen dort deutlicher erkläre, von welcher Gesinnung es zeigt, im Interesse der Menschheit zu Kämpfen gegen Falschspieler gefährlichster Sorte auszuziehen und denselben Gauklern eine schutzlose Dame ans Messer zu liefern!

Leben Sie wohl, Baron!“ und er erhob sich schnell und mengte sich unter das wirbelnde Getriebe des Saales.

Der schwarze Graf aber, der bisher in drohender Ruhe alles abgewartet hatte, blickte jetzt fragend gegen den Baron:

„Es wäre mir ein herber Schmerz, Ihre Freundschaft einzubüßen!“ sagte er leise. „Ich durfte jedoch nicht anders handeln; denn der Schotte mag verrannt sein, mag irren! Schlecht und niedrig aber ist in dieser Seele so wenig, wie im Gemüte der herrlichen Marquise! Es sei denn, daß mich meine Gabe, die Menschen zu durchdringen bei bloßem Anblicke, vollends verlassen hätte.“

„Es ist alles verworrener, als man denkt!“ antwortete kopfschüttelnd der Baron. „Aber ich glaube an Sie; denn in solchem Wuste finden sich nur reine Kinder und Hellseher zurecht!“ — — —

Die Marquise und der Spieler traten durch weitgeöffnete Glastüren auf einen halbdunkeln Balkon hinaus, dessen Ballustraden die Schattenrisse mächtiger Marmorgruppen überhöhten. Als sie kaum einige Schritte in das tiefste Düstern getan hatten, flüsterte bereits der Schotte:

„Marquise, wenn ich nicht allzusehr fehlgehe, glaube ich, aus Ihrem Verhalten eine gewisse Freundschaft entnehmen zu dürfen!“

„Freundschaft?“ Fast schmerzlich schlug dieses Wort eine leise Hoffnung zurück, die in der Marquise, einen Herzschlag lang, emporgestiegen war und ihr bebende Ahnung geliehen hatte.

„Dann irrte ich, verzeihen Sie den Fehlgriff!“ und der Schotte wandte sich wieder gegen den Saal.

„Was wollen Sie tun, Sieur?“ hauchte sie ängstlich. „Sagte ich etwas Kränkendes? Ich empfinde gewiß höhere Freundschaft zu Ihnen, als zu allen, allen anderen Menschen!“

„Dann hören Sie; aber schnell, denn von Augenblicken hängt mein, hängt Frankreichs, hängt das Schicksal der Erde ab: Kurz, mein wolkenhohes Gebäude stürzt

ein, zerschellt, zerflattert. Und das nicht durch meine Schuld. Ich sah, wie der abnehmende Goldvorrat die Kulturnationen einer gräßlichen Teuerung, einer grenzenlosen Habgier, einem Vernichtungskampfe und der Verelendung unausweichlich entgegentrieb. Da mußte ich zugreifen. Sie sahen mich, — sahen, daß ich, als Spielteufel, wenigen Reichen das Geld zur Begründung meines Werkes aus den Taschen riß. Durfte ich einzelne Opfer scheuen, wo es um alle ging? Ich schwöre Ihnen, nicht ein Glas Sekt, nicht eine Pastete mehr genoß ich, als irgend ein kleiner Landedelmann. Und Weiber sah ich vollends keine.

In meinem Vaterlande wies man mich zurück. Da begann ich hier mit der Verwirklichung meiner Träume. Es war ja gleichgültig, wo der neue Gedanke anhub; würde er sich doch bald die Welt erobern, dachte ich.

Und er hätte die Welt erobert, Kredit wäre zu Geld geworden, meine Bank hätte wie ein Magnetstein das Gold angezogen, den Boden, die Kolonieen beweglich gemacht und den Schlüssel der Verteilung ergeben; zehnfache Ordnung und straffe Einheit wäre in die Staaten gekommen, alle Kräfte der Wirtschaft wären emporgeblüht; wenn nicht, nahe dem Gipfel, die bornierte Habsucht dieses Regenten mich mit allen Mitteln einer tyrannischen Gewalt gezwungen hätte, die Billetts in einer Weise zu vermehren, daß alle Folgen ins Gegenteil verkehrt werden mußten. Keinen Zettel wollte ich, über reale Bedeckung hinaus, drucken lassen. Nun aber schmelzen die Grundlagen gegenüber den Außenständen zu einem Häuflein zusammen, die Menschen haben davon erfahren und in zwei, drei Tagen muß das Mißverhältnis offenbar sein, wenn nicht noch in

letzter Minute der Regent meine Gesundungsmaßregeln billigt.

Wenn aber der Sturz voll eintritt, dann wird er zu einem Katarakte, wie ihn die Welt noch nicht sah; und reißt die zuckenden Leiber Hunderttausender zermalmend in einen Abgrund, aus dem es keine Wiederkehr gibt!"

Der Schotte schwieg und starrte kalt vor sich hin.

„Was soll ich dabei tun; Sie baten mich doch um einen Beweis der Freundschaft? Wie kann ich, armes Ding, in die Speichen dieses sausenden Weltgeschehens greifen?" hastete die Marquise erregt hervor.

„Nur Sie können die Menschheit retten; aber Sie — Sie werden mir ins Gesicht speien und fliehen!"

„Warum? Sind Sie toll?"

„Nein, Marquise, das einzige, was mich nie verließ, ist meine Klarheit. Deshalb sehe ich Ihr Handeln voraus, wenn ich von Ihnen verlange, die — Maitresse des schmutzigen Regenten zu werden!"

„O Gott, hilf mir!" schrie die Marquise auf, während schwarze Nebel sich vor ihre Augen breiteten und ihre Hand, einen Halt suchend, sich ins Marmorgeländer verkrallte.

„Auch Sie, von der ich mehr glaubte, sind nicht fähig, eine Chimäre für das Leben Tausender zu opfern. Denken Sie den einen Gedanken kalt zu Ende: Was wiegt Ihre Keuschheit gegen das Leben, das nur einmal vorhandene, unwiederbringliche Leben der Unzählbaren?

Leben Sie wohl, für diesen Gedanken sind auch Sie zu klein!"

„Nein, ich gehe, fordern Sie!" und die Marquise

richtete ihren Leib hoheitsvoll auf, während alles Blut aus ihren Wangen wich und ihre Zähne vor innerer Kälte gegeneinanderschlugen.

Da faßte sie der Spieler umkrampfend an der Hand und flüsterte heiser:

„Geben Sie ihm erst dann das Letzte, — Sie verstehen mich! — wenn er meine Vorschläge unterzeichnete. Dann ersinnen Sie wildeste Laster, Tollheiten, Scheußlichkeiten, um seine entarteten Sinne festzuhalten.

Sind Sie bereit?“

„Ja!“ hauchte sie ersterbend, beugte sich plötzlich willenlos nieder und küßte die harte, knochige Hand, die sie der grauenhaftesten Schande auslieferte.

Der Spieler zuckte zusammen; doch nur für einen kurzen Augenblick. Dann faßte er sie schon herrisch am Arme und sagte unerbittlich:

„Ich führe Sie zum Regenten! Er erwartet Sie!“

In dumpfer Erstarrung, folgte sie ihm über Korridore, breite Treppen, durch lange Zimmerfluchten. Bis sie, schwere Portièren teilend, in einem kleinen Gelasse stand, dessen Mitte eine ovale Tafel einnahm. Ungefähr zehn zechende Edelleute, Herren und Damen, lungerten in üppigen Fauteuils um diese Tafel und kicherten, gröhlten und girrten. An der Spitze aber, reckte sich eben der Regent zu ganzer Höhe und goß, die trunkenen Augen weit aufreißend, einen spitzen Kelch Champagner, unter johlendem Gelächter, einer kleinen Dame in das Decolleté. Diese ringelte sich, in allzuleichtem Spitzenkleide, an den Regenten geradezu empor und sah ihn, aus dickgeschminktem Antlitze geil lächelnd, an.

Der Schotte zog sich sogleich zurück, während die Marquise die vorgeschriebene Verbeugung vollführte.

„Puh, was macht diese reine Lilie bei uns? Mir wird schon kalt, wenn ich sie erblicke!“ lallte einer der Edelleute und kniff dabei seine, auf der Lehne desselben Fauteuils hockende Nachbarin in unaussprechlicher Weise, worüber sie geziert aufkreischte.

Da wurde auch der Regent aufmerksam: „Ah, du bist mir gestern bei der Jagd davongeflattert, sprödes Täubchen!“ rief er sogleich. „Dafür werde ich dich heute zum Dessert braten!“ und er machte bei den letzten Worten eine derartig unflätige Geste, daß die ganze Tafelrunde in wüstem Gelächter aufgellte.

Die Marquise wäre am liebsten mit den Nägeln in diese zügellose Fratze gefahren, um die lüsternen Augen, die sie von den Füßen bis zum Kopfe musterten, aus den Höhlen zu reißen. Doch bändigte sie ihren zornbebenden Leib und trat näher.

Da umfaßte sie auch schon, schamlos ihre Reize abfingernd, der linke Arm des Regenten und zog sie auf das Sofa, an seine Seite.

Neue Massen Champagner wurden vertrunken, immer lockerer wurden Reden und Taten, und schon tastete die Hand des Regenten an den Strümpfen der zusammenzuckenden Marquise.

Da johlte einer der Zecher: „Morgen steckt der Reichtum Frankreichs im Herde! Ich lasse mir meine Pasteten mit Aktien und Billets braten! Dann aber wird die Plebs uns alle erschlagen, auch den lustigen Regenten!“

Bereits in schwerem Rausche, murmelte der Regent, während seine Hand sich wieder von der Marquise zurückzog und den Kelch suchte:

„Sie werden ihm den Hals umdrehen, nicht mir! Ich werde ihnen morgen, wenn ich befehle, daß

nichts mehr gezahlt wird, schon erklären, daß er gegen meinen Willen, um sich selbst zu bereichern, stets neue Zettel druckte! Dann kommt er aufs Schafott, der Betrüger!"

Alle heulten Beifall; doch bald unterbrach wieder eine Zote das politische Zwischenspiel, ein Paar glitt, einen Teller vom Tische reißend, auf den Teppich hinab und begann dort mit wilden Spielen.

Der Regent nickte schnarchend ein.

Die Marquise aber erhob sich leise und huschte zitternd zur Türe hinaus; wobei ihr noch der, wieder auffahrende, Regent nachrief:

„Geh nur, zähe Nonne! Es hätte mich ohnedies geekelt, deine Männerhüften zu kosen!"

Dann hörte sie nur mehr ein gurgelndes Lachen und das stöhnende Seufzen der Dame auf dem Teppiche. Als die Marquise die leeren Nebenräume durcheilte, atmete zwar ihre gequälte Brust freier, und fast wollte etwas wie Freude in ihr heraufwallen; doch wurde jeder lichtere Gedanke sogleich durch die Angst verdrängt, die in ihr die drohenden Worte gegen den Schotten erweckt hatten.

Sollte sie es wagen, nach dieser Beschmutzung, diesem Anblicke tiefer Erniedrigung, wieder das Hoffest zu betreten? Wo auf ihrer Stirne das Erlebnis der Schmach in, gewiß für alle erkennbaren, Lettern flammte?

Dann aber mahnte wieder eine Stimme der Vernunft. Was hatte man ihr, abgesehen von einigen trunkenen Betastungen, schließlich genommen? War sie nicht durch ein Wunder bewahrt worden, vielleicht durch ein Glas, das der Regent zuviel getrunken hatte?

Mit diesen Gedanken irrte sie durch erleuchtete

Gänge, über teppichbelegte Treppen; bis ihr ein Kammerdiener den Weg wies und dabei boshaft grinste.

Beim Feste unten herrschte, wenn auch durch einige Haltung verdeckt, bereits eine ebenso ausgelassene Stimmung, wie an dem Orte, von dem sie kam. Deshalb querte sie, kalt und angewidert, die Reihe der Säle. Nahe beim Ausgange, lehnte an einem der Wandpfeiler der schwarze Graf und blickte mit ruhigen Mienen über das Getriebe. Sie schritt auf ihn zu.

„Eilen Sie, Marquise!“ flüsterte er. „Der Admiral hat Ihr Gespräch mit dem Spieler belauscht und bereitet alles vor, ihm nachzustellen. Ja, ich wähne, daß sogar die erste Erschütterung des Kredites von ihm werktätig unterstützt wurde.“

„Was will dieser Rasende? Mich auf diese Art beglücken?“ Die Marquise sah den Grafen entsetzt an.

„Ich wähne eher, daß er Sie in Fesseln legen möchte, um von Ihnen das zu erpressen, was er freiwillig nicht erhält. Zuerst aber soll ich fallen, da ich dem Schotten ins Antlitz sah und, seine reinen Ziele erkennend, diese Überzeugung nicht verhehlte!“

„Ich danke Ihnen!“ Und während ein glückseliges Leuchten die, noch immer bleichen Wangen der Marquise überstrahlte, streckte sie ihm ihre Hand hin und drückte sie warm.

„In zwei Stunden wird er mir mit dem Degen in der Faust gegenüberstehen. Ich werde ihn nicht töten! Er soll aber, durch leichte Wunden gereizt, erkennen, wie ohnmächtig alle Wut der schmutzigen alten Welt gegen das heilige ⊼ ist!“ Und er schob

seinen Atlasrock leicht zur Seite, sodaß auf dem Grunde der ebenfalls schwarzen Weste sich glimmernd und gleißend das edelsteinfunkelnde Zeichen des Ā abhob.

„Was ist das?“ und die Marquise blickte erstaunt auf den sonderbaren Schimmer der Steine.

„Vielleicht werden Sie es dereinst erfahren! Jetzt aber eilen Sie, um den Spieler noch in seinem Hause zu treffen!“ — — —

Die Marquise bestieg ihre Karosse und hastete durch die, bereits von einem faden Scheine eines dämmernden Nebeltages erhellten Straßen, zum Hause des Schotten. Zuerst wollten die Diener sie nicht vorlassen. Erst als sie hartnäckig darauf bestand, geleitete man sie in ein entlegenes Arbeitszimmer, in dem der Spieler, eifrig über Dokumente und Entwürfe gebeugt, an einem mächtigen Schreibtische arbeitete.

„Marquise!?“ Erstaunt stand er auf, während sich der Diener zurückzog. Dann setzte er, ohne erkennbare Bewegung, fort: „Wann soll ich die Erlässe dem Regenten zur Unterschrift vorlegen?“

Da schluchzte die Marquise auf und warf sich in höchster Verzweiflung vor ihm auf die Kniee:

„Sieur, ich kam, um Ihnen zur Flucht zu helfen!“

„Erheben Sie sich doch, Marquise!“ Noch immer war keinerlei Bestürzung, höchstens leichter Unwille, in der Stimme des Schotten. „Was ist geschehen?“

Die Marquise erhob sich zögernd, nahm den ihr dargebotenen Platz und keuchte hervor:

„Es ist unabänderlich beschlossen, die Zahlung des Staates einzustellen, Bankrott zu machen! Und Ihnen, — hören Sie mich — Ihnen alle Schuld aufzuladen; ja, Sie vielleicht zur Sühne dem Schafotte zu überantworten!“

„Opferten Sie viel, um diese Schändlichkeit zu erfahren?“ fragte kopfschüttelnd der Spieler.

„Nein!“ Das Gesicht der Marquise ward von dunkler Röte durchloht. „Ich opferte fast nichts! Einige lästige, niedrige Berührungen eines Trunkenboldes.“

„Es hätte mich bedrückt, Ihre Keuschheit vergeblich preisgegeben zu haben!“ antwortete kalt der Schotte. Dann setzte er betont fort: „Denn hier ist das hohe Spiel verloren!“

„Was werden Sie tun?“ Die Marquise sprang in höchster Angst vom Sitze auf.

„Ich werde Ihre Hilfe erbitten und in Ihrem Wagen die Hauptstadt verlassen. Dann will ich — es bleibt unser beider tiefstes Geheimnis, Marquise! — mich nach Venedig durchschlagen, um vielleicht von dort mein Werk zu vollenden!“

Er schellte ruhig seinen Dienern und erteilte den Erschienenen kurze Weisungen; als ob er im Begriffe wäre, eine kurze Reise, irgendwohin in die Provinz, zu unternehmen. Schließlich legte er seinem Kammerdiener ein kleines Kästchen in die Hände. Als dieser den Raum verlassen hatte, lachte er kurz auf. Dann sagte er:

„Meine Bereicherung, Marquise! Das Kästchen enthält mein gesamtes Mobilvermögen: Zehntausend Livres in Gold! Dieser Betrag verblieb mir von den dreitausendeinundsiebzig Millionen, die ich in meiner Faust vereinigte. Meine Feinde haben recht: Solche Männer taugen nicht zur Verwaltung des Staates!“ —

Der Wagen der Marquise durchrasselte am frühen Vormittage bereits Dörfer, die, viele Meilen von der Hauptstadt entfernt, von den umwälzenden Ereignissen, die sich im Mittelpunkte des Reiches vorbereiteten, noch nichts ahnten.

Schon während der Fahrt, hatte der Schotte, mit Hilfe der Marquise, sein Äußeres, seine Gewandung, seine Haartracht so sehr verändert, daß er fast unkenntlich wurde. Jetzt aber blickte er sie plötzlich starr an:

„Wenn Sie meine Rettung vollenden wollen, müssen Sie mich verlassen! Fahren Sie in entgegengesetzter Richtung! Ist Ihr Kutscher verschwiegen?"

Vor den Augen der Marquise zerbrach der letzte Traum, die letzte Hoffnung:

„Sie wollen mich fortjagen, nicht alle weitere Gefahr mit Ihnen teilen lassen?" preßte sie hervor.

„Es ist keine Gefahr mehr für mein Ziel, Marquise; wenn Sie mich anders durch Ihre Begleitung nicht ins Verderben reißen!" antwortete er trocken. „Retten Sie schnell Ihr Geld, halten Sie Ihre Güter mit eiserner Hand! Von mir sollen Sie bald hören! Leben Sie wohl und nehmen Sie meinen unauslöschlichen Dank im Namen der Menschheit, der Zukunft! Ich ehre Sie als Heldin!" Und er riß schon den Wagenschlag auf, hob den Koffer und zwei Bündel von der Karosse und wanderte, ohne sich umzublicken, durch den Staub der Straße, einem nahen Dorfe zu.

Die Marquise aber befahl mit erstickter Stimme, den Wagen zu wenden, warf sich in den Fond zurück und schloß ihre Augen, während Krämpfe wildesten Schmerzes sie durchschüttelten. Die Rosse eilten in gleichmäßigem Trabe dahin, und jeder Herzschlag legte ein weiteres Stück äußerer Entfernung zwischen die Marquise und den Mann, dem sie ihr Leben geweiht hatte.

Die Königin der Adriatischen Städte jubelte in farbenbuntem Karnevale; und durch die aneinandergedrängten Prachtgondeln, durch leuchtende, übermütige Blicke, durch Masken und Spaßmacher, durch Gesang, Gegirre und Tänze fand die Marquise, traurigen Antlitzes, den Weg zur ärmlichen Dachkammer, in der, abgezehrt und bleich, der Schotte still über die Decken seines kahlen Bettes blickte; während sich seine Finger langsam und krampfhaft, wie etwas Unbestimmtes suchend, bewegten.

Ihr Eintritt schminkte seine Wangen mit roten Flecken und sein Auge hatte nicht mehr die starr abweisende Geberde, wie einst; es schien vielmehr fast weich und sehnend.

„Sie sind gekommen, einzige freundliche Seele, die mich je umschwebte?“ und er hob mühsam die Hand.

„Ja, ich fand den Pfad, um dir wieder Gesundheit zu bringen!“ zwang sich die Marquise, freudig lächelnd, zu erwidern.

„Gesundheit?“ Ein hüstelndes Lachen schüttelte seine hagere Brust. „Gesundheit? Nein, mein Leben reicht nur mehr für Stunden! Du aber sollst dich nahe, ganz nahe zu mir setzen, meine kalten Knochen wärmen und mir davon erzählen, was da unten geschieht; warum die Menschen lachen, tanzen und singen! Wie lange mag es sein, daß ich dich in verblendetem Stolze nicht an meiner Flucht teilnehmen ließ und nochmaligen Aufstieg erhoffte? Drei, vier Jahre? Und so schnell spielte ich das letzte hohe Spiel zu Ende? Komm näher, Freundin, wärme mich!“

Die Augen der Marquise standen voll Tränen, als sie seinem Wunsche willfahrte; denn sie sah ebenso unerbittlich wie er, daß hier ein Herz seinen Schlag, dumpfer und langsamer, dem Stillstande zu, auspochte.

„Wie sonderbar seid ihr Menschen!" lispelte er wieder. „Warum verrietest du mich nicht zehnmal, warum starbst du stets aufs neue für mich und meine wirren Träume?"

„Weil ich dich liebte, dich, mächtiger Spieler, so innig wie du die Menschen liebtest, die du vor ewiger Armut bewahren wolltest; weil ich nicht mein Glück, meinen Wunsch, meine Befriedigung suchte.

Jetzt aber sind wir vereint! Selbst, wenn uns das Leben nur kurze Stunden mehr gewährte, erlebtest du das, was so wenigen zuteil wird: Du ruhst in den Armen des Weibes, das allein dir zugehörte, seit es dich sah. Stets, Jahre um Jahre, besaßest du mich, besaßest all das Meine! Wäre es heute anders, wenn ich körperlich immer um dich geweilt hätte? Das Ewige kennt keine Zeit! Ich erlebte den höchsten Augenblick der Nähe; und sah ihn, als du meiner am heißesten bedurftest. Ich bin glücklich, Geliebter!" Und sie warf sich über ihn und bedeckte sein Antlitz mit flammenden Küssen.

Endlich richtete er sich steil empor und preßte ihren Leib noch einmal an sich; dann sagte er mit voller, klarer Stimme:

„Tod, wenn du in solcher Gestalt erscheinest, sei mir willkommen! Wir beide spielten hohes Spiel! Du, Geliebte, gewannest für uns beide, ich verlor für die ganze Menschheit, für alle Zukunft.

Ich spielte aber trotzdem gut, nur irrte ich; ich ging fehl, da ich nicht bedachte, daß die Menschen, die Menschen wie sie in Wirklichkeit, zur Erde gebückt, gierig das kleinste Ziel anstarrend, umherkriechen, jeden lichten Gedanken nach ihrem Schmutze deuten und verwischen; verzerren, bis er, in sein Gegenteil verkehrt, als zermalmender Hammer auf

ihre eigenen Schädel saust! So wird von meinem Werke nicht das Ziel bestehen, daß alle Güter, alle Kräfte, planmäßig verteilt und gebunden, den allgemeinen Wohlstand verzehnfachen: Nein, die Nachkommen werden mein Wort — Kredit ist Geld! — nur jauchzen, um blind und voll Habsucht aus Papier Geld zu erzeugen und trotz des gräßlichen Menetekels — meines Sturzes — werden noch späte Geschlechter die Dinge, die lachenden, lebenden, greifbaren Dinge für raschelnde, bunte Fetzen Papieres unter ihren Händen in den Abgrund sinken sehen!

Das verbrach ich, das büße ich damit, daß auch ich selbst ein Leben, ein langes, langes Leben, jenseits von wahrem Werte, führen mußte; daß erst die letzte Stunde mir dich bringt, die ich stets liebte, um meines — wie ich glaubte — überirdischen Zieles jedoch, stets von mir stieß. Gott sei mir gnädig, wie er mich am letzten Tage begnadigte!"

Und in furchtbarem Schluchzen, warf er sich von neuem an die Brust der Geliebten und vergrub sein Haupt an ihrem duftenden Halse. Seine Hände glitten suchend an ihrem Körper entlang, bis sein Atem immer kürzer und röchelnder ging, und endlich, nach bangem Aufflackern, das Herz des kühnsten Spielers stillstand.

Lange noch lag sein erkaltender Leib in ihren Armen; endlich ließ sie ihn sanft in die Kissen zurückgleiten und sprach mit weher, hoffnungsloser Stimme ein Gebet. —

Da sprang die niedere Tür plötzlich auf. Und im Rahmen stand, angetan mit langem Faltenmantel, auf der Brust das strahlende Ā, der schwarze Graf.

„Reinstes Weib!" sprach er leise und trat ins Zimmer. „Meine Heimat sendet mich, den elenden

Verbannten, um dich zu holen; damit du den Rest deiner Tage wandeln könntest unter krautigen Kronen; dem Tode entgegensännest in des hohen Riesenkreises Umwallung; und von neuem mein Volk lehrtest, zu glauben und nahe zu sein!"

„Ich sehe in deinen Augen, wohin du mich führst!" flüsterte die Marquise, „ich komme! Auf Wiedersehen, Geliebter!" und sie kniete noch einmal an das Lager, küßte die schlaffe Hand des toten Spielers und stand auf. — —

Als, dem brausenden, torkelnden, farbenschreienden Karnevale entronnen, die schwarze Gondel den Kopf der langen Mole umfuhr, hob, das Haar im Winde flatternd, ein wuchtiger Seemann, auf den Quadern stehend, seine Hand. Sofort blitzte der Schein eines Pistolenschusses, und bevor noch der Knall die Luft erschütterte, klatschte eine Kugel am Brustpanzer des schwarzen Grafen und fiel, zerspellt und abgeplattet, auf den Boden des Bootes: Zugleich aber brüllte eine Stimme:

„Stirb, elender Pirat, dein Schiff, das höhnend draußen auf dem Meere schaukelt, sollst du nicht betreten!"

Der schwarze Graf sprang auf das Brett des Sitzes:

„Töte weiter, schmutziger, machtloser Wurm einer jämmerlichen Welt; doch erkenne endlich deine Ohnmacht und Bosheit!"

Und als der Admiral im nähergeglittenen Boote noch die Züge der Marquise gewahrte, ward er vollends von Tollheit gepackt. Er hob wiederum den Arm und sprang bis an den Rand der Mole vor. Doch der Schuß entlud sich in die Luft, denn der Rasende war ausgeglitten und flog, sein Haupt an

den zackigen Steinen des Molenfußes zerschellend, kopfüber in das dunkle Wasser; das wohl hoch aufschäumte, seine Beute jedoch nicht wiedergab.

Als aber die Gondel ins freie Meer herausglitt, da hob sich, mächtig als Schattenriß am Horizonte, ein unausdenkbar großes Schiff, ohne Maste und Segel. Und die Gondel legte an den Flanken des Schiffes an, und der Graf leitete die Marquise über die Treppen zum schneeweißen Verdecke.

Dort stand, die Haare und den wallenden Bart wie durchscheinendes Silber glitzernd, ein hehrer Greis in schwarzem Gewande; und sah den beiden mit unsäglich leuchtenden Augen entgegen. Dann sprach er mächtig zum Grafen:

„Der du verbannt wurdest, weil du das Schiff dieser elenden Menschen ohne Not mit feurigem Strahle versengtest; trotzdem aber wieder den Unwürdigsten befreitest; kehre zurück zu den Brüdern des Eislandes!

Du aber, edles Weib, das in einer Zeit schmählichster Verworfenheit als weithinstrahlendes Beispiel die reinste, die einzige Liebe, das höchste Nahesein erreichtest; du sei uns Führerin bis zur völligen Reinigung des verbannten einstmaligen Herrn!“

Damit heftete er der Erstaunten das glimmernde Ā mit dem blutigroten Querbalken an die Brust.

Während aber von allen Seiten die stolzen, reinen Männer des Antarktischen Reiches nahten, lehnte die Führerin an dem Reling und sah, wie neben dem Glockenturme des heiligen Markus feurig die Sonne versank.

Dann aber rauschte das Wasser, der Riesenleib des Schiffes stöhnte bebend und flog südwärts, immer weiter südwärts. — —

D A S   E R W A C H E N

Wenn ein heller Tag uns blendet,
Traum zu Wirklichkeit zerrinnt;
und, den Taten zugewendet,
Geist vergeblich Neues sinnt;
wird ihm dann, erlöst vom Schwachen,
erst im Traume das Erwachen!

Das große Institut

„Südwärts, immer weiter südwärts ...“ diktierte der Dichter.

„Südwärts, immer weiter südwärts!“ wiederholte seine Frau. Dann riß sie das Blatt an sich und sprang auf.

„Wir sind fertig! Vollendet liegt jetzt all das Schöne vor uns!“ Und ihr junges Antlitz war von Freude gerötet und ihre Augen leuchteten.

„Am schönsten aber war es, daß ich dir helfen konnte! Jetzt sollen die drei Antarktischen Mären in die Welt hinaus gehen! Vollendet sind sie, vollendet!“

„Vollendet? Ich glaubte es vor einigen Tagen selbst! Nein, du irrst, Kind, du irrst!“ stieß der Dichter hervor.

Geängstigt sah die Frau auf ihn und das Lächeln und die Freude erstarrten in ihren Zügen zu einer hilflosen Maske.

„Warum?“ war alles, was sie ihrer Erregung entpreßte.

„Wenn ich's selbst wüßte! Es fehlt eben etwas, vielleicht gerade die Hauptsache! Ich bin unsicher geworden, bin verstimmt, es zerflattert mir vor meinem inneren Auge! Es fehlt die Einheit, fehlt der große verbindende Griff, der all die auseinanderstrebenden Teile zum Zusammenklingen bringt!“

Er schüttelte sich. Und hauchte seiner Frau einen Kuß auf die Wange, in dem mehr Hast als Zärtlichkeit war. Sie senkte das Köpfchen.

„Mein Gott, was wirst du tun?“

„Garnichts kann ich tun! Warten, warten! Vielleicht komme ich noch dahinter, vielleicht auch nicht! Mir ist so zu Mute, als ob mich die magische Gewalt verlassen hätte, die bisher meinem Innern jede Zeile vorschrieb. Ich sehe die Augen nicht mehr vor mir, die mir den Weg wiesen!“

Beide schwiegen. Langsam ward ihre Hand schlaff, die das Papier hielt, und glitt hinab. In der Luft lastete Ahnung.

Plötzlich raffte er sich empor:

„Es gibt doch einen Ausweg! Ich muß ihn heute noch sehen!“

„Wo?“ fragte sie ergeben.

„Dort, wo ich ihn das erstemal sah! Gewiß ist er dort: Ich weiß es! Du wirst mir nicht zürnen, wenn ich dich verlasse und wirst mich begreifen; steht doch alles auf dem Spiele. Vielleicht habe ich Glück: Ich gehe zu meinen Freunden!“

Sie kehrte sich ab, um eine kleine, wehe Träne zu verbergen. In einigen Augenblicken hatte sich alles so verändert. Als sie die letzten Worte geschrieben hatte, da war noch die Freude der Vollendung vor ihr gestanden. Und wie herrlich würde erst der heutige Abend werden: Nach langen, arbeitsreichen Tagen die erste Pause! Und ihre liebreichen Hände hatten schon für ein kleines Festmahl gerüstet.

Und jetzt? Verstimmt, elend der geliebte Mann. Unvollendet das Werk. Und der Abend so einsam und verlassen!

Doch wie lieblos war sie! Konnte nicht begreifen,

wie es in ihm aussehen mochte? Wie seine Seele rang? Und da er Rettung suchen ging, wollte sie eigensüchtig jammern? Nein, das wollte sie nicht! Und sie sah ihren Mann voll an:

„Ja, du wirst ihn finden! Heute wird der Geheimnisvolle wieder bei den Freunden sein, der dir die erste Anregung zu den Werken gab! Ich fühle es auch!“ Und sie umschlang ihn fest und streichelte sein Antlitz.

Doch er war zu zerrissen, um irgend einem Troste zugänglich zu sein.

„Er ist garnicht geheimisvoll, sondern ist nur schweigsam, weil er nichts Vernünftiges reden kann. Und verläßt sich auf seine großen Augen: Man würde ihn sonst ganz übersehen. Aber er weiß um seine Reize und ist damit freigebig!“

„Nicht sprichst du, was du denkst, Geliebter! Wozu so herb? Das ist Verzweiflung! Alles wird gut werden. Alles! Ich will dir jetzt sofort deine Kleider vorbereiten!“

Und sie machte sich los und ging langsam, voll Wehmut, aus dem Arbeitszimmer.

Sorgfältig gekleidet, stand der Dichter im Vorzimmer seines reichen Freundes vor dem Spiegel. Das strahlende Licht tat seinen Augen weh.

„Einige Herren sind zum Abendessen da!“ sagte der Diener.

Der Dichter trat in das große rote Zimmer, das von schweren Teppichen voll war. An den Wänden standen einige kostbare Möbel, mit Satsumaporzellan, alten Uhren und Bronzen beladen.

Würde er anwesend sein?

Entschlossen schlug er die Portière zurück, die ihn von der Bibliothek trennte: Hinter der verworrene Stimmen tönten.

Da blickte ihm gerade ein Antlitz entgegen, abgehoben von der Folie der Bücherreihen, und die Augen dieses scharfen Antlitzes blickten durchdringend.

Angstvoll starrte er auf die Züge hin:

Es war nicht der Gesuchte!

Er trat ein. Das Gespräch war plötzlich erstorben. Niemand erhob sich. Er ging auf die Frau des Hauses zu und das Vorstellen begann.

„Mein Gott, sind Sie ungebildet!" lachte die junge Frau. „So etwas will in der Welt leben und kennt den Amerikaner nicht! Ja, das ist der Amerikaner! Und was sind eigentlich Sie, Ungebildeter?"

„Noch immer in der Bibliothek!" antwortete der Dichter kalt.

Man setzte sich. Zigaretten wurden herumgereicht, und bald erzählte ein junger Mediziner die unterbrochene Geschichte einer mißlungenen Operation zu Ende.

„Es ist serviert!" meldete der Diener.

Alle erhoben sich.

Man ging in das Speisezimmer.

An den Wänden brannten abgeblendete Lichter, und auf dem Tische, der von Kristallen funkelte, standen zwei biblische Kerzenleuchter mit dicken Wachskerzen.

Der Dichter saß dem Amerikaner gegenüber.

Die Hausfrau führte das Gespräch, während der Mediziner mit dem Hausherrn die Speisen kritisierte. Ein junger Offizier beobachtete schweigend die Vorgänge und lächelte ab und zu verbindlich.

Die Hausfrau zitierte eben eine Stelle aus einem Modelyriker.

„Woher ist das?“ fragte der Dichter.

„Ich sagte Ihnen heute schon einmal, daß Sie der ungebildetste Mensch seien!“ lachte die Hausfrau. „Sie kennen einfach nichts, am allerwenigsten Ihre Schwächen!“

„Möglich!“

„Aber um Gottes willen, womit bringen Sie denn Ihre Zeit zu? Kennen Sie wahrhaftig die bedeutendsten zeitgenössischen Dichter nicht?“

„Ich sagte schon, daß ich nicht wisse, woher das Zitat sei! Und was das zweite mit der Zeitvergeudung betrifft, so habe ich eben viel mit der Philosophie zu tun. Ich studiere beispielsweise Kant!“

„Rein männliche Vernunft!“ und die Hausfrau wandte sich zum Offizier.

Doch der Amerikaner blickte forschend zum Dichter hinüber. Dann sprach er, wie erwachend:

„Das Vernünftigste, was ein Mensch tun kann! Wieviel sind auch schließlich die Dichter der veralteten Welt wert?“

Da mischte sich der Hausherr drein:

„Oho, veraltete Welt! Sind Sie glücklich wieder bei den verachtenden Schlagwörtern, lieber Welterneuerer?“

„Lassen wir das jetzt, ich werde mich mäßigen, — aber nicht bezüglich des Essens!“ murrte der Amerikaner und minutenlang hörte man nichts, als das leise Geklapper der wohlerzogenen Bestecke.

Der Dichter fühlte sich unwohl. Wozu saß er da? Der Mediziner war ihm zuwider, der Offizier hatte kaum ein Wort zu ihm gesprochen und der Amerikaner war wohl ein blasierter Snob, der nur Extra-

vaganzen anregend und modern fand, wenn er auch, hie und da, anerkannte Spitzen der Geisteswelt mitnahm.

Vielleicht war seine Anerkennung der Philosophie bloß ein gelangweiltes Wort oder eine Bosheit gegen die aufdringlich gebildete Hausfrau gewesen?

Der Hausherr endlich war ihm vollends uninteressant.

So raffte er sich auf und erzählte Anekdoten, die er schon hundertmal als selbst erlebt vorgelogen hatte. Bei denen seine Gedankentätigkeit ungestört nebenher lief.

Es entstand eine ganz leidliche Konversation.

Nach einiger Zeit zog man sich wieder in die Bibliothek zurück. Der Hausherr verlöschte alle Lichter, nur einer von den zwei siebenarmigen Leuchtern stand auf einem Taburett.

Der Rauch der parfumierten Zigaretten lagerte sich zu einer nebligen Bank über den schwelenden Kerzenflammen, die Ahnenbilder grinsten aus dem Halbdunkel von den getäfelten Wänden, und die verschiedenen Liköre erhitzten die Wangen der Menschen.

Der Hausherr wollte eine Sensation:

Er begann von Philosophie zu sprechen. In verworrenen Sätzen, ein Kunterbunt von erkenntniskritischen, psychologischen und religiösen Fragen. Zum Teil blendend: Behaftet mit der ganzen molluskenhaften Gefährlichkeit eines denkenden Laienhirnes.

Zuerst griff der Dichter die Sätze auf.

Der Hausherr begann sophistisch zu werden. Er bewies unter dem Beifalle der ungebildeten Zuhörer und widerlegte unter noch größerer Zustimmung.

„Da haben Sie die Philosophie!“ platzte die Hausfrau heraus. „Mein Mann hat nie so etwas studiert und Sie kommen doch nicht gegen ihn auf!“

„Sehr einfach, recht zu behalten!“ meldete sich plötzlich der Amerikaner, der auf der gegenüberliegenden Seite der Bibliothek, beim Kamin, in einem Fauteuil saß. „Sehr einfach, wenn man die Begriffe nicht festhält und dasselbe Wort einmal so und das anderemal anders gebraucht! Reden Sie nur weiter, ich werde Sie jedesmal aufmerksam machen, wenn Sie Begriffe verwischen!“

Etwas gereizt, erwiderte der Hausherr: „Da hört eben das Sprechen auf, wenn man nicht die Sprache durch die suggestive Wirkung des jeweilig Gesprochenen unterstützen darf!“

„Sehr gut! Das Sprechen allerdings, besser der menschliche Verkehr, aber doch nicht das philosophische Wortgefecht! Im Gegenteil! Das fängt da erst an!“

Ein Mißton legte sich auf die Gesellschaft. Der Hausherr stellte noch kurze Dogmen auf, dann schweifte er in ein mystisches Reich über, das den Denkenden der Gesellschaft zu banal, den Nichtdenkenden zu überspannt war.

Der Dichter holte sich Zündhölzer. Dabei setzte er sich unauffällig neben den Kamin: Das Taburett mit den Kerzen stand jetzt zwischen ihm und dem Amerikaner. Und durch die flackernden Flammen sprachen die Zwei die aufgeworfenen Fragen zu Ende, während der Hausherr mit dem Mediziner auf Seelenkrankheiten überging.

Ohne Frage, wie durch Notwendigkeit, waren die Philosophen aneinandergeraten. Die Hausfrau beobachtete das lebhafte Mienenspiel des Dichters und

die sichere Ruhe des Amerikaners. Plötzlich sagte sie halblaut zum Offizier: „Sehen Sie, wie er aussieht im Kerzenscheine? Wie Mephisto!“

„Wer?“ fragte der Offizier.

„Selbstverständlich nicht der Amerikaner!“ war die Zurechtweisung.

„Ja so, der Herr aus der Bibliothek!“

Der Dichter hatte den Vergleich gehört. Und ihm schauderte. Warum sah er wie Mephisto aus? Wollte er etwas Niedriges, da er sprach? Vielleicht Eitelkeit und rechthaberische Kampfeslust?

Er sprach trotzdem ruhig weiter.

Es war schon spät, als man sich verabschiedete. Die beiden sprachen noch immer über philosophische Fragen. Da fiel es dem Dichter, der schon lange auf die tiefe Bildung seines Partners aufmerksam geworden war, ein, sich nach dessen Studien zu erkundigen.

„Ich bin ein lebendes Exemplar aus dem großen Institut!“ war die Antwort.

Der Dichter fuhr auf, doch unterdrückte er jede Äußerung.

„Übrigens langweilt es Sie nicht, wie ich denke, etwas Näheres von meinem Bildungsgange zu hören. Ich glaube, wir suchen uns eine Bar!“

Von der kühlen Straße traten sie in den flimmernden Raum: Stimmengewirr, Qualm, Musik, grelle Farben, schwüler Parfum und herber Blumenduft wirbelten durcheinander. Ein kleines Tischchen mit einer Marmorplatte, auf der ausgegossene Getränke Lachen bildeten, erwartete sie. Sie setzten sich.

Schwerer Wein stand vor ihnen und Schüsselchen gesalzener Mandeln.

„Ich habe Interesse daran, gerade Ihnen die Geschichte zu erzählen!" lächelte der Amerikaner. „Ich bin offen, um rätselhafter zu wirken. Sie wissen ja von dem Institute bei Frisko?"

Der Dichter nickte.

„Nun ja, die lumpigen paar hundert Millionen waren eben sehr, sehr wenig! Diese Mischmasch-Universität mit ihren lebenslänglichen Pfründen verlockte zu viele. Die Sitzfleische der sämtlichen Staaten kamen da zusammen. Der Fluch des Internationalen. Und so wurde schließlich unser Kapital die Versorgung für Streber aller Zonen. Wir Amerikaner hatten nichts davon. Weder Ruhm noch Gewinn. Man wunderte sich höchstens über die ungeheure Mittelmäßigkeit der, unter soviel Aufwand und Vorsichtsmaßregeln großgepäppelten Stipendisten. Sie lieferten prompt jährlich ihre Arbeit ab, die sie im Genusse der zweitausend Dollars erhielt, schickten womöglich ihre Vettern in die luxuriösen Gebäude — damit Schluß! Nichtwahr, man war seinerzeit sehr stolz auf die Dimensionen der Museen, auf die Fläche, die der Komplex bedeckte? — paar Quadratmeilen! — darauf, daß ein Bach durch das Arreal floß? Das wissen Sie ja aus Büchern!"

Wieder nickte der Dichter.

„Gut, da kam aber einer unserer Querköpfe! Der Kerl war zu dumm zum Heiraten gewesen und vergaß fast aufs Sterben, sodaß er noch seine Verwandten beerbte. Kurz, er stand mit neunzig Jahren allein auf der Welt und besaß drei Milliarden Dollars. Woher, weiß Gott! Dazu hatte er die Idee, das ganze Geld, wenn auch mit Verlusten, vor seinem Tode flüssig zu machen.

Er behauptete mit einundneunzig Jahren, Europa sei erledigt, wenn er wolle. Mit zweiundneunzig Jahren wollte er, starb und widmete die drei Milliarden zum Baue des großen Instituts.

Darüber werden Sie nicht soviel wissen! Es ist ja ein besser gehütetes Geheimnis als der Mormonentempel!"

Den Dichter überlief ein Grauen. Wie viel hatte man schon von dem großen Institute gemunkelt! Niemand wußte eigentlich genau um den Zweck dieses gigantischen Unternehmens. Und nun saß einer ihm gegenüber, der so davon sprach, als ob nichts zu verbergen wäre?

„Wir dürfen schon sprechen, die ersten zehn Jahre sind vorbei!" näselte der Amerikaner. „Ich finde es für gewöhnlich nicht der Mühe wert, davon eine Erwähnung zu tun. Aber Sie sind einer der sogenannten Intellektuellen der veralteten Welt. Bitte, wir führen Sie drüben evident." Und er reichte dem Dichter höhnisch ein Büchlein, in dem dieser staunend seine Photographie fand: Auf der Rückseite genaue Personaldaten, Angabe der Studien, Werke und dergleichen.

„Was ist das?" fragte er verblüfft.

„Wir sind doch Amerikaner und müssen die Konkurrenz kennen, wenn wir etwas beginnen!" lachte der Schüler des großen Institutes. „Wundert Sie das? Drei Milliarden sind viel Geld! Die soll man nicht verschwenden!"

Dem Dichter prickelte es bereits in allen Nerven: Der Hochmut dieses Menschen war grenzenlos! Aber er hielt noch an sich, denn er mußte vom großen Institute hören.

„Ah ja, ich habe meine Aktentasche bei mir: Darin

sind nämlich die Bilder des Instituts!" fügte der Amerikaner erklärend bei. „Ich will meinen Vortrag gleich mit Illustrationen halten.

Vor zwanzig Jahren begann man zu bauen. Weiter im Süden, als das Miniaturinstitut bei Frisko. Wir haben ein Land von einigen Tausend Quadratmeilen aufgekauft. Die Geschäfte der Gründung führten mehrere vereidigte Agenten, die sich verpflichtet hatten, kein Wörtchen zu plaudern. Die Maffia besorgte für eine Million ihre Überwachung. Fünfzig Prozent wurden wegen kleiner Andeutungen hingerichtet, die übrigen hielten gründlich den Mund!

Ich selbst arbeitete schon damals mit und lernte schweigen. Zwanzig Jahre war ich alt. Daraufhin, als das Land erworben war, wurde es buchstäblich mit Drahtverhauen umgeben und von einer kleinen Söldnerarmee bewacht. Die Regierung drückte die Augen zu, da wir offiziell ‚harmlos' waren. Auch diese Mannschaften, die an der Peripherie lagerten, hatten äußerst strenge Verhaltungsmaßregeln: Sie durften sich höchstens eine Meile landeinwärts begeben und bekamen dadurch keinen Anhaltspunkt für die Vorgänge im Zentrum.

Nun begann die Entvölkerung des Gebietes, die wohl das Schwierigste von allem war. Wir hätten auch die Mittel dazu nie aufgebracht, wenn uns nicht verschiedene Interessenten politischer und privater Natur einen Geheimkredit von vielen Milliarden zugesteckt hätten: So wurden die Grundbesitzer mit hundert Prozent überzahlt und lachten sich ins Fäustchen.

Jetzt begannen wir eigentlich erst. Stellen Sie sich nur alles deutlich vor: In der gesegnetsten Gegend des Erdballes ein kleines, abgeschlossenes Königreich,

ohne Bevölkerung. Ist das nicht allein schon ein Traum?

Mit den raffiniertesten Mitteln wurden, ein Jahr lang, die schädlichen Tiere vertilgt und nützliche und schöne gezüchtet.

Dann wurde gebaut: Alles von verschwenderisch hoch entlohnten Arbeitern ausgeführt, die sich verpflichten mußten, zwanzig Jahre mit keinem Fuße den Umkreis zu verlassen. Sie durften selbstverständlich die Familien mitnehmen. Ebenso ging es den Architekten und Ingenieuren. Wer den Kreis betrat, verschwand auf zwanzig Jahre, ohne die geringste Hoffnung auf Entkommen. Die Deserteure knüpfte prompt die Maffia auf.

Nur ich und wenige andere durften frei den Erdball umreisen: Ich bin in den zehn Jahren des Baues fast fünfzehnmal um die Erde gesegelt. Wir kauften nämlich alle Rohmaterialien stückweise, in halbfertigem Zustande, und zwar zusammengehörige Gegenstände auf entgegengesetzten Enden der Welt.

Und jetzt sollen Sie endlich von der Einrichtung hören, ich sehe, Sie fühlen sich schon etwas gedrückt und stellen unwillkürlich Vergleiche unserer Existenz mit einem armseligen ‚Veraltete-Welt-Dasein' an: Grollen Sie nicht! Wir sind unschuldig an Europas Unfähigkeit! Trinken wir jetzt einmal eine Flasche Californischen Weins. Ich habe ihn schon hier in den Bars eingeführt. Und dann beginne ich."

Der Kellner brachte auf den Wink des Amerikaners das Gewünschte. Glühender Saft troff in die Gläser. Die Gedanken des Dichters begannen hart und zornig zu werden.

„Kündet Ihnen der Wein nichts?" fragte der Amerikaner.

„Daß man nach paar Gläsern schwer berauscht ist, sonst nichts!“ murrte der Dichter.

„Gerade das nicht! Übrigens, wozu zornig sein? Ich bin milde gestimmt durch den Tropfen: Denn doppelt hell liegt jetzt das Institut vor meiner Erinnerung.

Ich werde Ihnen also jetzt von meinem Bildungsgange erzählen. Wo hörte ich auf? Ah, ich weiß schon: Nun, die ersten zehn Jahre arbeitete ich kräftig mit. Nicht ich allein. Auch die zweihundert ersten Schüler wurden durch ein Spionennetz im ganzen Lande aufgefischt und da weigerte sich keiner, für zwanzig Jahre zu verschwinden. Durfte er doch alle mitnehmen, die ihm lieb waren: Seine Mutter, seine Gattin, Kinder, Schätzchen; kurz alle!

Es drang nichts in die Öffentlichkeit. Wissen zum Beispiel Sie, daß Sie etwa zwei Jahre unter Institutsbeobachtung standen?“

Dem Dichter pochte das Blut in den Schläfen. Er wäre fast heftig geworden. Diese schamlose Offenheit und Weltherrschaftsgebärde fraß an seinem Stolze.

„Aber, Freund, was kann Sie das empören? Wir hätten Sie zu uns geladen, wenn Sie Amerikaner gewesen wären. In dem Buche stehen nur Leute, die wir, der Anlage nach, für ebenbürtig halten. Bitte, hören Sie objektiv weiter!“

Der Dichter konnte sich nicht versagen, etwas bissig „große Ehre!“ zu zischen.

Doch der Amerikaner war vernünftig und überhörte die Worte.

„Gut, Sie haben es nicht bemerkt! Das sehe ich. Keiner hat es bemerkt! Bis plötzlich in der Nacht ein Emissär an seine Türe pochte und ihm die Einladung überbrachte.

Wir arbeiteten, wie gesagt, alle mit! Alle zweihundert sind vollendete Techniker geworden in den zehn Jahren. Pumpen, Dynamos, Turbinen, Werkzeugmaschinen, Eisenbeton, Straßenbau, Forstkultur, Viehzucht, Gartenbau — ich will Sie nicht langweilen! — wir legten überall Hand an. Inzwischen trotteten wir wieder auf dem Erdball umher — aber nur einige — und wurden Kaufleute. Einer hat sogar aus Versehen einen Kolonialkrieg mitgemacht, einen Orden erworben und ist für ein Jahr Offizier gewesen.

In der freien Zeit trieben wir Sport und mußten an Gesellschaften innerhalb unseres hermetisch verschlossenen Kreises teilnehmen. Und was für Gesellschaften! Wie peinlich ging es da zu! Lachen Sie nicht: In dieser ersten Zeit erhielten wir für jeden Verstoß Prügelstrafe!

Die Gesellschaften fanden abwechselnd in den Manieren aller Kulturstaaten statt. Wir hatten uns dazu einige verkrachte Gentlemen sämtlicher Länder verschrieben.

In diesen Arbeits- und Prüfungsjahren durften wir keinerlei geistigem Hange nachgehen, alles war rein äußerlich, bodenständig und w i r k l i c h, im landläufigen Sinne des Wortes!

Geld sahen wir keines. Alles war ohne Geld in beliebigen Mengen zur Verfügung. Übrigens lagen im Zentralkaufhause Kataloge auf, aus denen man sich Waren jeder Art, von irgendwo in der Welt und in jeder vernünftigen Menge, beschaffen lassen durfte.

Ich vergaß zu sagen, daß wir anfangs eine entvölkerte Stadt benützten, die in unsrem Territorium lag.

Krankheiten gab es kaum, denn erstens waren genügend Ärzte vorhanden, zweitens die hygienischen Bedingungen beispielgebend und die Lebensweise kontrolliert. Drittens waren von vornherein, auch in körperlicher Hinsicht, nur Musterexemplare der Gattung Mensch ausgesucht worden.

Für jeden von uns zweihundert war ein gewisser Teil des Territoriums verboten. Für mich zum Beispiel eine Gegend am Meere, der ich mich nicht nähern durfte. Wir hatten übrigens das Plaudern und Fragen verlernt und ich glaube, daß keiner, vor der bestimmten Zeit, von der verbotenen Gegend etwas ahnte. Mir fiel nur auf, daß uns Künstlern allen dieselbe Gegend versagt war. Doch ich hatte keine Zeit zu grübeln, durfte es auch nicht, und schließlich wußte ich ja, daß ich einst alles erfahren würde.

Die zehn Jahre gingen zu Ende: In uns allen, die wir die geistig betontesten Menschen Amerikas darstellten, war infolge der jahrelangen Absperrung vom Beschaulichen, eine unendliche Spannkraft erwachsen. Zum Teile sogar wilde Sehnsucht! Nirgends eine Spur von Blasiertheit: Hatten wir doch vor uns eine Stufenfolge von Erfüllung.

So standen denn plötzlich, verstreut in Wälder und Gärten, die Universitäten da: Bibliotheken, Galerien, Theater, Konzertsäle, Sternwarten, Ringschulen, Schießstände, Jagdgründe, alles, alles stand da. Die Arbeiterkolonnen verschwanden an die Peripherie, Professoren und Diener rückten ein, und das, Tagereisen weite, Land gehörte ausschließlich und allein uns zweihundert Schülern und deren etwaigen Familien. Ich war allein.

Die Einweihung war ein erhebender Akt. Und —“ die Augen des Amerikaners wurden plötzlich düster

und er beugte sich vor: „Höre, Mensch der veralteten Welt! In Flammengarben lohte auf dem Giebel des Zentralturmes, — während riesige Kanonen den Salut schossen, — die Inschrift ‚Zittere Europa!‘ auf.“

Der Dichter wurde fahl. Er stieß das Glas auf die Tischplatte, daß es zersplitterte. Doch schon jetzt würgte ihn die Ohnmacht: Er kehrte sich bloß ab.

Der Amerikaner hatte seine volle Fassung wieder. Ruhig rief er den Kellner, der sorgfältig die Scherben entfernte und neue Gläser brachte.

Dann sprach der Schüler des großen Instituts weiter: „Dem Feste folgte die Versammlung, in der wir uns jeder zum Studiengang entschließen, das heißt, angeben mußten, welchem Fache wir uns nach Absolvierung des hohen Gymnasiums widmen wollten. Dieses hohe Gymnasium war nämlich die allgemeine Fakultät, die drei Jahre in Anspruch nahm und die jeder mitmachen mußte. Gegenstände: Jurisprudenz, höhere Mathematik, Naturwissenschaften, Medizin. Und vor allem gründlichste Wissenschaftslehre mit praktischer Anleitung. Wir hatten ja vierhundert Professoren, also zwei auf einen Schüler.

Ich füge nur kurz bei, daß die Professoren nicht im Zentrum, sondern in gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen mit den ehemaligen Arbeitern an der Peripherie lebten. Schnellbahnen brachten sie in die Vorlesungen. Ab und zu waren sie bei einem von uns geladen, aber sehr selten: Denn zu Unterrichtszwecken mußten sie ja zu jeder Zeit dem telephonischen Anrufe sofort Folge leisten. Auch um zwölf Uhr nachts.

Ich wählte mir zur Fortsetzung des hohen Gymnasiums Philosophie und Dichtung. Natürlicher Weise

konnte man in den sieben restlichen Jahren alle anderen Gegenstände der Welt betreiben. Die Wahl bedeutete nur, daß man Höchstleistungen auf den gewählten Gebieten garantierte. Wir waren ja gescheit genug, die Detailarbeit den Sitzfleischen zu überlassen und uns lediglich zu Bahnbrechern auszubilden. Energie hatten wir teils angeboren, teils erlernt. Zudem nicht die geringsten äußeren Hemmungen. Selbst die Prüfungen waren bloß Formalitäten. Es waren nur Referate über die, nach einem komplizierten Punktsystem gewerteten, Arbeitssummen. Daß darin ein scharfer Wettstreit herrschte, läßt sich denken.

Ich verließ als Bestklassifizierter mit zehntausendfünfhundertachtunddreißig Punkten das hohe Gymnasium, — der Zweite hatte kaum zehntausend, keiner aber unter neuntausend, — und begann mit der Dichtung."

„Was? Wie sagen Sie? Mit der Dichtung? Wollen Sie mich zum besten haben? Sie meinen wohl mit Literaturgeschichte!" rief der Dichter dazwischen.

„O nein, mit Dichtung, besser mit dem Studium der Dichtung als Vorbereitung der wirklichen Ausführung! Sie glauben hier, man kann talentierte Leute, — und ich war es, sonst hätte man mich nicht unter hundert Millionen herausgefischt, — kann talentierte Menschen nicht auch in der Dichtung vorwärtsbringen?

Hören Sie und empören Sie sich nicht unausgesetzt: Sie sind freilich auch ein Dichter. Aber Sie sind t r o t z Ihrer armseligen Mittel einer, nicht i n f o l g e Ihrer armseligen Mittel! Sie wissen ja nicht, was im großen Institute aus Ihnen werden könnte!

Zudem sind Sie mit Ihren kaum dreißig Jahren überhaupt noch nicht zu zählen!"

„Was geht das Sie an?" fuhr jetzt der Dichter auf.

„Sie haben recht, es geht mich nichts an! Aber vergessen Sie nicht, daß ich von Vergangenem berichte: Das große Institut ist kein Plan, die ersten Zweihundert sind in der Welt draußen und eure Vernichtung ist unabwendbar! Ich erzähle Ihnen bloß einiges, damit Sie noch Freude haben, bevor es Ihnen an den Hals geht. Noch einmal: Wir sind an Europas Niedergang nicht schuldig! Wir konkurrieren vollkommen ehrlich!"

„Ich fürchte euch auch nicht, ihr wißt nichts von meinem neuen Werke. Sonst würdet ihr zittern!" zischte der Dichter.

„Leider wissen wir noch nichts davon, das heißt von seinem Inhalte! Die Tatsache Ihrer Arbeit wissen wir genau!" erwiderte sachlich der Amerikaner.

„Und diese Spionagewirtschaft nennt man ehrliche Konkurrenz? Ist nicht vielleicht die Maffia auch beauftragt, mich zu erdolchen, wenn ihr darauf verfallt, daß mein Wetteifer gefährlich ist?"

Der Amerikaner begann zu lachen.

„Solche Schlechtigkeit dürfen Sie uns wieder nicht ansinnen! Mit Dolchen hält man etwas geheim, aber Geistestaten bekämpft man damit nicht. Unsre Historiker wissen dazu genügend Beispiele aus der Geschichte!"

Plötzlich wurden seine Züge ernst und lauernd. Ein Mann war in die Bar getreten und kam in die Nähe ihres Tisches. Der Dichter konnte ihn nicht sehen, denn er saß mit dem Rücken gegen den Eingang.

Der Mann war groß und schlank und aus seinen herrlichen Augen leuchtete etwas, das dem ganzen Antlitze einen Glanz gab, der dem Beschauer den Atem verschlug: Etwas Königliches, Lichtes, Offenes lag über dem Gesichte. Die Züge waren auch hart gemeißelt: Doch glich dieses Antlitz nicht im geringsten der fast tierischen Energie des Amerikaners.

Der Lichte setzte sich an ein Nebentischchen und sprach leise mit dem Kellner und las in einem Büchlein.

In so kurzer Zeit hatte sich das alles abgespielt, daß der Dichter nichts von der Veränderung im Betragen des Amerikaners wahrnahm.

„Mögen Sie meinetwegen weiter prahlen, ich will es hinnehmen, wenn ich das Rezept höre, nach dem man dichten lernt!“

Ohne diesen offenbaren Hohn auch nur zu beachten, antwortete der Sendling des großen Institutes:

„Dazu muß ich poetisch werden. Sie mögen mir das verzeihen! Ich habe übrigens die feste Absicht, Ihnen eben diesen Punkt anschaulich zu erörtern.

Hören Sie: Nach meiner Studienwahl, vielleicht Monate später, nachdem schon viele Kollegen in die bisher verbotenen Gebiete abberufen worden waren, bekam ich plötzlich um zwei Uhr morgens einen schriftlichen Bescheid. Er lautete unter Anschluß einer Landkarte kurz dahin, ich solle mich geraden Weges, zu Pferde, allein in der bezeichneten Richtung bewegen. Die rote Linie führte ohne Umweg in das mir bisher verbotene Gebiet.

Hier, sehen Sie, das ist die Landkarte und das der Befehl!“ und er entnahm die einfachen Papiere seiner Aktentasche und wies sie dem Dichter vor.

„Wie Sie bemerken, heißt es: ‚Abritt zwei Uhr fünfzehn Minuten!' Ich telephonierte also meinem Pferdeknechte und erhielt die Antwort, daß schon vor drei Stunden dort ein Vorbereitungsbefehl eingelaufen sei, mit der weiteren Weisung, mir nichts mitzuteilen und alles für einen mehrtägigen Ritt zu rüsten.

Ich warf mich in die Reitkleider und um genau zwei Uhr fünfzehn Minuten trabte ich in die Mondnacht hinaus, hinaus aus dem Wohngebäude Numero vierundzwanzig, in dem ich mehrere Jahre meine Heimat gehabt hatte, und ritt unbekanntem Schicksale entgegen!

Die aufgehende Sonne fand mich in niegeschauten Gebirgswäldern, der Mittag in fruchtstrotzenden Ebenen, der Abend in einem Tale, durch das der wilde Gebirgsfluß rauschte. An der Straße stand eine Herberge: Gänzlich unbewohnt! Doch darinnen mußte erst vor kurzem alles für mich und mein Pferd bereitet worden sein. Denn sogar frisches Obst stand auf der gedeckten Tafel und im Stalle lag Hafer in der Krippe.

Ich streckte mich auf das herrliche Bett und schlief bald ein.

Diese Reise mag ja nichts Besonderes an sich tragen! Aber bedenken Sie nur: Fast keinem Menschen begegnete ich! Und trotzdem wußte ich, nicht einmal ein schädliches Tier war zu fürchten. Und alles gehörte mir! Alles, die ganze Gegend. Waren Sie schon einmal in der Lage, daß Sie absolut alles tun durften? Daß Sie keine Schranke fühlten? Ich glaube nicht, daß Sie je diesen Traum träumten. Daß ich ein Ziel hatte, fühlte ich nicht als Schranke: Im Gegenteil, wie ein kleines Kind vor der Bescherung, erwartete ich die künftigen Dinge.

Um fünf Uhr morgens läutete eine schrille Weckeruhr. An einer stillen Stelle sprang ich in den Fluß und schwamm umher, dann ging's weiter.

Der Charakter der Gegend änderte sich. Ich erblickte von einem Bergeskamme tief, tief unter mir den Ozean. Dazwischen wogten unermeßliche Forste. Kennen Sie die dortige Vegetation? Ich glaube, es war schon Kunst dabei, denn plötzlich wähnte ich, in Italien zu sein. Aber in einem schöneren, satteren Italien!

An der Straße lagen altrömische Grabsteine. Manchmal sah ich auch weiße Marmorleiber und Tempelsäulen durch die Haine schimmern.

Mein Traum wurde tiefer.

Endlich, gegen Abend, war ich dort, wo der rote Strich in der Landkarte sein Ende hatte. Hier mußte ich auftragsgemäß absteigen, das Pferd anbinden und zu Fuße auf einem Pfade einen dichten Hain durchqueren.

Von sattem Blütendufte war der Hain durchbebt. Ich schritt weiter und kam an den Rand: Und da sah ich — da sah ich, mitten auf einer großen, ungeheuer großen Lichtung, ein weißes Marmorschloß, dessen Freitreppe zum abendrotstrahlenden Meere hinabführte.

Taumelnd schritt ich über die Lichtung. Da waren Beete, wie sie noch kein Auge sah. Alle Blüten aller Zonen prangten hier und dufteten, daß Farbe und Geruch die Sinne benahmen. Und droben auf der Freitreppe, auf ragender Terrasse, wurde ich jubelnd empfangen.

Ein König hielt hier Hof. Und ich erkannte viele von den Zweihundert unter den Anwesenden. Aber seltsamerweise nur solche, die sich der Kunst gewidmet hatten.

Weiber gab es da in Hülle und Fülle. Und sie saßen und standen und lagen in herrlichen Gewändern umher, und auch die Männer rauschten in Seide und prunkten in Sammet und gleißten in höfischem Edelgestein.

Zwei Neger nahmen mich abseits und führten mich in ein weites Gewölbe, in dessen Mitte ein tiefes Marmorbecken voll lauen Wassers eingelassen war. Sie wuschen und trockneten mich und führten mich weiter durch Säulengänge in ein zauberhaftes Gemach, an dessen Türe in Goldbuchstaben mein Name stand. Und entnahmen Zederholzschreinen ebenso herrliche Gewänder, wie die draußen sie trugen und kleideten mich und salbten mein Haar.

Dann trugen sie mich in einer Sänfte hinaus auf die Terrasse, auf der jetzt, auf langer Tafel, ein verschwenderisches Mahl prangte.

Noch tiefer ward mein Traumgefühl.

Doch ich durfte ja nicht fragen: Es war mir verboten! So vergaß ich alles Frühere und genoß den Traum.

Wir schmausten und tranken, liebäugelten mit den Weibern, und bald war eine muntere Unterhaltung im Gange, deren Ton der König angab.

Musik ertönte, Harfenklang und zarter Gesang. Dann volle Chöre, Violinen und Hörner.

Und der Wein, den Sie jetzt hier trinken, stand in Krügen und Krystallkaraffen auf der Tafel.

Da stand der König auf, und ein Wort tönte zugleich aus aller Munde. Ein Wort klang wie Jauchzen in die, von Leuchtkäfern durchschwirrte, dufteschwangere Sternennacht hinaus. Ein Wort jagte mir das Blut durch die Adern:

‚Renaissance!‘

Und ich glaubte daran! — — —

O, und dann ward es erst schön!

Die Reden wurden stets heiterer, stets toller, bis schließlich der König das Zeichen zum Aufbruche gab. Ich ward wieder durch einen Diener in mein Gemach geleitet.

Kaum war ich drinnen, als es leise an meiner Türe pochte und mit anmutigem Lächeln das herrliche Weib vor mir stand, mit dem ich, das ganze Mahl über, geliebäugelt hatte.

Sie trat ohne Wort herein und setzte sich in die Nische auf die schwellenden Pfühle, auf die Felle und Teppiche. Und begann dann, türkischen Kaffee zu bereiten.

Eine rote Ampel brannte im Raume.

Ich gestehe, daß mir etwas unheimlich zu Mute ward. Sollte das eine Versuchung sein, um meine Standhaftigkeit zu prüfen? Wir waren ja, die strenge Studienzeit über, äußerst kurz gehalten worden.

Ich machte auch kein Hehl aus meinen Zweifeln. Da lachte sie auf, sprang empor und führte mich durch Säulengänge in ein Gemach, wo der König, inmitten zahlreicher Weiber, auf gestickten Polstern ruhte. Sie trug ihm lachend meine Bedenken vor, alle stimmten in ihr Lachen ein und der König gab mir lächelnd einen Kuß auf die Stirne und rief:

‚Du bist doch hiehergekommen, um ein Dichter zu werden! Willst du nicht, nach arbeitsreichen Jahren, Leben schlürfen, ohne Maß und Bedenken? Ist sie dir nicht schön genug, die Kleine? Augenblicklich küsse sie, sonst wird sie dir entzogen!‘

Dieser Befehl, den ich sofort befolgte, war mir gar nicht unangenehm und ich wanderte, Arm in Arm, mit meiner kleinen Hetäre hinaus in die mond-

beglänzten Haine und es war schon spät Nachts, als wir zu unsrem Kaffee und den schwülen Zigaretten zurückkehrten. In ihren Armen entschlummerte ich, um am nächsten Morgen erstaunt allein zu erwachen. Erstaunt über die Umgebung, wie es einem zu gehen pflegt, wenn man das erste Mal in fremdem Orte erwacht.

Der Diener erschien und badete mich, brachte mir Gewande und führte mich über breite teppichbelegte Marmortreppen in die oberen Räume des Schlosses.

Dort war ein weiter, heller Saal.

Und in diesem Saale arbeiteten wohl zwanzig emsige Maler. Die Ölfarbe duftete schwer, und in manchen Posen standen, saßen und lagen einzigschöne Männer und Frauen, teils nackt, teils bekleidet, umher. Schüsseln mit Früchten, Vasen, Drapierungen, Seetiere rings auf Regalen und Tischen: Ein Bild, das die Sinne farbentrunken machte!

Ich wollte mich vom Anblicke nicht losreißen. Doch da faßte mich eine weiche Hand, und als ich mich umwandte, stand meine Hetäre von gestern vor mir und führte mich in prunkvolle Bibliotheken mit tiefen Fauteuils und gedämpftem Lichte, in denen auf Tischen Papiere und Schreibzeug lagen. Diese Räume waren durch die Bücherwände in kleine Gemächer geteilt, sodaß ein jeder ruhig für sich arbeiten konnte.

Ein alter Mann kam zu mir. Mein Schmetterling verließ mich. Und nun erhielt ich — es war in der Folge jeden Tag ebenso — Unterricht in allen Literaturen und Metren der Welt, mußte zur Übung Zehntausende Verse und Reime machen, schlechte

Sätze verbessern, das Gleiche mit fünfmal gewechselten Ausdrücken sagen, nüancieren, variieren, mit einem Worte, die ganze Technik der Dichtung in Form leichter Gespräche und noch leichterer Arbeit in mich aufnehmen.

Für den Tag war eine Stunde in dieser Art vorgesehen. Doch durfte ich nach Wahl auch Tage übergehen, an anderen dagegen nachholen.

Ich lebte drei Jahre im Nirwana.

Ich will Sie nicht langweilen. Aber noch etwas muß ich sagen:

Zwei Dinge in unsrer Renaissance formten meinen Geist für Höchstes:

Die Freiheit, mit der ich die ganze Umgebung genießen und benaschen durfte und die Liebe, die so zwanglos auf Erden nirgends anzutreffen ist. Wo man, bar aller Rücksicht, sich ausleben darf, ausleben bis ans Ende alles Genußes.

Dann kehrte ich zurück in die Lehrgebäude.

Dort trieb ich, wie zum Spiele, ausgeruht und erfüllt an Leib und Seele, weitere vier Jahre alle Wissenschaften, vornehmlich Philosophie. Und im letzten Jahre einen Kursus der okkulten und hypnotischen Dinge.

Die zwanzig Jahre waren vorbei: Wir ersten Zweihundert sollten in die Welt hinaus. Denn schon seit sieben Jahren arbeiteten neue Zöglinge am weiteren Ausbau des größten geistigen Unternehmens!

Vor zwei Monaten habe ich das große Institut verlassen: Das Siegel des Schweigens ist gebrochen!

Und jetzt sehen Sie sich die Bilder an!“

Der Dichter fieberte. Zwischen seinen zitternden Fingern glitten die Bilder durch, die alles, was der Amerikaner erzählt hatte, wie lebend vor Augen führten.

Er glotzte darauf hin. Und ward fast mitgezogen von dem Wonneschauer des Renaissanceschlosses und entblättert sank vor seinem Innern der Blütenzweig der Liebe zu seinem Weibe und verwelkte im Unerhörten:

Neid begann in ihm aufzuwallen und Zaghaftigkeit. Mißtrauen gegen seine Kunst befiel ihn. Wie mochten die Kunstwerke dieser Menschen aussehen, denen selbst eine, verloren geglaubte, Vergangenheit dienend zu Füßen lag?

Da lachte der Amerikaner auf:

„Gedulden Sie sich noch drei Monate! Sie werden noch anderes erleben: Unsere Bücher nämlich!

Jeder Zögling hat ja das Recht, in der eigenen Verlagsanstalt seine Verewigung besorgen zu lassen. Und die kostbarsten Kupfertafeln kosten uns ebensoviel wie ein Stück Letternguß: Nämlich nichts!

Wir versenden die Bücher dann zu Hunderttausenden gratis in die Welt. Zehn Cents darf ein Buchhändler für ein Buch begehren, sonst wird er von der Maffia vertilgt. Das ist sein Reingewinn, denn er zahlt ja nichts. Heiter wird es für die veraltete Welt werden, wenn man einen Roman auf handgeschöpftem Büttenpapier oder einen Sternenatlas oder ein Werk über eine Forschungsreise oder gar eine Sammelmappe mit zwanzig Kupferstichen, groß Folio, für zehn Cents kaufen kann.

Zweifeln Sie noch an Ihrer Vernichtung?

Nein, für euch ist es zu spät!“

Und zum erstenmal glitt über das Antlitz des Amerikaners ein lebendiger Zug. Aber es war das Abbild mephistophelischer Schadenfreude und ungezügelter Machtbegier.

Der Dichter war müde. Er raffte sich noch einmal auf:

„Was für eine Religion habt ihr da drüben? Davon hörte ich nichts!“

„Religion?“ kreischte plötzlich der Schüler des großen Institutes. Und seine Stimme dämpfend murrte er:

„Religion? Religion? — Das kennen wir nicht! Wir leben jenseits von aller Religion. Haben Tiere Religion? Wir sind doch nichts als Tiere. Aber Tiere einer neuen, weltbeherrschenden Art, deren niedrige Entwicklungsstufe ihr seid, mit all eurem Fetischismus und Ammenglauben. Wir sind zu stark! Wir glauben nicht: Wir wissen und besitzen und leben!“

Da erwachte wieder des Dichters Nervenspannung. Er entsann sich seines Werkes. Und mit unsicherem Trotze sprach er vor sich hin:

„Schließlich ist eure ganze Welt doch nur ein künstlich aufgeputzter Fetzen Landes. Andere Welten gäbe es, geheimnisvollere Welten, größer und stärker als eure! Fern — südwärts, immer weiter südwärts: Ich werde sie euch zeigen — —“

Weiter kam er nicht: Hinter seinem Rücken fühlte er etwas Ungeheuerliches erstehen, sich bäumen und wachsen, stets überwältigender wachsen.

Er war gebannt und konnte sich nicht umwenden.

Entsetzt blickte er zur Seite:

Da schritt langsam ein Mann an ihrem Tische vorbei, bei dessen Anblick der Dichter fast die Besinnung verlor!

Es war der Gesuchte, der Rätselhafte, der ihm die erste Eingebung zu seinem Werke ausgelöst hatte.

Und dieser Mann wandte sich im Vorbeigehen voll zu ihm, sah ihm ins Antlitz und legte mit drohender Gebärde den Finger an den Mund, als wollte er ihm Stillschweigen gebieten.

Der Amerikaner hatte die ganze Szene kaum beachtet, hatte auch die letzten Worte des Dichters überhört, denn seine Aufmerksamkeit fesselte eben eine Gesellschaft grell gekleideter, üppiger Damen und verlebter Herren, die die Bar betreten hatten.

Er nickte ihnen zu und sie dankten lächelnd.

Dann empfahl er sich in großer Eile vom Dichter, nicht ohne noch im frivolsten Tone auf einen angenehmen Abschluß der Nacht hinzudeuten.

Er verschwand mit der Gesellschaft hinter den Vorhängen einer Loge, aus der bald unterdrücktes Kichern und wüste Trinkerworte tönten.

An Körper und Seele müde, stand der Dichter auf. Er trat aus der Bar: Es begann zu tagen.

Da kam ein dunkler Mann auf ihn zu und rief ihn an. Er vermutete eine Anrempelung und ging ruhig weiter.

Der Mann schob seinen Arm in den Arm des Dichters. Der fuhr herum und blickte in die strahlenden Augen des lichten Fremdlings.

„Ich muß Ihnen Aufschluß über mein Benehmen drinnen geben und Sie zugleich warnen!“ hub er an. „Sie dürfen nichts von Ihrem neuen Werke sprechen, am wenigsten diesem gefährlichsten aller Spione gegenüber!“

„Woher wissen Sie etwas über mein neuestes Werk?“ fuhr entsetzt der Dichter auf.

„Ärgern Sie sich nicht meinetwegen, bitte, geraten Sie nicht in Zorn! Sie haben heute schon genug ertragen müssen!“ antwortete sanft der Angesprochene. „Und vor allem hüten Sie sich vor diesem Kerl aus

dem niederträchtigsten Institut: Dieser Brutstätte aller Machtbegier, Herzlosigkeit und Schweinerei!"

„Auch das kennen Sie?"

„Ja, ich war sogar selbst dort!"

„Wie kommen Sie überhaupt dazu, mich zu warnen? Ich weiß doch selbst, was ich tue!"

„Das wissen Sie eben nicht!"

Jetzt wallte ein unerklärlicher Zorn im Dichter auf. Er schrie heiser:

„Lassen Sie mich zufrieden, ich habe Sie nicht gebeten, mich zu belehren! Mir scheint, Sie sind ein ärgerer Spion als diese Kreatur, die sich da drinnen mit den Dirnen herumbalgt!"

„Hören Sie einen Augenblick! Bitte, hören Sie auf mich! Sie dürfen unter keinen Umständen je von Ihrem Werke sprechen, zu niemandem, als zu Ihrer Frau! Veröffentlichen dürfen Sie es schon gar nicht!"

Da schoß dem Dichter das Blut ins Hirn. Er dachte an die Bücherüberschwemmung durch das große Institut, dachte an die Hoffnung, die er an sein jüngstes Werk geknüpft hatte. Ja, warum dachte er überhaupt daran? Was hatte denn dieser Mensch für ein Recht zu verbieten? Sollte er sich ernstlich mit dergleichen Geschwätz beschäftigen? In was für ein Netz von Unverständlichkeiten war er plötzlich geraten? Pfui Teufel! Er würde den Knoten schon zerreißen!

Und er griff nach seiner Pistole, unfähig, die Tragweite dieser Handlung zu ermessen.

Ein leiser Druck auf seinen Arm brachte ihn zur Besinnung.

„Ich weiß, der Amerikaner hat Ihnen suggeriert, mich zu ermorden: Ich habe es gesehen! Er fürchtet

mich wie die Hölle, da ich für ihn das einzige große Fragezeichen auf der Welt darstelle. Sie werden mich nicht ermorden! Im Gegenteil, Sie werden einst erkennen, daß Sie niemand zum Freunde haben als Ihre herrliche Frau und mich!

Ich kann, ich darf Ihnen den Grund nicht sagen, aber nochmals, Ihr Werk muß im Schreibtische bleiben! Ich habe Sie anderwärts reichlich entschädigt: Heute noch werden Sie es erfahren! Versprechen Sie, mir meine Bitte zu erfüllen, wenn binnen zwei Wochen Ihr Drama an der größten Bühne des Reiches aufgeführt wird?"

„Nein! Ich verspreche es nicht!"

„Dann werde ich Sie ohne Entschädigung zwingen!"

Trotz dieser Auseinandersetzung war der Zorn des Dichters verraucht. Ihn interessierte der Zusammenprall mit fremden Welten mehr, als ihn die ungeheuerliche Zumutung des Fremdlings verdroß. Und dann fühlte er, daß er der Mittelpunkt größten Geschickes geworden war, daß in seiner Person, ohne seinen Willen, die Fäden kämpfender Welten zusammenliefen.

Er wanderte, an Parkanlagen vorbei, schweigend ein Stück neben dem lichten Fremdling.

Der Morgen schritt vor: Eine eigentümliche blaue Farbe hatte sich auf Bäume und Häuser gelegt: Eine kalte Farbe, die frösteln machte. Der Himmel schien unendlich hoch. Still standen rosige Flocken am Himmelssaume, und kein lebendiges Licht war noch zu sehen. Knarrende Marktwagen rollten über das Pflaster. Arbeiter hüllten sich in zerschlissene Röcke und eilten in die Fabriken. Und ab und zu gellte der Schrei eines Betrunkenen.

Plötzlich begann der Fremde:

„Sie dürfen das Werk nicht veröffentlichen! Setzen Sie nur den Fall, es wäre Wahrheit und nicht Phantasie, was Sie da erzählt haben: Von des Riesenkreises Umwallung, von den krautigen Baumwipfeln, vom Wundervogel, vom Totenschiff! Würden Sie da die Beschreibung dieses herrlichen Reiches in die Welt hinausposaunen, oder lieber sein Geheimnis wahren vor Weib und Kind, vor Sand und Wind? Ich sage ja nicht, daß es sich so verhalte, aber es könnte sein, — verstehen Sie? — es könnte sein!"

Dem Dichter lief es bei der Nennung der Gegenstände, die er für seine verborgensten Gedanken gehalten hatte, kalt über den Rücken: Wenn dieser Mensch schon alles wußte, warum sollte er da nicht auch gute Gründe haben, ihn zu warnen? Und dann: Hing nicht gerade von Anbeginn eben dieses Werk mit diesem Manne zusammen? War er nicht heute sogar ausgezogen, ihn zu suchen? Konnte das unfertige Werk überhaupt in die Welt gehen?

Und er sagte ruhig:

„Ich verspreche zu warten! Wenn ich in einigen Wochen entschädigt bin und mir noch einiges Geheimnisvolle zustößt, dann möge mein liebstes Werk im Schreibtische bis zum Ende der Tage ruhen. Aber eines dürfen Sie von mir nicht fordern: Seine Vernichtung!"

„Das gelobe dagegen ich: Wir wissen, daß wir es mit einem Menschen zu tun haben!"

„Wer ist das: ‚Wir'? Warum sprechen Sie plötzlich in der Mehrzahl?"

„Plural der Majestät!" lächelte lässig der Fremde und begann dann sofort von harmlosen Dingen zu plaudern.

Die Vöglein piepsten und zwitscherten. Die Sonne begann am Himmelssaume emporzusteigen. Der Dichter gelangte in die Nähe seiner Wohnung: Die beiden Männer verabschiedeten sich, fast ohne Gruß und weiteres Wort.

Als der Dichter sein Zimmer betrat, lag auf seinem Kopfkissen ein Brief. Er riß ihn hastig auf und las noch hastiger:

Ringe begannen vor seinen Augen zu kreisen, regenbogenartige Flecken tanzten in seinem Gesichtsfelde. Dumpfes Übelsein überkam ihn und er sank rücklings auf sein Lager, halb in Ohnmacht, halb in Erschöpfungsschlummer.

So blieb er liegen.

Plötzlich hatte er das Gefühl, als ob sich ein eiserner Schraubstock mit den Backen um seine Wangen schlösse. Und ihn eine unwiderstehliche Gewalt aus weiten Fernen in den Bannkreis einer geheimen Macht zöge. Er fühlte einen Gorgonenblick. Es zog ihn weiter und weiter aus den Tiefen zum Licht. Noch kurze Zeit sank er in ein Meer von weicher Wonne zurück, dann durchfuhr seinen ganzen Körper ein jäher Schreck, der ihn verkrümmte: Er riß die Augen weit auf — und sah vor sich das gute, süße Gesichtchen seiner Frau, die mit ihren Händen seine Wangen hielt und ihm voll Besorgnis ins Auge blickte.

Durch die Scheiben drang der volle Strahl der hochstehenden Sonne und breite Bänder gleißenden Staubes ragten schräg ins Zimmer herein.

Er konnte sich nicht zurecht finden.

Hilflos schüttelte er den Kopf.

„Die Bibliothek!“ brachte er nur hervor.

Da lächelte seine Frau wehmütig:

„Mittagsstunde ist's, Nachtschwärmer! Um neun Uhr war ich schon in der Bibliothek und entschuldigte dein heutiges Fernbleiben. Du hast mir großen Schrecken eingejagt, als ich dich, in den Kleidern, halb auf dem Boden liegend, fand. Zu erwecken warst du nicht. So legte ich dich auf dein Lager hinauf und wartete still und betete zum lieben Gott, er möge dich gesund erhalten. — Was hast du da in der Hand für einen zerknüllten Brief? Ist es der, den der Bote spät Abends brachte?“

Jetzt begannen die Gedanken des Dichters sich zu sammeln: O, der Brief, — richtig! — Der Amerikaner das große Institut, der Morgenspaziergang mit dem lichten Fremdling: Plötzlich wußte er alles.

„In einer Woche beginnen die Proben zu meinem Drama im Zentraltheater!“ sagte er fest und sprang auf die Füße. „Da, lies selbst!“ und er reichte das Schreiben seiner Frau.

Diese stieß einen Jubelschrei aus, dann sank sie dem Manne an die Brust.

Er wehrte leicht ab:

„Doch jetzt, Liebste, ein Bad, frische Kleider, Essen! Sei so gütig, ich bitte darum!“

„Alles ist schon bereit. Ist dir ganz wohl?“

„Sehr wohl: Ich habe ihn getroffen, mehr sogar, — doch später, ich will dir dann alles zusammenhängend erzählen!“

Und er drückte die Hand seiner Frau und ging ins gekachelte Badezimmer.

Das helle Wasser in der weißen Wanne wallte. Es umspülte lau seine Glieder. Und er sank in einen

Traum von Zufriedenheit. Doch ein einziges, eigentümlich-neues Gefühl war über ihm und benahm seine Sinne: Er sehnte sich nach vielen, vielen Weibern, üppigen, düfteschweren Nächten, irgendwo am Meere. Torkelndes, taumelndes Genießen war das Ziel, nach dem sein Leib schrie. Weiße Marmorsäulen stiegen vor ihm auf. Grelle Gewänder, die sich allzuschnell lösten. Renaissance! Und dann brausten Bruchstücke von Versen, Reimen und Melodieen durch sein Hirn.

Er ließ kaltes Wasser in die Wanne: Bald fröstelte ihn.

Er tauchte seinen Kopf tief in die Kälte: Vergeblich!

Als er sich mit rauhen Tüchern trocken rieb, da prickelte seine Haut. Und wiederzogen, gleich einer Fata Morgana, lockende Gestalten an ihm vorüber.

Er saß bei Tische. Seine Herzlichkeit war erstorben. Er genoß die Speisen und sah ins Leere. Und begriff die Freude seiner Frau nicht.

In kurzen Sätzen erzählte er ihr von den Ereignissen der Nacht.

Stets widerholte er einen Gedanken:

„Man überwacht mich, kundschaftet mich aus! Ich handle unter dem Einflusse kämpfender Welten. Bin irgend jemandes Werkzeug. Vielleicht das Mittel vieler! Und wie gering sind doch meine Waffen! Nein, nein, freue dich nicht vorschnell, der Kampf beginnt erst!" Dann hub er unvermittelt an zu schwärmen. Sein Wohlbefinden schwand. Er zitterte an allen Gliedern.

Unruhig beobachtete ihn die Frau.

„Du sollst dich wieder zurückziehen und schlafen!" meinte sie sanft. „Ich will dir alles vorbereiten.

Meinetwegen sei unbesorgt. Ich wäre doch ein schlechter Lebensgefährte, wenn ich dir nicht mit Geduld über die trüben Stunden hinweghülfe!“

„Nein, laß das! Ich will nicht schlafen! Ich werde einen Spaziergang machen.“

„Soll ich dich begleiten?“ fragte sie.

Plötzlich empfand er etwas wie Zwang und Bevormundung.

„Nein! Sei mir nicht böse, ich will allein wandern!“

Die Frau begann sich zu fürchten. Waren da Dinge vorgegangen, von denen er nicht sprach? Oder handelte er gar unter dem Einflusse übernatürlichen Geschehens?

Er stand geräuschvoll auf.

„Ich werde zu Hause bleiben! Und will einen Schauerroman lesen. Oder, noch lieber, recht viel rauchen und in die Luft starren. Vielleicht auch grelle Bilder ansehen. Bitte, spiele mir Beethoven vor!“

Gehorsam brachte sie einige Mappen mit Reproduktionen und einige Bücher. Dann setzte sie sich zum Flügel und in den heiligen Klängen vergaß sie Furcht und Leid. Plötzlich erwachte sie aus dem Traume: Er schluchzte laut.

„Mein Gott, du bist krank! Soll ich den Arzt holen lassen?“ rief sie entsetzt. „Mein armer, armer Geliebter, darfst du denn nie genießen, nie dich eine Stunde der Ruhe erfreuen?“

Da brach er los:

„Was will ich tun? Vielleicht sind diese beiden Kerle ganz elende Poseure. Aber sie haben viel Hinterlage für ihre Posen! Herrgott, wie soll ich den Vorsprung des großen Institutes einholen? Wie? Wann? Wo? Wer gibt mir die Macht? Wer die Mittel? Soll ich zusehen, wie sie mich alle, alle überflügeln?

Wie erscheint mir meine Jugend, wenn ich zurückschaue? Wie armselig, leer, ereignislos! Aufgebläht habe ich mich wegen einiger lächerlicher Ereignisse, lächerlicher Erlebnisse, kleiner Reisen! Wann habe ich Zeit gehabt, mich zu bilden? In dieser elenden Tretmühle von Broterwerb? Und jetzt kommen sie noch daher, mit dem Schauer ihrer halbgeschenkten Bücher? Jetzt, da ich endlich hoffte, mich materiell unabhängig zu machen? An Tagen hängt der Erfolg des Dramas: Vielleicht wird es keinen haben! — Und noch nicht genug! Was will der andre, der behauptet, im großen Institute gewesen zu sein, und sich benimmt, als wäre er direkt aus der Antarktis dahergekommen?

Bin ich wahnsinnig? Oder im Delirium?“

Es begann zu dämmern.

Er lag, lang hingestreckt, auf dem Diwan und qualmte. Und seine Gedanken waren so gesättigt und mißmutig wie sein vom Nikotine überreizter Gaumen. Seine Frau saß in der Fensternische und benützte die letzten Strahlen des Tages für eine kleine Handarbeit. Es brannte kein Licht im Raume.

Da klingelte es schrill.

„Wir sind nicht zu Hause!“ brummte der Dichter, als der Dienstbote eintrat.

Doch dieser erwiderte: „Es geht nicht mehr, gnädiger Herr! Der Herr draußen läßt sich nicht abweisen, er sagt, er wisse schon und müsse mit den Herrschaften sprechen!“

„Wer ist denn das?“ fragte jetzt die Frau dazwischen.

Doch da pochte schon der Gast an die Zimmertüre, und im eben gezündeten Lichte stand an der Türschwelle der Amerikaner: Er verbeugte sich

förmlich. Entsetzt sah die Frau auf seine lederne, fahle Gesichtsfarbe und die tiefumschatteten Augen. Sein Antlitz hatte heute etwas Vertiertes an sich.

Doch er ließ keine Zeit zu Betrachtungen:

„Tausendfach Verzeihung für mein Benehmen!" begann er, während sich der Dienstbote entfernte. „Ich fühlte mich verpflichtet, durch persönliche Aussprache gewisse Verstimmungen gut zu machen, die gestern entstanden sind."

Der Dichter ging auf ihn zu, drückte ihm kalt die Hand und stellte ihn seiner Frau vor.

„O, welche Ehre!" rief dieser lächelnd und verbindlich. „Bitte, Gnädige, legen Sie ein gutes Wort für mich ein! Ich weiß ja eigentlich gar nicht, warum Ihr Mann mich haßt."

„Ich weiß überhaupt nichts von Haß!" sprach würdig die Frau. „Er hat mir sehr interessante Dinge von Ihnen erzählt, und es ist mir gewiß angenehm, Sie kennen zu lernen!"

„Ich dachte das Gegenteil! Verzeihung! Ich will ja nur aufklären: Bitte, darf ich einige Zeit hier bleiben?"

Da nahm endlich der Dichter das Wort:

„Ja, Sie dürfen! Es ist mir sogar lieb. Und dann berühren auch Gegensätze in den Prinzipien doch kaum den gesellschaftlichen Verkehr: Also bitte, nehmen Sie getrost in meiner armseligen Wohnung Platz!"

„Wer weiß, ob unsre Grundsätze gar so entgegengesetzt sind?" grinste der Gast. „Eben deshalb bin ich hergekommen! Aber davon will ich später sprechen. Übrigens habe ich heute morgens in den Blättern gelesen, daß Sie aufgeführt werden. Handelt es sich um das bewußte, geheimnisvolle Werk?"

„Wie, das steht schon in der Zeitung? Ja, vielleicht ist es das geheimnisvolle Werk!"

„Nein, lieber Freund, das Werk, das ich meine, ist kein Drama, es ist ein Roman. Hat bisher drei Teile. Mehr habe ich nicht herausfinden können!"

„Also Sie sind hergekommen, um Spionage zu treiben? Weshalb machen Sie das nicht schlauer?"

„Sehr einfach, weil man von einem Dinge, das im Schreibtische versperrt ist, nur dadurch etwas erfahren kann, daß der Verwahrer plaudert. Brachialgewalt wenden wir nicht an, weil wir sonst unsere Pflanzschule in ein schiefes Licht bringen!"

„Nur aus diesem Grunde?"

„Lediglich deshalb!" und der Amerikaner lachte kurz auf.

„Sie belustigen mich schon beinahe!" sagte der Dichter. „Außerdem fühle ich mich sehr geschmeichelt, daß ich auf der schwarzen Liste des großen Institutes stehe!"

„Nicht Sie, oder auch Sie, wie Sie wollen! Im Falle Ihres Werkes ist das gleichgültig. Ich hoffe, Sie verstehen!"

„Sehr gut sogar!" Und es kam dem Dichter eine plötzliche Eingebung. Er wollte eine Probe machen:

„Ich denke, es ist nicht angenehm, von Leuten, von ganz fremden, undurchdringlichen Leuten, die seit langer Zeit im großen Institut geschnüffelt haben, nichts Näheres zu wissen?"

„Wer hat geschnüffelt?" und alle Fassung des Amerikaners war wie weggefegt: Er beugte sich mit lodernden Augen vor.

„Nun, der Herr, den Sie meinen! Der mich gestern früh, oder besser heute nach Hause begleitete."

„Woher wissen Sie das? Sagen Sie mir's! Schnell!" krächzte der Gast mit geballter Faust.

„Von ihm selbst, er hat mir's am Heimweg erzählt!"

Dem Amerikaner versagte die Stimme.

Da mengte sich die Frau begütigend ins Gespräch.

„Soll ich Sie mit meinem Gatten allein lassen? Zu zweit spricht es sich doch besser. Und bitte, seien Sie nur nicht so erregt! Es wäre mir sehr peinlich, wenn Sie von meinem Hause einen bösen Eindruck mitnähmen!"

Inzwischen war der Gast wieder ruhig geworden. Er lächelte der Frau zu und sagte: „Ihr Gatte hat sich durch seinen gelungenen Scherz an mir gerächt! Jetzt bin ich quitt mit ihm: Er ist ein kleiner Schäker, mich so zu erschrecken. Sie müssen nämlich wissen, Gnädigste, daß wir viele Feinde haben. Da hat er sich nach meiner gestrigen Erzählung etwas gedichtet und mich tüchtig hereinfallen lassen!"

Die Frau verließ das Zimmer.

Der Dichter erwartete einen neuerlichen Ausbruch des Zornes.

Doch im Gegenteil: Der Amerikaner rückte näher und flüsterte:

„Gut, daß Ihre Frau nicht anwesend ist!"

„Weshalb?"

„Ich bin gekommen, — bitte, erstaunen Sie, — um Sie zu nichts weniger aufzufordern, einzuladen, zu bitten, — wie Sie wollen, — und jetzt nochmals, fallen Sie vom Fauteuil! — Sie sollen zu uns ins große Institut kommen! Hören Sie? Einer der Unseren werden! Die zehn Jahre der Lebensvorbereitung haben Sie nach [unserer Ansicht, Amerikaner können Sie morgen sein! Sie verschwinden hier durch angeb-

lichen Selbstmord, werden begraben, die Zeitung sagt, daß Sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, daß Sie durch die Première eben an der Schwelle des Ruhmes standen und so weiter. Einige Backfische schluchzen auf. Einige Konkurrenten tanzen Cancan — und Sie heißen Smith, Prince, Williams, Walker, Brown oder ähnlich und sitzen am hohen Gymnasium, mit der Aussicht, in paar Jahren, — nun, das wissen Sie ohnehin!"

Im Kopfe des Dichters war es vor Schrecken und Freude wirr geworden. Er konnte noch garnichts recht fassen. Doch der Amerikaner ließ ihn nicht los:

„Bedenken Sie! Zehn Cents das Buch, meinetwegen Auflage auf Bütten, in Leder, hunderttausend, meinetwegen zwei Millionen! Unsere Wirtschaften tragen allein jährlich eine Milliarde samt Bodenschätzen und Industrieen! Keine Sorge, und dann die Bildungsmöglichkeit!"

„Warum wählt man da mich?" Der Dichter war plötzlich mißtrauisch geworden.

„Weil wir das bewußte Werk für die Welt retten wollen! Weil wir es, ohne es zu kennen, für das bedeutendste und ereignisreichste der modernen Literatur halten!"

„Ah, jetzt verstehe ich! Ist das plump! Zuerst wollen Sie das Werk, dann werde ich von der Maffia im großen Institute an den Marterpfahl gebunden, und kein Mensch schert sich darum, da ich ja hier schon begraben bin!"

„O nein, solche Schurken sind wir wieder nicht! Das Werk wird offiziell durch den Senat deponiert. Meinetwegen hier bei Gericht. Oder, wo Sie es für sicher halten. Sie können ja im Testamente verfügen,

daß es zehn Jahre unter Siegel bleibt! Und erst nach zehn Jahren, wenn Sie mit uns und unsren Einrichtungen ganz zufrieden sind, werden Sie es an uns zur Drucklegung ausfolgen!"

Der Dichter sann scharf nach. Wo lag da die Falle? Er konnte keine finden. Sollte es wahres Interesse sein? Vielleicht war doch das große Institut der Träger der Kultur und der lichte Fremdling bloß der intrigante Gegenspieler? Konnte das Entsetzen des Amerikaners von vorhin nicht auch ehrliches Erschrecken über die Bosheit eines Feindes sein? Da erinnerte er sich aber wieder des Kampfes, der Vernichtung Europas.

Was für Weltgeschehen wurde da gesponnen? Und er war scheinbar nahe dem Mittelpunkte des Gespinstes.

Jedenfalls war es das Klügste, noch zuzuwarten.

Da zog der Amerikaner einige farbige Photographien aus der Tasche, die er ihm gestern nicht gezeigt hatte und hielt sie ihm hin.

Er schauerte zusammen: Denn größer, als die Phantasie ihm je vorgegaukelt, stand da das bunte, lebenssatte Treiben der Californischen Renaissance vor ihm!

Die Gedanken des Badezimmers wurden in ihm wieder lebendig und er sog mit seinen Augen gierig die weißen Marmortempel, die dunklen Haine, das abendrote Meer, die Blütenwogen ein. Und die schillernden Kleider und glatten Leiber üppiger Frauen und gestählter Männer.

Noch war er ganz befangen in seiner Schau, als ihm plötzlich ein Gedanke an seine Frau überkam. Entsetzt fühlte er: Sie war ihm eine Last in diesem Augenblicke, eine Hemmung, eine unentrinnbare Fessel!

Auf der anderen Seite seines Herzens pochte dumpfes Mitleid mit der treuen Gefährtin.

Wie ein Raubtier hatte der Amerikaner seine Blöße erlauert. Und schonungslos hieb er zu:

„Das Schwierigste an der Sache kommt noch!" begann er. „Ich weiß, Sie lieben Ihre Frau! Sie können sie mitnehmen. Aber während der Renaissancejahre? Darf ich offen sein?"

„Bitte nur zu, anders kommen wir nicht weiter!"

„Also, während dieser Jahre gibt es nur eine Entscheidung: Entweder Sie nehmen Ihre Frau in die Renaissance mit. Dann gehört sie jedoch für diese Zeit allen. Bitte, bleiben Sie sitzen! Ich weiß ohnehin, daß es unmöglich ist. Oder, und das werden Sie tun, lassen Sie Ihre Frau für die paar Jahre in den Zentralgebäuden. Sie kann ja studieren oder dergleichen. Denn im Meerschlosse gibt es keine Ehe. Wir Künstler sind auch alle unverheiratet!"

„Und ich soll mich die Jahre sehnen und darben? Wozu brauche ich da eure Renaissance?"

Das sagte der Dichter, obwohl er wußte, daß er in seiner Frage log. Er wagte es eben nicht einmal, den Gedanken zu denken, der seine Sinne schon jetzt sieden ließ.

„Sie sollen weder darben, noch Sehnsucht hegen! Glauben Sie, wir wissen nicht um Ihr Vorleben, wissen nicht um Ihre asketische Reinheit vor Ihrer Ehe? Ebendeshalb müssen Sie genießen! Sie können kein Mensch werden, ohne einmal aller Bande zu vergessen! Ist das Untreue? Sie folgen ganz einfach blind Ihrer Natur, zwanglos trinken Sie den Becher der Lust bis zur Neige. Im Meerschlosse vergißt jeder, wer ihm gestern in den Armen lag. Folgen eines Rausches gibt es nicht. Gesund wie Sie

waren, frei wie Sie waren, ohne Erinnerung, verlassen Sie die Sinnentempel!

Doppelt wert wird Ihnen dann Ihr Weib sein, und Sie werden, gereinigt von den Schlacken uneingestandener Begierden, erst den wahren Sinn der Ehe begreifen. Den dunklen Sinn der letzten Liebe, die der wehmütige Ausklang rauschender, unreifer Frühlingstage ist!

Ist das Untreue? Sie glauben mir noch nicht. Aber bedenken Sie nur, was Sie sagen würden, wenn Ihnen Ihr Weib einen Leckerbissen, den Sie eben zum Munde führten, aus der Hand schlüge? Würden Sie da nicht über ihre Herzlosigkeit entsetzt sein? Und nun soll sie Ihnen die höchsten Genüsse, die je auf Erden, gesammelt zum Pflücken, dalagen, wehren?"

„Aber Mensch, was reden Sie da? Wie kann denn ein liebendes Weib zulassen, daß man verachtend andre Liebe sucht?"

„Das ist der Punkt, wo Ihre Objektivität versagt! Ich wußte es ja! Es handelt sich eben bei uns gar nicht um Liebe! Es handelt sich bloß um die Gelegenheit, sich für begrenzte Zeit in überschwänglicher Lust zu baden: Den Körper auszuschalten durch volle, schrankenlose Nachgiebigkeit gegen dessen Begehrungen!

Ich sage Ihnen — ich spreche aus Erfahrung — wer das nicht erlebt hat, zählt nicht! Wer nicht Nero oder Cäsar war, kennt das nicht!

Ihre Persönlichkeit fließt nach dem gleißenden Bade sonnig in breitem Heerstrome aus den geknechteten Behältern. Es ist eine Läuterung, eine Wandlung, nach der Sie ruhig das sein können, was Sie früher waren. Sie werden sich nicht ändern, aber verzehnfachen werden Sie sich

Wie kann es Sie stören? Es ist ja alles frisch und schön dort: Ein Traum von Erfüllung, weiter nichts! Ein ganz, ganz männlicher Traum, ohne hysterische Liebeskonflikte!"

Dem Dichter wurde mit jedem Worte verworrener zu Mute. Und doch schien es ihm, als ob kein Wort so ganz ohne Sinn wäre. Ja noch mehr, er mußte sogar bei vielem zustimmen.

„Lügen Sie einmal fünf Minuten nicht! Lügen Sie nicht, wie Sie Ihr ganzes bisheriges Leben sich aus äußerer oder innerer Machtlosigkeit durchlogen! Wünschen Sie die Renaissance oder nicht? Fürchten Sie davon Ihr Verderben oder nicht?

Nein, lieber Freund, Sie fürchten gar nichts, wünschen aber sehr viel! Ihr Schweigen ist sehr geschwätzig!

Aber jetzt genug davon! Noch einmal, als Abschluß: Für den Mann gibt es keine Untreue, wenn er bloß genießt, ohne sich zu schädigen oder sich in fremde Fesseln zu legen! Solange ein Mann frei und gesund bleibt, ist er der Frau treu, die er liebt. Vielleicht treuer als einer, der aus Feigheit Askese übt und mit seinem ganzen Wust von Schmutzgedanken die Geliebte bloß als Symbol der unerfüllten Begehrungen ausnützt!"

Der Dichter rauchte hastig eine Zigarette nach der anderen.

„Lassen Sie mir Zeit!" stöhnte er.

„So viel Sie wollen! Sie werden ohnehin bald meine Vorschläge ‚en bloc' annehmen! Aber auf eines muß ich Sie noch hinweisen: Der Mensch, mit dem Sie heute Früh zusammentrafen, fürchtet Ihre und unsre Macht. Er wird — und dafür verwette ich mein teures Haupt — alles aufwenden, um Sie aus meinen ‚Krallen' zu ziehen.

Aber bedenken Sie dabei eines: Ich biete Ihnen im Namen des großen Institutes alles, was ich habe: Unabhängigkeit, Genuß, Erfüllung, Ruhm, ungehinderte Betätigung. Halten Sie scharf dagegen, was er Ihnen bieten wird. Und danach — ich meine, das ist fast arithmetisch gedacht — beurteilen Sie, auf welcher Seite der bessere Wille steht!“

Der Dichter war erstaunt. War das nicht einfach und sonnenklar? Beide fürchteten ihn, das sah er: Der eine bemühte sich jedoch, ihn zu kaufen und an den Wagen des, vielleicht grandiosesten, Kulturwerkes aller Zeiten zu spannen. Der andere dagegen drohte und unterdrückte.

Und wenn er keinem von beiden folgte? Aber das ging ja nicht! Da war er keinen Tag vor Belästigungen sicher. Mußte der Bücherüberschwemmung machtlos zusehen, wurde ruiniert und gepeinigt. Und seine Frau wurde dann in das Verderben mitgerissen.

Durfte er am Verrate Europas mitarbeiten? Er fragte:

„Also ich, Europäer, soll meinen eigenen Kontinent bekämpfen? Ist das nicht gegen die Grundsätze des Völkerrechtes?“

Der Amerikaner lächelte:

„Sie sehen ja, daß wir eigentlich Weltbürger sind! Europa ist schließlich nur ein Symbol. Das Neue soll eben über das Alte siegen! Solche Gedanken jedoch können nur rein zur Reife gebracht werden, wenn man gewisse Äußerlichkeiten hinzutut. Wir suchen auf der ganzen Welt. Von vornherein aber stehen wir auf dem Standpunkte des rein Nationalen. Das wissen wir auch, daß es nicht bloß amerikanische Genies geben kann. Aber amerikani-

sierte Genies kann es geben! Verstehen Sie mich? Wir sind nur soweit politisch, als es zur praktischen Durchführung unseres Ideales unbedingt nötig ist. Und wollen der neuen Zeit unseren Namen geben!“

„Ich verstehe Sie und werde alles genau bedenken! Jedenfalls sind Sie mir heute wesentlich sympathischer als gestern. Wollen Sie zu Abend bei mir bleiben?“

„Aufrichtig gerne!“

Die beiden Männer plauderten noch Nebensächliches. Nach einiger Zeit entfernte sich der Dichter aus dem Zimmer, um seine Frau auf die Tatsache der Einladung aufmerksam zu machen. Und schon bei den kurzen Worten stieg drohend ein Gespenst aus dem Hintergrunde und langte ihm über die Schulter und verhüllte das Antlitz des Zweifelnden: Er verstellte sich! Unbefangen heiter, scherzte er mit seiner Frau und beruhigte lächelnd ihre Angst vor dem exotischen Gorilla, wie sie voll Abscheu den Amerikaner nannte.

Der Druck, der den Tag über auf dem Hause gelastet hatte, war verschwunden. Plaudernd saßen die Drei im Salon und der Gast erzählte von Indien sonderbare und alltägliche Geschichten.

Da klingelte es kurz, dreimal hintereinander.

„Wer soll heute noch kommen?“ fragte die Frau erstaunt. „Vielleicht eine Depesche? Ich will selbst nachsehen.“

Und sie ging zum Zimmer hinaus, mit gesenktem Köpfchen, das man ihren wunderbar feinen Hals sah, der so schnurgerade auf den Schultern saß.

Der Amerikaner sandte ihr einen widerlichen Blick nach und dachte nebenher an die Zeit, da diese jungen Glieder in den Zentralgebäuden sehnend sich

selbst überlassen sein würden. Doch war es nur ein Gedanke, wie er ihn täglich bei zwanzig Frauen dachte und der bloß den Inhalt hatte: „Vielleicht gelingt es!“

Der Dichter hatte davon nichts bemerkt. Er war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, zu sehr gespannt auf die nächsten Minuten, die das Unvermeidliche bringen mußten.

Und es trat schnell ein:

Die Tür öffnete sich. Und herein trat der lichte Fremdling, in lächelndem Gespräche mit der Frau.

Der Amerikaner kehrte seine Augen gegen die Wand: Er hatte es auch erwartet und erschrak nicht. Sein Vorsprung betrug ja einige Stunden.

So wendete er sich nach einigen Augenblicken mit einer Entschuldigung herum, ließ die Zeremonien ruhig geschehen, und bald saßen die Vier in den Fauteuils.

Der Amerikaner erzählte weiter.

Ganz still und bescheiden sprach er vom Himalaya und von kleinen Jagden in viertausend Meter Höhe.

Der Dichter war gespannt: Es erwachte das Gefühl des Zuschauers in ihm. Er wußte, es würde heute noch sehr ereignisreich werden. Doch befolgte er den Rat des Amerikaners und wartete auf Angebot und Gegenangebot.

Im tiefen Gefühle hausfraulicher Verantwortung, huschte plötzlich die Frau in die Küche, denn sie hatte ja nur für drei vorbereitet.

Mitten in der Erzählung, mitten im Satze, als ob es dazugehöre, sagte der Amerikaner zum lichten Fremdling: „Ich bin auf Ihren Angriff vorbereitet. Sie haben um einige Stunden zu spät losgeschlagen!

Ich glaube, es ist am vernünftigsten, wenn Sie das Wettrennen aufgeben!“

So plötzlich hatte er das gesagt, so stahlhart und sicher, daß der Dichter zusammenfuhr. Doch nur matt lächelte der Fremde. Dann sah er den Dichter an und sagte tonlos:

„Mich geht das Ganze so wenig an! Ich bin nicht so aggressiv wie der gute Amerikaner. Und dann habe ich auch nicht solche Nuditätensammlungen als Reizmittel zur Verfügung. Wohlverstanden, ich biete gar nichts! Verlange aber, daß das bewußte Werk im Schreibtische bleibt! Entscheiden Sie sich, wie Sie wollen, lieber Dichter, meine Zeit ist noch nicht gekommen!“

Der Amerikaner sah den Fremden entsetzt an: Seine Überrumpelung hatte völlig versagt.

Im Gegenteil: Da antwortete einer, dessen Triebfedern er sich nicht einmal annähernd deuten konnte. Solchen Attacken, wie er sie, mit Aufgebot allen Willens, eben ausgeführt hatte, war stets rasche Kapitulation gefolgt. Hatte er doch schon während der Erzählung vom Himalaya alle Künste der Hypnose versucht. So sagte er zornig und schon unsicher:

„Was geht Sie das Werk meines Freundes an? Er ist doch der Autor und hat darüber nach menschlichem und göttlichen Rechte zu verfügen und nicht Sie!“

„Auch nicht die große Geistesmenagerie!“ lächelte still der Fremde.

Der Amerikaner wollte auffahren. Doch er rang sich nieder und flüsterte bloß heiser zum Dichter: „Hüten Sie sich, das ist ein okkulter Spiritist gefährlichster Sorte! Sie haben Veranlagung, sein

Medium zu werden. Brechen Sie die grauenhaften Ketten, bevor sie Ihre Hände und Ihr Hirn umfesseln!“

Alles Starke, das im Dichter schlummerte, reckte sich empor. Er haßte beide in diesem Momente. Doch zog ihn trotzdem sein Instinkt voll Gier zum Amerikaner hin.

Beider wollte er sich entledigen, wenn seine große Stunde kam. Doch mußte er Mittel haben und die bot bisher bloß der Amerikaner.

Der Fremde lächelte weiter.

„Hokuspokus Salamander!“ sagte er und zündete sich eine Zigarette an.

Der Amerikaner wurde blaurot im Gesichte. Zwanzig Jahre „großes Institut“ schützten ihn also auch nicht gegen die Verhöhnung, die dieser Kerl sich herausnahm? Sollte er auf ihn losspringen? Ihm eine rasche Blausäure-Injektion beibringen? Nein, lieber nicht! Vielleicht standen zwanzig andre hinter seinem Feinde! Und dann verdarb er sich rettungslos die wichtigste Angelegenheit, die Gewinnung des Dichters. Hatte er einmal den, dann hatte er auch den anderen, das wußte er, oder glaubte, es sicher zu wissen.

So versuchte er eine neue Taktik. Er lächelte auch:

„Wir posieren da ungeheure Konflikte. Das ist so vor dem Abendessen sehr unterhaltlich. Aber das Essen wollen wir uns doch nicht vergällen!“ wandte er sich an den Fremdling.

„Vor allem werden wir noch Zeit genug haben, uns über diese Fragen zu streiten. Wir wollen unseren Wirt nicht belästigen!“ warf mit müder Gebärde der Fremde hin, indem er sofort auf die Maske des Amerikaners einging.

„Ach Gott, es war doch so interessant!“ rief der Dichter und log ebenfalls: „Wann hat man denn Gelegenheit, die seelischen Tiefen, den ganz neuen Kampf mächtigster Geister mitanzusehen? Doch wenn der Waffenstillstand beiderseitiger Wunsch ist, dann darf ich, als Objekt des Kampfes, nicht mitreden! Übrigens bin ich ja nur Objekt, solange es mir beliebt!“

Hochmütig hatte er die letzten Worte ausgesprochen.

„Wenn Sie meinen, wird es so sein!“ Und ein höhnischer Zug mischte sich in das Lächeln des Amerikaners.

Die Unterhaltung begann wieder gewöhnliche Bahnen zu gehen. Die Frau des Dichters war hereingekommen und nicht lange dauerte es, bis man beim Abendessen saß.

Nachher gingen alle wieder in den Salon. Doch nur kurze Zeit blieben sie beisammen. Die Hausfrau setzte sich nämlich bald im Arbeitszimmer zum Flügel und spielte einige neue Opernpartieen. Der Fremdling war ihr gefolgt.

Kaum war er draußen, als der Amerikaner in furchtbarer Hast fragte:

„Haben Sie schon nachgedacht? Was sagen Sie jetzt zu meinem Vorschlage? Sie sehen ja, daß der Kerl Sie betrügen oder gar in irgend eine scheußliche Falle locken will!“

„Bis jetzt bin ich auf Ihrer Seite. Ich glaube auch, daß es so bleiben wird!“

Der Amerikaner triumphierte und ein kühner Plan reifte in ihm.

„Ich weiß die Lösung der ganzen Sache. Daß er ein Spiritist ist, steht für mich fest. Aber auf noch

etwas muß ich Sie hinweisen: Er steht mit Ihrer Frau im geheimen Einverständnisse! — Bitte, die Sache ist zu wichtig, als daß Sie mich jetzt niederschlagen! Sie sind eben ein großes Kind! — Nochmals, beruhigen Sie sich! Alles ist ja so einfach. Bemerkten Sie, wie selbstverständlich Ihre Frau sein gänzlich unerwartetes Erscheinen hingenommen hat?"

„Allerdings war ich darüber erstaunt!" sagte der Dichter nachdenklich.

„Gut! Also: Sie haben Ihrer Frau genau von Ihrem Werke erzählt."

„Gewiß, sie hat es sogar abgeschrieben!"

„Daher kennt er den Inhalt! Allerdings, warum sie es ihm verraten hat, ist mir noch unklar. Ich war außerdem mit der Attacke unvorsichtig. Da konnte er sich manches zusammenreimen — und dann nochmals — er hat etwas hypnotische Anlage. Heute Nachmittags erhielt er wieder von Ihrer Frau genauen Bericht über Ihre Erzählungen, betreffend die gestrige Nacht, außerdem kennt er scheinbar doch das Institut. Woher, weiß ich heute nicht. Ist da an allen seinen billigen Witzen irgend etwas Außergewöhnliches? — Wir werden dann die Probe machen und von der anderen Seite ins Arbeitszimmer hereinbrechen, in dem es jetzt merkwürdig still geworden ist. Beobachten Sie nur Ihre Frau: Vielleicht haben wir in einer Stunde schon alles aufgeklärt!"

In unausgesprochenem Einverständnisse schwiegen beide und horchten:

Gedämpftes Reden drang matt aus dem Arbeitszimmer herüber.

Sie standen auf und schlichen sich durchs Vorzimmer und durch einen kleinen Gang.

Unvermittelt riß der Dichter die Türe zum Arbeitszimmer auf und trat hinein:

O, da saßen die Zwei ganz nahe beisammen! Und wie ihm seine Frau hilflos errötend ins Auge blickte? Mitten im Satze war ihr Gespräch erstorben!

Er war verwirrt und entsetzt! Also hatte der Amerikaner recht? Ging hier etwas hinter seinem Rücken vor? Etwas, wobei seine Frau im Spiele war? Die er bisher für das offenste aller menschlichen Wesen gehalten hatte?

Ekel überfiel ihn und — er konnte es nicht eindämmen — eine gewisse Freude. Freude darüber, daß er durch jeden Fehler seiner Frau in seinen Entschlüssen freier wurde und weniger Rücksicht üben mußte.

Nur ein paar kleine Augenblicke dauerte die Befangenheit.

Der Amerikaner stand auch schon im Zimmer.

Da sagte der Fremde scherzend: „Wir sind jetzt sehr erschrocken. Wir glaubten schon, es kämen Einbrecher!"

Die Frau lächelte und nun gewann auch sie alle Ruhe. Vorwurfsvoll meinte sie:

„Aber wie kannst du den Gast durch die häßlichen Vorzimmer führen?"

Der Dichter schwieg. Doch half sich der Amerikaner sofort: Er zog sein Taschentuch hervor und wischte an den Händen:

„Ich habe mir bloß im Badezimmer die Hände gewaschen. Sind Sie sehr böse, Gnädige?"

„Nein, gar nicht! Nur erfreut, daß die Wasserleitung wieder funktioniert! Sie wurde nämlich vor zwei Stunden unten im Hause abgesperrt und sollte erst morgen in der Frühe wieder geöffnet werden.

Man sagte uns vorher gar nichts davon und so mußten wir das Wasser für das Abendessen aus dem Nebenhause holen, da wir keines zurückbehalten hatten. Ich will übrigens gleich sehen, da die Herren vielleicht Durst haben!“

Der Amerikaner sprach nichts. So ein blödsinniger Zufall! Das konnte seinem Kredite einen argen Stoß geben!

Und die Frau ging schon hinaus. Vergeblich drehte sie alle Hähne auf. Kein Tropfen floß. Da wurde sie stutzig und die stille Warnung des Fremden wurde für sie zur Wahrheit. Nichts war berührt im Badezimmer, das merkte ihr geübtes Auge an zahlreichen Kleinigkeiten. Also hatte der Amerikaner gelogen? Und der Gang durch das Vorzimmer war eine Finte?

Plötzlich lächelte sie: Es konnte noch einen Grund haben, warum der Amerikaner eine Notlüge gebrauchte: Sie war doch naiv!

Aber nein! Von der fraglichen Türe war der Schlüssel abgezogen und lag in der Küche, sodaß sie ihn selbst erst nach längerem Suchen fand. Das Dienstmädchen hatte ihn in Gedanken hingetragen und versicherte, daß keiner von den Herren die Küche betreten hätte.

Sie war dem Weinen nahe. Was wollte nur dieser Affenmensch? Wollte er ihr um jeden Preis ihr heißes Glück stören? Und warum war ihr Mann plötzlich so ferne? Sie kam sich so unsäglich verlassen vor. Konnte man auch wissen, was für ein Mensch der Fremde war? Er sah ja gut und ehrlich drein. Aber ein Geheimnis hatte er auch. Und Menschen, die ein Geheimnis haben, haben es gewöhnlich, weil sie dessen Enthüllung fürchten.

Befangen schlich sie zur Gesellschaft zurück.

„Ihr habt es gut getroffen: Das Wasser ist schon wieder abgesperrt!“ sagte sie zum Manne.

Doch der antwortete ruhig: „Ja, ja, Glück muß man haben! Auch beim Händewaschen!“

Da ward sie vollends irre: Ihr Mann log ebenfalls! — —

Die Unterhaltung drehte sich um die Bestimmungen des Tridentinischen Konzils. Der Dichter sagte:

„Ich werde das, wovon wir jetzt sprechen, morgen in der Bibliothek im Urtexte nachsehen. Aber ich glaube nicht, daß ich irre!“

„Also wetten wir!“ meinte lachend der Fremdling.

„Gut, eine Flasche Benediktiner!“ Und der Dichter schlug ein.

So sprachen sie noch eine Weile. Der Fremdling ging als erster.

Eine halbe Stunde später, machte sich der Amerikaner auf den Heimweg.

Die Gatten standen einander gegenüber:

„Was geht da vor?“ fragte zitternd die Frau.

„Was soll vorgehen? Komische Kerle sind das, aus denen ich drei Romane machen kann!“

„Bitte, antworte mir und weiche mir nicht aus! Für dich ist das keine Seelenstudie! Dich knüpfen stärkere Bande an den Amerikaner!“

„Wenn du es ohnehin schon weißt, ist's gut! Aber wozu du mit deinem Vertrauten fortwährend über meinen Lebenswandel wachst, weiß ich wieder nicht! Und den Inhalt meines Romanes hättest du bei dir behalten können!“

„Was fällt dir ein?“ schrie die Frau auf. „Aber Liebster, du kennst mich doch besser als alle andern! Ich habe mit dem Fremden über dich gesprochen, ja, das gebe ich zu. Er jedoch hat begonnen. Und

hat mir nur bestätigt, daß der Amerikaner kein guter Umgang ist. Das fühle ich selbst! Und deine Erzählung vom großen Institute habe ich ja noch im Gedächtnisse: Pfui! Wenn ich daran denke, daß der Mensch diese Laster alle hinter sich hat, da möchte ich ihm nicht einmal die Hand geben. Wo ich doch nur dich, den reinen Mann, als Mann verehre! Und dann die Geschichte mit dem Händewaschen ist so auffallend!"

„Das ist gar nicht auffallend! Es gibt doch Dinge, die man nicht in Damengesellschaft nennen kann!"

„Das war es nicht, weil der Schlüssel abgezogen in der Küche lag!"

„Dann haben wir hinter der Türe gelauscht, weil wir fürchteten, der Fremde treibe mit dir Unfug! Er ist ein Okkultist gefährlichster Sorte und hat mehr als eine treue Ehefrau zugrunde gerichtet. Jetzt aber, bitte, denk allein über alles Weitere nach, ich bin todmüde! Gute Nacht, mein Schatz!"

Und er drückte ihr still die Hand, ging in sein Zimmer und drinnen knirschte der Schlüssel im Schlosse.

Die Frau wankte in ihr Gemach, kniete auf den Betteppich hin und betete lange und heiß. Dann legte sie sich nieder und schlief weinend ein.

Am Morgen hatte es der Dichter sehr eilig, in die Bibliothek zu kommen: Er mußte den versäumten Tag einbringen. So sprach er nur wenige, nichtssagende Worte mit seiner Gattin. — — —

Als er hinkam, war außer den Dienern noch niemand anwesend. Die Sonne schien hell durch die hohen Fenster auf die bunten Bücherrücken, die, bis zur Decke getürmt, an den Wänden aufgereiht standen.

Liebevoll sah der Dichter hinauf. Was für Welten, wieviele Menschen, Tiere, Pflanzen, Steine ruhten da in den vergilbten Blättern? War sie nicht fast ein Wunder, diese Häufung von Vergangenheit und Gegenwart auf so kleinem Raume? Und da blähten sich sogenannte, restlos wirkliche, Tatmenschen und nannten das verstaubten Kram? Ja, wenn ein Blinder kam, sah er freilich nichts. Aber sah ein solcher Mensch draußen mehr? Kam aber der Sehende, so begannen diese Bände alle zehntausendfach zu leben und stiegen von den Regalen zu ihm herab wie atmende Wesen. Und brachten ihm manche Kunde: Alles, was durch Leben geschaffen ist, hat doch die Fähigkeit, zum Leben zurückzuweisen! Und das tröstete ihn über das papierene Dasein eines Dichters. — Wer war frech genug, zu wissen, woraus Wirklichkeit entstand? Zum bloß animalischen Leben brauchte man wohl keine Bücher: Fressen, schlafen und sich vermehren, gelingt auch ohne Gebrauchsanweisung! Aber Menschentum? Ist das nicht die Summe, das Produkt, die Funktion aus den Gedanken aller? Und wer bewahrte diese Gedanken?

Da fiel ihm das Tridentiner Konzil ein. Er stieg auf der tragbaren Treppe hinauf und zog es heraus. Dann setzte er sich an den grün bespannten Lesetisch, nahm in Gedanken einen Blockzettel und Bleistift und suchte die strittige Stelle. Er fand sie bald. Doch was war das? Da lag ja, zusammengefaltet, ein dickes Pergament? Sollte das vielleicht gar ein Fund sein?

Er fieberte, als er das Blatt entfaltete. Schon die ersten Worte steigerten seine Spannung zur wildesten Wißbegierde. Denn da stand:

„Bericht des neunundzwanzigsten Erstgeborenen aus

dem Geschlechte des Eislandkönigs, des elenden Verbannten der Antarktis, an den getreuen Führer, den siebenundzwanzigsten Erstgebornen aus dem Geschlechte des Barden:

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, erstattet der elende Verbannte, ohne Hoffnung auf Heimkehr, getreu dem Nutzen und Förderung der Heimat, genaue Relation von denen Geschehnissen, die sich auf der alten Welt abspielen, und zwar insonderheit von solchen, aus denen Vergleich zwischen Heimat und Umwelt gezogen werden kann."

Der Dichter holte Atem. Was war das? Warum hatte der Fremde gestern mit ihm gerade über diese Stelle gestritten? Er mußte etwas nachdenken: Nein, er selbst hatte nicht begonnen! Der Fremdling hatte das Tridentinische Konzil zur Sprache gebracht! War das eine Mystifikation? Schließlich, Urkunden als alt aufzustutzen, war ja von den Zeiten der mittelalterlichen Falsifikate keine Neuigkeit. Aber doch? Dieses Pergament sah nicht nach Fälschung aus. Zudem war es mit einer Tinte geschrieben, die eigentümlich glitzerte. Er ahnte etwas und lief mit der Urkunde in einen Magazinsraum, der keine Fenster besaß. Er schlug die Türe zu.

Und da schrie er auf: Denn die Schriftzüge leuchteten bläulich, sodaß man sie lesen konnte. Und über das ganze Blatt stand, grünlich-weiß, das magische Ā mit dem roten Querbalken.

Die Buchstaben begannen vor seinem Auge zu tanzen. Er riß die Türe auf und rannte wieder zum Lesetische. Dann verschlang er gierig den weiteren Text:

Da stand zuerst:

„Von Kräften und Stoffen und deren Verwendung:

Nicht leiseste Ahnung hat noch die alte Welt von der einheitlichen Kraft, die, schaffend und zeugend, die Werke der Antarktis hervorbringt. Bloß kleine Teile, Ausläufer von ihr erscheinen den Menschen als große Errungenschaften. So beginnt man, die Wärme durch Vermittlung des Wasserdampfes in Arbeit umzusetzen und noch nicht lang ist es her, da das erste Schiff, mühsam, als Wunder bestaunt, ohne Segel seines Weges kroch.

Ebenso beginnt der sogenannte Magnetism und Galvanism in den Köpfen zu rumoren. Man erhofft sich viel davon, und wir — ich glaube mit gutem Anlaß — können bestätigen, daß dieser Weg zu gewissen, wenn auch nicht abschließenden, Ergebnissen leiten dürfte, vorausgesetzt, daß man sich aus dem tastenden Stadio ins Freie durchringt, wozu gegenwärtig noch nicht gar zu viel Ansatz vorliegt: Kurzum, sie sind noch nicht soweit damit, als wir zur Zeit, da unser Verbannter die Geschichte der grausigen drei Entdecker im Stammschlosse unsrer mütterlichen Ahnen erlebte.

Was vollends die Metalla betrifft, so scheint ihnen überhaupt nicht der geringste Gedanke zu kommen, daß man alle Stoffe auf einen zurückführen, und diesem einen wiederum alle erwünschten Eigenschaften verleihen könnte, wobei zum erklecklichen Teile der Umstand beitragen mag, daß eine natürliche Fundstatt dieses Musterstoffes auf der bekannten Erdoberfläche nicht vorkömmt; wozu noch weiter zu erwähnen sein wird, daß die Alchimie eben die ersten Schritte zum gründlichen Wissen stolpert: Daher nicht zu verwundern ist, auf welcher Stufe

noch ihre Waffen stehen. Pulver und Blei, vorn in Läufe gestopft, gilt ihnen als Überfluß der Erfindungskraft, indem sie jetzt Dinge benützen, die unsere Verbannten schon in urdenklichen Zeiten aus Sina mitteilten.

Summa: Unbekannt ist ihnen die einheitliche Kraft, fremd der Grundstoff, das herrliche grüne Metallum, woher alles übrige an Rückstand und Unvermögen resultieret.

Was zum zweiten die Politik betrifft, so sieht es jetzt greulich aus: Nach einem Rausch willkürlicher Freiheit, sitzt ihnen *ein* Mann im Nacken und schreckt sie aus bangen Träumen. Doch schon mehren sich die Anzeichen, daß sie ihn abschütteln werden, wovon ich ausführlicheren Bericht verspreche.

Weit anders in Jeglichem, was sich Kultur nennt: Da ist es an uns, alles anzuspannen, um nicht weit übertroffen zu werden. Albertus Dürer, dessen Signum unser Erkennungszeichen ward, dessen heiliges A wir zum Kampf und Sieg stolz auf der Brust tragen, ist, dem Schaffensgeiste nach, lebendig wirksam geblieben. Dichter von nie dagewesener Empfindungsfülle sind erstanden, Musik wird in ungehörten Weisen gepfleget und im kühlen Königsberg saß ich zu Füßen eines Mannes, in dessen Innerem die Landkarte alles Geistes schwebt. Getreu habe ich die unvollendeten Werke den Genien von den Strahlenaugen gelesen und zum Frommen meiner Brüder säuberlich aufgezeichnet.

Wenn auch — in Punkto Glauben — das Zeitalter der Frivolität und Gottlosigkeit unter der Wucht der äußeren Geschehnisse zu versinken beginnt, so ist dennoch das Bild heute ein derart verworrenes, wie es ja stets in der alten Welt in

dieser Hinsicht anzutreffen ist, und das keinen Ausweg in einer bestimmten Richtung vorherverkündet.

Davon, daß etwa Gefahr für die Unnahbarkeit der Antarktis bestünde, ist bislang rein gar nichts zu merken.

Diese Zeilen seien vorerst ein kurzer Inhalt der ausführlichen Relationen, die ich, nach Maßgabe ihrer gründlichen Ausarbeitung, Instruierung und Illuminierung einzusenden gedenke.

Klein ist bis heute mein Leiden, sodaß ich nicht hoffe, dereinst noch zu wandeln unter den Kronen krautiger Bäume, um alleinzig zu glauben und nahe zu sein."

Dem Dichter stand der Verstand stille: Wenn das Pergament echt war, dann gab es sein Wunderland! Wohin führte dieser Gedanke? Aber wie war er nur, um Gottes willen, darauf verfallen, dieses Land zu ersinnen?

Nein, nein, es war ein Scherz, war eine Verhöhnung, die sich der lichte Fremdling erlaubt hatte! Und seine Frau hatte sicherlich geplaudert! Da war es dann kein Hexenstück, diesen Bericht auszuhecken, der so gut zur Abrundung seines Werkes paßte. Er drückte ihm gleichsam alles in die Hand, woran er bei weiterem Verfolge der Grundgedanken anknüpfen konnte.

Und wieder begann das Werk im Hirne des Dichters zu sieden. Und es lösten sich scharfe Gestalten aus dem Untersten seiner Seele: Er sah das Schalten der einheitlichen Kraft, wußte plötzlich um den Antrieb des Totenschiffes. Auch kam ihm das Wunderrohr, die magische Vernichtung der Gewappneten, die den Unbekannten hatten hindern wollen, zum Totenschiffe zu schreiten, nicht mehr

so sonderlich vor, als sie ihm erschienen waren, da er davon schrieb. Und wie deutlich er jetzt die Kultur und staatliche Einrichtung des Riesenkreises erschaute! Die Kunst der Antarktis glaubte er in sich brausen zu fühlen.

O, wie er sich nach den unvollendeten Werken unsrer Größten sehnte, die die Wundermänner gerettet hatten!

Nur eines verstand er vollends nicht, und je mehr er darüber nachsann, desto zweideutiger wurde es ihm:

Warum mengten sich die Antarktiker nicht in die Dinge der alten Welt? Weshalb versuchten sie nicht einmal, die Guten zu bewahren und das Unrecht zu bekämpfen? Wer von ihnen hatte einen Funken Erlösung gebracht, Darbende gelabt, Verzweifelte aufgerichtet? Kalte Spione, Zuschauer, Richter von peinvoller Gerechtigkeit waren sie stets!

Und diese Gedanken des Dichters, die zur Hälfte die Wirklichkeit des Wunderlandes voraussetzten, zur anderen Hälfte bestrebt waren, die Unwahrheit des Fundes mit dem inneren Widerspruche im Verhalten der Unnahbaren zu beweisen, lockten ihn allmählich in eine sonnigere Welt, von der er wußte, daß sie mit Händen zu greifen war: In die Welt des Amerikaners. Die Begierde nach den Wundern der Renaissance, nach der wahren Wiedergeburt durch Ausschaltung und Übersättigung des Leibes, zog ihn schmeichelnd in ihre Fänge.

Sein Entschluß reifte langsam. Aber er reifte in einer bestimmten Richtung. Und diese Richtung lag nicht auf dem Wege der Sehnsucht nach wahrem Glauben und erfülltem Nahesein. Sie wies vielmehr

hinaus in Zeiten, da sein Geist, geläutert und geschult bis an die Spitze des Erreichbaren, in fast schrankenloser Macht das wirkliche Leben mit gierigen Krallen umfangen würde, um es nicht mehr loszulassen.

So ging er an seine gewohnte Arbeit und verbarg das Manuskript in einer Lade. — — —

Die nächste Zeit verlief ohne Ereignisse.

Vergeblich hatte sich seine Frau bemüht, das alte Verhältnis herzustellen.

Er suchte tausenderlei Ausreden hervor, um sich von ihr zu entfernen und bot alles auf, um in der Verworrenheit seines Zustandes nicht gestört zu werden.

Er wollte auf alle Fälle die Aufführung seines Dramas abwarten, bevor er Entschlüsse zu Taten umsetzte. Und die beginnenden Proben des „Iphigenes" machten es ihm leicht, das Haus zu vermeiden. Er aß sogar gewöhnlich in Gasthäusern und war am Schlusse des Tages angeblich todmüde.

Eines Abends — er hatte eben wieder versichert, daß er ins Bett fallen würde, wenn er sich nicht freiwillig niederlegte — ließ sich jedoch seine Frau nicht abweisen. Tränen benetzten ihre Wangen und in ihrem Auge lag ein Glanz von Festigkeit und Würde. Sie preßte ihr Köpfchen an seine Brust, und dann — mein Gott! — was hörte er? Hörte er recht?

Ja, er hörte, er täuschte sich nicht, denn die Worte klangen hell durch den Raum:

„Gott hat uns mit einem Kindlein gesegnet!"

Die Kniee des Dichters schlotterten. Nein, nein, schrie es gegenüber dem Unerbittlichen in ihm auf! Es ist Lüge, ist Verstellung, ist Weiberlist! Sie

will mich verlocken, ausführlich zu sprechen, will mich erschüttern, will mir die Hände binden!

Doch nochmals tönten die gleichen Worte.

Was sollte er tun? O Gott! Aller Roheit der Welt würde er schuldig sein, wenn er jetzt nicht doppelt liebreich, jegliche Gefahr und Erregung von der Trägerin seines Kindes abwehrte. Er war gebunden, gebunden, und alle seine Pläne mußten im Keime ersticken.

„Warum bist du nicht mehr lieb zu mir? Soll das unschuldige Kindlein unter einem verstoßenen Herzen heranreifen?“ Und der gequälte Leib der Mutter wurde von krampfhaftem Schluchzen geschüttelt.

Der Dichter knickte zusammen: Sein Denken stand still. Kosend strich er seiner Frau über die Wangen und flüsterte ihr sanfte Trostesworte zu. Dann sagte er:

„Denkst du nicht daran, daß so große Dinge jedem für Augenblicke den Atem benehmen? Sei doch ruhig! Sei nicht traurig: Ich bleibe ja bei dir!“

Angstvoll schrie die Frau auf: „Wolltest du denn fortgehen? Tat ich dir etwas zuleide? Bitte, sprich nur einmal noch mit mir! Einmal wieder ganz, ganz traulich! Dem ungeborenen Kindlein zuliebe!“

Und der Dichter tröstete sie weiter und log sich in Gefühle und Taten hinein, die er nicht hatte und nicht zu vollführen gedachte.

Die arme Frau ward dadurch ruhig und endlich, nach langen Tagen, glücklich.

Als der Dichter, nach dem Gespräche, in sein Zimmer wankte, da stand ein marterndes Bild vor ihm: Der entstellte Leib seiner schwangeren Frau.

Und daneben tanzten die schlanken und üppigen Courtisanen der Renaissance und nötigten zu Vergleichen. Sein Mitleid — die Liebe war ja schon seit Tagen tot — verrauchte, und, so sehr er sich auch wehrte, nahm tiefer Abscheu, ja Ekel ganz von seinem Inneren Besitz. Ein unterbrechungsloses Verharren an der Seite seiner Frau schien ihm mit jedem Herzschlage unmöglicher. Ihr würde sich ohnehin reichlicher Ersatz bieten. Denn von nun an waren ihre Gedanken — wie es in der Natur lag — ganz dem Wesen zugewendet, das in ihr heranreifte. Gewiß würde er wieder zu ihr zurückkehren; die Renaissancejahre aber sollte sie ausschließlich mit der Erziehung des Kindes verbringen: Das würde ihm und ihr gar manchen Verdruß ersparen.

Und wieder verflossen Tage in Ruhe, Hast und Verlogenheit.

In einer Parterreloge, ungekannt vom dichtgedrängten Publikum, saß er mit seiner Frau am Abend der Première. Das Orchester spielte temperamentlos seine Salonstücke herunter, und eine leise murmelnde Erwartung lag über dem Hause.

Er stierte düster auf den Vorhang. Was würde der heutige Abend bringen? Ganz gleichgültig! War es ja doch nur der wehmütige Epilog der alten Welt: Bald würden von drüben die Tragödien und Schauspiele kommen und sein Werk der Vergessenheit überliefern. Falls er nicht ...? — Nein, das wollte er jetzt nicht denken! Jetzt war er noch Dichter der alten Welt!

Seine Frau sah heute so süß aus. Was tat das?

Sie gehörte ja schließlich ihm: Wenn er sie mochte, konnte er sie jeden Augenblick haben, mit Seele und Leib. Er lachte fast über den Gedanken, daß sie ihm verloren, eine fremde, unnahbare Erscheinung sei!

Der Vorhang hob sich:

Über die Dächer einer griechischen Stadt hinweg, sah man im Hintergrunde das weite Meer. Tief unten. Und an einer Straße, vor einem kleinen Hause, saß die sinnende Anthomyrias. Und der Duft der üppigen Rosen, die sie von einem Korb in einen andern zählte, wallte als breite Welle über die Zuschauer. Hell tönte ihre Stimme:

„So will ich euch Rosen bringen
und die duftigsten schlingen
zum farbreichen Kranze!
Mögt ihr sie an den Thyrsus binden,
oder der Sklavin Locken umwinden
mit den Blumen beim Tanze!“

Eine leise, rasch ersterbende Bewegung ging durch den Raum. Dann lauschten alle und es ward totenstille.

Und Eupolites, Oligokrates, Logokleitos traten auf, die Erzählung von der Zeugung des Iphigenes brauste über die Menge und dann kam er selbst, der herrliche Held, umjauchzt vom Zurufe der Mitkämpfer.

Zweifel und Mißgunst griffen nach ihm, mitten im Siegestaumel, und er brach zusammen. Doch nur, um sich sofort neu zu erheben und nach anderem Boden für höchsten Ruhm auszuspähen. Der Kampf der Leiber lag ihm im Rücken, hineilte er zum Kampfe der Geister!

Der Vorhang fiel: Einige Sekunden war es noch

ruhig, dann aber brach, krachend und tosend, ein Beifallssturm los. Immer wieder rauschte es vom Parkett hinauf auf die Galerie. Die Darsteller kamen an die Rampe. Man rief stürmisch nach dem Dichter. Doch der saß bleich in seiner Loge und rührte sich nicht: Er wollte das Weitere abwarten.

Wieder setzte die Musik ein. Wieder verstummte sie und eine neue Welt bot der offene Vorhang dem Auge:

Ein dunkler Hain, dazwischen Marmorstatuen und eine schlichte Steinbank. Wie geschaffen, das Schlachtfeld des Geistes zu werden.

Rasende Liebe, kalte Sophismen, hitzige Schuld jagte vorbei. Dumpf klangen die Rhythmen, dann jagten die Anapäste, jauchzten Hymnen.

Iphigenes unterlag wieder, obwohl er äußerlich gesiegt hatte. Und in seiner Ohnmacht sank er dem Bilde des Vaters zu Füßen, des Vaters, den er nie gekannt hatte, den er nur dadurch im Inneren fand, daß ihn gleiche Schuld umstrickte. Und er floh hinweg von dieser Stätte, um den Vater zu suchen.

Noch tosender war der Beifall. Man drang in den Dichter, sein Inkognito zu lüften. Fast schroff wies er das Ansinnen zurück. Auf dem Antlitze der Frau lag überirdischer Glanz.

Zum dritten Male gebot der Vorhang den Hörern Schweigen:

Leuchtend standen im Hintergrunde die Pyramiden, so, wie sie aussahen als noch Phönix, Pharao und Apis atmeten, über und über bedeckt mit bunten Hieroglyphen und schimmernd in grauem Granitglanze. Wuchtig drohte vorne die riesige Sphynx.

Und die Kämpfe begannen, Überfall und Umzingelung.

Joniens und Doriens alter Bruderstreit wurde im heißen Wüstensande von zwei Recken ausgefochten:

Der Jonier Iphigenes schlug den Dorer Iphikles.

O, wie die Söldner sangen! Trommelnd und taumelnd hatten sie gesungen. Dazwischen der Ruf der Salpynx.

Und da lag nun der Dorer im Sande.

Iphigenes wollte ihm den Todesschmerz, den er ihm zugefügt, lindern.

Doch da — ein Schrei gellte durch das Haus — ein Schrei, der sich bis in das Herz der Zuhörer fortpflanzte:

Iphigenes hatte seinen Vater gefunden!

Gefunden und verloren.

Nocheinmal brauste die Heldenseele zu unerhörtem Gefühle auf. Dann sank sie still, weil sie versinken mußte, dem Hades zu.

Und als im bläulichen Mondscheine der Leib des Iphigenes auf dem Sockel der Sphynx saß und den rieselnden Sand auf den toten Vater streute, da träumte seine sinkende Seele von der Kindheit und träumte und verwehte:

So will ich dir Rosen bringen! — — —
In Elysions Hainen! — — —
Nie, nie mehr weinen! — — —

Und dann gellte es noch hinaus in die Welt, gellte die Klage des ewig Unverstandenen!

Der Vorhang fiel.

Beispiellos war die Erregung, beispiellos der Erfolg.

Und jetzt war kein Entrinnen mehr: Der Direktor, der inmitten von Blumen und Kränzen auf der Rampe stand, erbat sich Gehör und wies lachend

auf die Loge des Dichters. Der griff sich an den Kopf. Die Augen schmerzten ihn und es war ihm elend zumute: Völlige Abspannung hatte ihn befallen.

So wurde er, der mechanisch, willenlos folgte, auf die Bühne gezerrt und trat vor die Welt.

Er hörte nicht das Jauchzen, sah kaum das Tücherschwenken, denn aus all den Gesichtern und Kleidern starrten, wie eine fürchterliche Vision, zwei riesenhafte Augen auf ihn, so riesenhaft, daß sie den ganzen Zuschauerraum einnahmen. Und unter diesen Augen funkelte und glitzerte und glimmerte ein ebenso riesenhaftes A̅.

In toller Angst suchte er den Spuk loszuwerden: Irr starrte er hinauf zur Galerie, hinunter zum Parkett.

Da verschwanden das A̅ und die drohenden Augen. Und eine wachsbleiche, unerbittliche Maske stieg an ihrer Stelle hervor, mit vertierten steinernen Zügen. Wie aus roten Dämpfen, aus schwelenden Kerzenflammen, kroch die weiße Fratze und ward größer, immer größer.

Der Dichter griff an sein Herz und stützte sich wankend auf die hilfreichen Arme des Direktors und der Mimen.

Noch lauter toste der Beifall.

Da verließ ihn der Bann.

Denn aus einer Parterreloge lächelte ihm unter Tränen ein Gesichtchen zu, dessen Anblick ihm oft, ach so oft, der Inbegriff aller Wonne gewesen war!

Er verbeugte sich und trat zurück.

Im Foyer erwarteten ihn zahlreiche Bekannte, unter ihnen der lichte Fremdling und der Amerikaner. Sein Weib drückte still seine Hand.

Und man vereinbarte eine gemeinsame Siegesfeier.

Da trat der Direktor hinzu und erklärte, es sei bereits für alles Vorsorge getroffen.

So fuhr man in ein Restaurant, wo in gesondertem Raume eine prunkvolle Tafel bereitstand.

Eigentlich empfand der Dichter keine rechte Freude.

„Nun, habe ich mein Versprechen eingelöst?“ lächelte der lichte Fremdling.

„Gewiß!“ antwortete der Dichter. Und fast flüsternd setzte er hinzu: „Warum verhöhnen Sie mich mit gefälschten Pergamenten?“

„Gefälschte Pergamente?“ lautete die Gegenfrage. „Sie sahen doch selbst, daß der Bericht echt sei! Lassen Sie endlich vom Amerikaner und seiner schmutzigen Welt! Folgen Sie mir! Ich bitte sogar darum!“

Der Amerikaner war verschwunden.

„Wir werden ja sehen. Sie müssen begreifen, daß es eine starke Zumutung bedeutet, schweigen zu sollen, wo man Weltruhm erwartet!“

„Bitte, dann handeln Sie nach freiem Ermessen!“

Kalt kehrte sich der Fremdling vom Dichter ab und bald saß er neben der Frau, in Gespräche vertieft, während der Dichter, als Mittelpunkt der Gesellschaft, tausend Fragen beantworten mußte.

Die Tafel nahm ihren Fortgang.

Der Amerikaner war wieder anwesend, und schwere Weine und Champagner erhitzten die Gemüter der Menschen. Reden wurden gehalten, Toaste ausgebracht, und bald flimmerte für die ausgelassene Runde der ganze Raum in tanzenden Farben.

Bloß zwei beobachteten nüchtern: Die Frau des Dichters und der lichte Fremdling.

Mit haltlosem Lächeln im Antlitze, flüsterte der Dichter, eng angeschmiegt an die neben ihm sitzende Schauspielerin, allerlei Tollheiten.

Die Schranken fielen, der allgemeine Ton ward locker.

„Heute darf ich ausgelassen sein! Sei nicht eifersüchtig!“ rief der Dichter seiner Frau hinüber und legte den Arm um die decolletierten Schultern seiner Nachbarin. Alle gröhlten. Die arme Frau errötete über und über. Irr begann es in ihrem Köpfchen zu summen: Sie war ja machtlos, preisgegeben diesem lasziven Gesindel, genannt mondaine Gesellschaft.

Da — war es Wahrheit, war's nicht bösester Traum? — beugte sich — nein! — ja, ihr Mann beugte sich zur Schulter — um Gottes willen! — nein, nein, nein! — und sie schrie, alle Umgebung vergessend, laut auf.

Wieder lachten alle außer dem lichten Fremdlinge.

Der nahm die Frau bei der Hand und führte sie sanft in ein Nebengemach.

Der Dichter sprang wütend empor und rannte nach.

Eine Flut von Worten sprudelte er seiner Frau entgegen: „Wie, du willst mir mit dem hysterischen Gequake den Abend verderben, meinen Ehrenabend? Machst mich da lächerlich! Tu' nur so weiter, das ist die sicherste Art, mich zu vertreiben! Was läßt du meine weite Künstlerseele in Fesseln schmachten? Bin ich nicht ein großer Dichter? Ah, ich will leben, leben! Du erhältst an mir noch mehr als genügenden Anteil!“

Da sagte die Frau: „Ich will kein böses Wort reden, heute will ich nicht! Ich bedaure dich, daß du dich so umgarnen ließest! Nimm es mir jedoch nicht übel, wenn ich nach Hause gehe: Du kennst meinen Zustand!“

„Noch schöner! Belästigt mich der verdammte Balg schon, bevor er geboren ist!“ brüllte trunken der Dichter, doch erschrak er über seine Worte.

Zu spät; am Arme des Fremdlings wankte, geknickt, sein armes Weib hinaus.

Er griff an seinen Kopf: O! lieber nicht nachdenken! Er würde es morgen schon gut machen! Nur weiter den heutigen, unersetzbaren Abend genießen!

Man merkte das Fehlen der Frau gar nicht. Stets ausgelassener ward das Treiben und schon hatte sich mancher allein, oder in Begleitung eines Dämchens, unauffällig fortgeschlichen.

Da flüsterte der Amerikaner:

„Es ist Zeit, daß wir verschwinden! Kommen Sie noch zu mir auf ein Glas Teufelswasser?“

Der Dichter lachte. „Teufelswasser?“

„Ja, schnell, kommen Sie, bevor dieser Narr mit den großen Augen zurückkehrt!“

„Der fehlte gerade noch!“ brummte der Dichter. Die zwei Männer gingen rasch fort und bald saßen sie im Wagen, der in hastiger Fahrt die Straßen der Großstadt querte.

„Halt, da ist die Türe zu meinem Quartier!“ und der Amerikaner sperrte auf.

Schon im Vorzimmer schlug ein eigentümlicher Duft den Eintretenden entgegen. Ein Duft, von dem man glauben konnte, er sinke von den Wänden herab und liege dann in schweren Schwaden auf dem Boden.

Sie durchschritten ein halbdunkles Speisezimmer. Da tönte plötzlich aus einem Nebenraume Gesang und das leise Geklimper eines fremdartigen Saiteninstrumentes.

„Was ist das?“ fragte der Dichter.

„Wie Sie hören, Musik!“ lachte der Amerikaner und stieß eine Tür auf. Dann drängte er den Dichter in das Zimmer und kam nach.

„Ah!“ Mehr brachte der Dichter nicht hervor. Denn er sah vor sich ein großes Gemach, in dem der Boden dicht mit Fellen und Indischen Seidenkissen belegt war. Exotische Waffen, Ornate, Kupfergeschirr, Teppiche hingen an den Wänden, und die schwüle Luft durchzitterte Qualm von Räucherlampen. Und färbige Ampeln ließen das grelle Rot und Gelb und Blau durcheinandertanzen, und das Gold und Silber und die geschliffenen Flächen der Edelsteine an den Stickereien flimmerten.

Und — o süßes Wunder! — in den Pfühlen und auf den Fellen lagen drei wonnige, nackte Frauenleiber.

Ihre Busen und Hüften blühten dem Auge entgegen und die Haut gleißte vor seidener Glätte. Und ihre Haare und Augen waren ebenso hold wie die schneeweißen, blitzenden Zähne.

Da sprang die eine wie ein Reh auf die Füße und umarmte stürmisch den Dichter und bedeckte sein Antlitz und seine Hände mit Küssen.

„Aus unsrem Schlosse am Stillen Ozean!“ sagte triumphierend der Zögling des großen Institutes. „Ein kleiner Abglanz der Renaissance!“

Fast willenlos ließ sich der Dichter auf die Polster niederziehen.

Da sprang die kleine Hetäre wieder auf ihre Füßchen und brachte ein Tablett mit einer Flasche und Gläsern. Und dicken schwarzen Saft goß der Amerikaner ein und reichte ihn seinem Gaste.

„Teufelswasser!“

Die beiden Männer leerten ihre Gläser.

„Nun, und jetzt unterhalten Sie sich zwanglos! Wenn Sie wünschen, lasse ich Sie mit meinen drei Gefährtinnen allein. Die werden schon etwas ersinnen, um Ihnen einige Stunden angenehm zu vertreiben!“ Und er ging hinaus.

Was war das für ein Gefühl, pfui, wie ward ihm plötzlich? Allein mit diesen duftigen Weibern, die so gar keine Seele hatten und nur auf der Welt zu sein schienen, um schwüle Träume zu verwirklichen? Die alles mit sich geschehen ließen und jedem Winke gehorchten und trotzdem atmend lebten?

Der Dichter zog die eine stürmisch zu sich und betastete sie wild und Schwindel erfaßte ihn. Doch nur einen Augenblick. Dann brach aus dem Untersten seines Fühlens etwas wie tolle Angst hervor: Er hatte noch kein Weib berührt, ganz schrankenlos berührt, außer seinem Weibe!

Und da stand schon eine Wand zwischen seiner Begierde, und unüberbrückbare Fremdheit türmte sich vor dem Leibe auf, der sich in seinen Armen wand und lüstern keuchte.

Er sah sich handeln, sah sich, wie man andre Menschen handeln sieht, und das Bewußtsein von Unechtheit und Trennung nahm von ihm Besitz. Zitternd erschlafften seine Nerven in Ernüchterung und ein Übelbefinden körperlicher Art stieg in seine Kehle.

Grob stieß er das Weib von sich. Doch Mitleid mit dem traurigen Ausdrucke der erstaunten Kinderaugen rührte ihn und er strich ihr sanft über die Haare.

„Spielt, singt, tut was ihr wollt, ich will rauchen!“ Und er warf sich in die Polster, und in seinem

überreizten Hirne bohrten und drehten sich Spiralen und Ringe und er versuchte vergeblich, seine schmerzenden Augen in die richtige Lage zu bringen. Dann qualmte er.

Wie dumm und geschmacklos vom Amerikaner! So etwas sollte eine Versuchung sein? Ja, in der Phantasie war er — das sah er jetzt — vielleicht entartet und untreu gewesen. Aber sobald die Tat kam? Es war doch ein großer Schritt vom Willen zur Tat! Er begann sich nach seiner Frau zu sehnen: Wie stolz würde er ihr von allem erzählen, von der glücklich überwundenen Anfechtung. Aber die Renaissance? Pfui, es ging ihm schon alles wirr im Kopfe durcheinander. Nein, nichts würde gut enden! Niemehr würde dieser überreizte Zustand schwinden! Er begann wieder traurig zu werden. Hol' der Teufel die Moral! Ich bin nur feig: Warum soll ich diese hölzernen Puppen nicht zu meiner Lust benützen!?

Da schallte ein gellendes Klingeln durch die Räume. Er hörte draußen Gepolter, dann erregte Stimmen. Der Amerikaner stürzte herein.

„Schnell, kommen Sie, jetzt gilt es! Kampf auf Leben und Tod!"

Was war das wieder? Der Dichter sprang empor und folgte dem Amerikaner ins Speisezimmer. Durch die Fenster drang schon ein matter Schimmer des Morgens.

Die Lampen flammten auf:

Da stand, hochaufgerichtet, im Faltenmantel, der lichte Fremdling. Die Seide seines Fracks schimmerte und die Brust war blendend weiß.

Voll tiefer Trauer blickten seine großen Augen.

Und — ah, trieb er Possen? — Starr wies der

Dichter mit gespreizten Fingern auf seine Brust. Denn dort hob sich, glimmernd und glitzernd ein Ā aus sonderbaren Steinen vom Schwarz des Gewandes ab.

Nein, es war kein Traum, war kein Scherz: Die Antarktis griff mit unentrinnbarer Hand nach der Seele des Dichters!

Und der Fremdling begann mit trauriger, müder Stimme:

„Dichter, es hat sich Schreckliches begeben! So schrecklich, daß mir fast das Herz bricht!"

„Wie, was ist geschehen?" stotterte der Dichter und eine helle Ahnung und ein eiskalter Schreck durchzuckten ihn.

„Gott sei uns gnädig, das beste Herz auf Erden steht still! Deine — Frau — ist — tot!"

„Wie? wie? meine Frau — o, meine Frau? Ah, Elender! — nein! Um Gottes willen, schütz mich! nein! o Gott! Straf' mich doch nicht! Ich bin ja schon gut!" und der Dichter warf sich schreiend vor dem Fremdling zu Boden.

„Sie ist tot!" wiederholte mit dröhnender Stimme der Antarktiker. „Vor einer Stunde stürzte sie sich, verzweifelnd, in den Strom!"

Gellend kreischte der Dichter auf: Wie ein Tier, gurgelnd und krächzend. Dann erstarb seine Stimme. Plötzlich begann er furchtbar ruhig zu sprechen: So ruhig, daß selbst dem Zöglinge des Institutes das Blut in den Adern gerann:

„O, sie ist ja so schön, so lieb! Wie ist ihr Leib doch so warm. Und sie trägt ein lichtes Kindlein unter dem Herzen. Wie mich ihre Augen so traut anblicken! Komm, o komm, du sollst mir so viel erzählen! Deine Seele ist ja so voll von Schönem!

O, wie du küssen kannst!“ Dann brach er in gellendes Gelächter aus.

Unvermittelt ward er wieder still. Der Antarktiker preßte seine Hand.

„Hund, hast du sie nicht retten können? Der du aus dem Lande der Allmacht herkommst? Ein schmählicher Verbannter bist du, einer, der gefrevelt hat! Aus Rache dafür, daß ich euch durchschaute, hast du sie gemordet! Mörder, Mörder, steh mir Rechenschaft!“

„Schweig!“ donnerte der Antarktiker. „Niemand konnte sie retten! Frag’ die Leute, die mit mir kamen!“ Und er pfiff schrill.

Da traten durch die Türe zwei Männer ein, der eine mit aschfahlem Antlitze und triefenden Kleidern. Der andere in der Uniform eines Polizisten.

„Frag’ diese da!“

Da sprang der Amerikaner vor.

„O, du Schurke, dich kenn’ ich schon lange! Du bist der niederträchtigste Helfersknecht der lichtscheuen Bande, deren Führer der großäugige Hund ist! Also dich hat er zum Mörder der herrlichen Frau gedungen? Und du, bestochener Halunke von Polizisten, standest wohl die Mauer im Namen aller Niedertracht!“

In verständnisloser Verzweiflung, stürzte sich der Dichter, mit geballten Fäusten, auf den lichten Fremdling und hieb sie ihm ins Antlitz. Dann krachten stürzende Möbel, Gläser klirrten, Schreie, Stöhnen klang.

Dann schwand ihm das Bewußtsein. — —

Herr der Welt

Der Dichter erwachte in seinem Bette. Ein holder Traum von seiner Gattin hatte eben seinen Schlaf durchbebt und er rief nach ihr. Die Morgensonne lachte zu den Fenstern herein: Er dehnte sich und versank wieder in wonnigen Halbschlummer. Später öffnete er die Augen. Da kehrte ihm plötzlich die Erinnerung zurück: Denn über sein Lager gebeugt, stand der Antarktiker neben ihm. Und mißfarbene Flecke bedeckten dessen Antlitz und geronnenes Blut klebte auf den Wangen.

Der unerbittliche Gast begann, um ihm vollends jeden lockenden Zweifel zu rauben, auch zu sprechen:

„Ärmster aller Menschen! Unseliger, was du ahnst und in das Nichts bannen möchtest, ist Wirklichkeit! Sie ist fort für ewig, ruht auf dem Grunde des kalten, kalten Stromes!"

Da heulte der Dichter auf. Und furchtbare Reue schüttelte ihn. Reue, die er nicht fassen, nicht tragen zu können meinte.

Er entsann sich seiner Abschiedsworte.

Dann schwebte wieder ein Bild aus früher Kindheit vor seine Seele und fraß sich mit greller Deutlichkeit in sein Hirn:

Wie ein Mann im Strome versunken war, und die Leute mit langen Stangen in den lehmbraunen

Wassern stocherten. Und er nur auf die glatte Oberfläche gestarrt hatte, die sich so erbarmungslos schloß, und stets glatt und geschlossen blieb.

Es wurde in ihm wieder ruhiger, ja es begann sogar vor seinem Inneren zu leuchten. Sein Weg war vorgezeichnet: Er mußte seinem Weibe folgen! Dorthin folgen, wo entweder unausdenkbares Vergessen seine Arme breitete oder strahlenbunte Paradieseswonnen den Empfang zu nie endender Glückseligkeit gestalteten. Und er griff langsam in die Schublade; todestrunken, halbverworren, umschlossen seine Finger schon den Griff der Pistole.

Da klammerte sich unwiderstehlich etwas um sein Gelenk und er konnte den Arm nicht weiter bewegen: Er mußte die Pistole in die Schublade kollern lassen.

„Feigling, willst du vor deinem Gewissen davonlaufen?“ flüsterte es nahe an seinem Ohre. „Zum Sündigen fehlte dir nicht der Mut!“

Stöhnend sank er zurück. — — —

So vergingen Tage wildesten Schmerzes. Doch jeden Versuch von Selbstmord verhinderte der Antarktiker, der in ungesprochenem Einverständnisse, Tag und Nacht um den Verzweifelten blieb.

Der Dichter raffte sich zu Nachforschungen auf: Sie verliefen ergebnislos.

Er wurde wegen der Vorfälle in der Wohnung des Amerikaners vor Gericht geladen: Nach einigen Tagen wurde das Verfahren aus unbekannten Gründen niedergeschlagen.

Da verfiel der Dichter in ein heftiges Fieber, das ihn Wochen lang durchsengte.

Endlich erwachte er aus den Delirien: Er hörte den Straßenlärm überstark zum offenen Fenster

hereindringen und vermutete aus dem Geräusche ein umstürzendes Begebnis.

Er wollte sich aufrichten, sank jedoch sofort wieder, in unendlicher Schwäche, in die Polster zurück.

Der Antarktiker beugte sich über ihn.

Im Kopfe des Dichters war es so leer: Er fühlte keine Verzweiflung mehr, nur müde Trauer und Mattigkeit. Er sehnte sich nach kühlen Getränken und Ruhe — tiefer Ruhe.

Dann wechselten in seinem Inneren farblose Bilder: Von seiner verlorenen Geliebten, seinem Drama, den letzten Ereignissen.

Flüsternd sprach der Antarktiker nebensächliche Dinge zu ihm, während er ihm Eislimonade einflößte.

„Was—ist—? Was geschah—mit Iphigenes?“ fragte plötzlich der Dichter.

„Den hat man nach der zweiten Aufführung wieder abgesetzt. Das Publikum des ersten Abends scheint nicht maßgebend gewesen zu sein!“

„Weshalb?“

„Weil ich es zum größten Teile gekauft hatte! Übrigens interessiert Sie Ihre ganze Kunst ohnehin nicht mehr!“

„Sie haben recht!“ Der Dichter war nicht im geringsten erbost. Im Gegenteile: Er fühlte die Worte des Antarktikers als Erlösung. Und ein neues Ziel stieg in ihm auf, ein zitterndes, letztes Ranken an Lebendiges:

„Erzählen Sie mir von Ihrer Heimat!“

„Fragen Sie!“

„Wie verfiel ich darauf, die Antarktischen Mären zu schreiben?“

„Diese Frage sollte ich nicht beantworten! Doch Ihnen gegenüber bin ich zum Teile des Schweigens entbunden!“

„Warum *mir* gegenüber?“

„Beide Fragen kann ich gleichzeitig erledigen: *Sie* sind der erste Mensch der alten Welt, der eine, der unseren ähnliche, Gabe besitzt: Des anderen Gedanken zu erkennen bei bloßem Anschauen. Sie haben Ihr Werk aus meinen Augen gelesen! Daher der rätselhafte Zusammenhang der Schrift mit meiner Person.“

„Ah! Jetzt begreife ich manches!“

„Sie müssen aber nunmehr auch einsehen, daß Sie dadurch sozusagen einer der Unseren geworden sind, wenn auch *Ihre* Gabe, an unserer gemessen, noch unbewußt und klein ist. Daher sind Sie in den Kreis gewisser Verpflichtungen eingetreten. Verstehen Sie jetzt mein Benehmen?“

„Zum Teile! Aber etwas an euerem Benehmen werde ich nie verstehen: Warum ihr nicht hilfreich beispringt, wenn ihr die Macht dazu besitzet!“

„Weil wir uns nicht in die Angelegenheiten der alten Welt einmengen, sofern sie nicht nach dem heiligen Ā greifen.“

„Die stereotype Antwort! Ich will jedoch einmal die Begründung dieses Dogmas hören.“

„Der Grund liegt einfach im Selbsterhaltungsstreben: Bei *uns* ist seit der Zeit des ersten Eislandkönigs noch keine Bluttat verübt worden, ihr dagegen habt andere Sitten!“

„Und daß ihr den Rittersmann brennen ließet, war *keine* Bluttat?“

„Nein!“

„Hört mir auf mit dieser egoistischen Scheinheiligkeit! Solchen Gesetzen unterwerfe ich mich nicht!"

„Sie werden sich wohl oder übel unterwerfen müssen, sonst holt Sie das Totenschiff und fährt mit Ihnen planlos bis an Ihr Ende durch alle Meere: Die Leute werden dann, wie vor Jahrhunderten, vom ‚fliegenden Holländer' sprechen und sich scheu abseits drücken. Und Sie haben Muße zu allerlei nachdenklichen Betrachtungen."

Der Dichter schüttelte mißmutig den Kopf. Dann sprach er langsam:

„Was würdet ihr im Falle eines Krieges tun?"

„Nichts!"

Da sank der Dichter wieder in die Polster zurück und schlief lange dumpf und traumlos.

Endlich erwachte er, dieses Mal mit dem neuen Gefühle beginnender Gesundung. So vergingen wieder viele Tage langsamen Erstarkens. Mancher Morgen, mancher Abend ließ ihn aufheulen, sodaß er sich, Stunden um Stunden, nicht fassen konnte. Doch für gewöhnlich war ein eigentümlicher Traumzustand über ihm, der die Schrecklichkeit aller Geschehnisse zu blassen Farben bleichte.

Die Reue war dem ehernen Vorsatze gewichen, sein Leben nur dem Guten und Geraden zu weihen. Er kannte ja genau seine seelischen Möglichkeiten: Sein Temperament ließ ihn für lange Zeiträume ein empfängliches Kind sein und zerrte ihn dann, im Wirbel weniger Minuten, in Abgründe, in brodelnde, dampfende Satansküchen. Sein Gemüt war mit Eiterkanälen durchsetzt. Und so lange er nicht den letzten, verstecktesten Erreger mit der Antisepsis einer läuternden Selbstentäußerung aus den Geweben der

schaffenden Seele entfernt hatte, blieb die drohende Gefahr plötzlicher, umwälzender Entflammungen an unerwartetster Stelle bestehen.

Er wußte weiter, daß diese Erkenntnis eine Arbeit von Jahren beanspruchte. Freudloser, quälender Jahre, da er nicht einen Augenblick daran zweifelte, daß die Sonne für ihn aufgehört hatte zu scheinen, daß ihm nie mehr ein Vöglein singen, nie mehr eine Blume duften würde. Und, daß er, dem Höchsten dienend, langsam verlöschen würde wie ein matt flackerndes Licht.

Doch schreckte ihn all das nicht! Denn heißer Glaube führte ihn, wenn er zu träumen begann, jenseits des Todes, in die Arme, die ihn dereinst so warm und bebend umschlossen hatten: Er wollte leben, um zu sterben und sterben, um zu leben! — — —

Er konnte schon ab und zu in einem Lehnstuhle am Fenster sitzen.

Er sprach jetzt viel von seiner Kindheit mit dem Antarktiker. Und seine Erzählungen waren oftmals so schlicht, so umwoben von dem Blütendufte erwachenden Menschentumes, daß sich der Antarktiker abwandte, um seine aufwallende Rührung zu verbergen.

Stets wiederholte der Dichter in tausend Einkleidungen eine Frage:

„Wie ist es möglich, daß dem Kinde die großen Ideen von gut und böse so leuchtend deutlich sind? Daß ihm Dinge für selbstverständlich erscheinen, für unabänderlich? Und daß es dann die Stufenfolge einer Abbröckelung ruhig mitansieht, die in ihm mit zunehmendem Alter vor sich geht? Warum spotten dann die Erwachsenen über derartige, rein

geschaute Ziele? Kann, muß nicht das wirklich werden, ausführbar sein, was dem Kinde klar ist? Was bedeutete Liebe, Treue, Wahrheit für mich als Kind und wie elend mußte das alles in mir werden, bevor mich grausamstes Geschick wieder zum Ursprung zurückführte?"

Dann wurde der Dichter fast wild und starrte vor sich hin:

„Nein, man darf nicht über den Weg der Sünde zum Guten gelangen! Die Geschichte vom verlorenen Sohne ist ein Trost für Verkommene, weiter nichts! Der Wert eines Menschen ist der Abschluß eines lebenslänglichen Kontokorrents: Nichts als ein Additions- und Subtraktionsproblem! Ist die Seite des Guthabens inhaltsreicher, dann ist der Mensch gut, ist sie spärlicher als die Schuldenseite, dann ist er ein Schuft! Wer das nicht erkennt, ist feig und kann nie besser werden, im Gegenteile, er versperrt sich jeden Weg zur Reinigung. Die Religionsstifter meinten das Bild gewiß in diesem Sinne: Mut soll der Verlorene bekommen, soll angeeifert werden, das leere Blatt seines Guthabens zu beginnen, um dem gräßlichen Saldo zu entkommen, der negativ so groß ist wie die Debetseite!"

Der Antarktiker horchte auf: Er fühlte einen Hauch des unerbittlichen Eislandes. Und eben deshalb, weil er voll und ganz den Glauben des Dichters an die Unmöglichkeit einer Vergebung der Sünden teilte, eben deshalb, weil auch er das Gute nur im Überwiegen der verdienstlichen Gedanken und Taten erkannte, beschloß er, dem Dichter die härteste Probe aufzuerlegen, die man dem Manne auferlegen kann: Die Verlockung zur Macht. Und er begann eindringlich:

„Ich halte den Augenblick für günstig, über etwas näher zu sprechen, das einst Gegenstand einer Meinungsverschiedenheit zwischen uns war: Über das Verhalten des Eislandes in der Frage nach gut und böse!

Sie hielten uns mit Recht vor, daß wir nicht hilfreich beispringen, auch wenn wir könnten. Ich meine ‚mit Recht' in dem Sinne, daß die Tatsache richtig ist: Sie können die Geschichte aufmerksam bis zur Zeit der Waräger zurückverfolgen, ohne eine Spur unsres Einflusses zu bemerken. Ausgenommen die Sage vom ‚fliegenden Holländer'.

Die Begebenheit der ‚drei Entdecker', die in ihrem Umfange von sich hätte reden machen können, spielte sich so weit entfernt von den Zentren der Überlieferung ab, wurde außerdem durch die Fahrten der damaligen Erderforscher so bedeutend verdunkelt, daß sie, Gott sei gepriesen, in volle Vergessenheit versank. Der ‚junge Admiral' aber wurde, nach seinem mysteriösen Verschwinden, von seinen Widersachern zum Hochstapler oder Psychopathen gestempelt und man stellte seine Aussagen auf eine Stufe mit Seemannsmärchen von Kraken und Klabautermann.

Kurz, es steht fest, daß wir uns nicht in die Dinge der alten Welt mengten!

Damit Sie aber einen Begriff davon bekommen, wie sehr wir j e d e r Zeit überlegen sind, wie sehr wir das Bild des Planeten ändern könnten, will ich Sie in das tiefste Geheimnis des gegenwärtigen Eislandes einweihen.

Um meinen Augen d a s zu entlocken, dazu reichte Ihre, der unseren ähnliche Gabe doch nicht aus. Überhaupt scheint sie mir erloschen, seit Sie darum wissen!"

Der Dichter sah hilflos zum Antarktiker:

„Ja, sie ist erloschen! Ich kann mir nicht ein Wort, nicht einen Gedanken mehr deuten, der in Ihnen schlummert. Vielmehr summt mir fort das Leitmotiv meines Jugendwerkes durch das Hirn:

‚Geschlossen sind des Einzelwesens Bahnen,
Von fremden Spinnen nicht einmal zu ahnen!' —

Aber Sie wollten doch von gut und böse sprechen?"

„Nein, ich wollte nur ganz indirekt dazu kommen!" lächelte der Antarktiker. „Ich wollte endlich einmal beweisen, daß Ihr, Leute der alten Welt, von vornherein immer Lohengrin-artige Wendungen wünscht. Stets soll einer unschuldig sein und ein anderer aus der Versenkung aufsteigen, um die sogenannten Unterdrücker in unerhörten Blutbädern zu ersäufen! Wir sehen die Dinge von größerer Entfernung! Wir erschlagen nicht ohneweiters auf der Gasse den A, weil der mit ihm raufende B zuerst um Hilfe rief: Wir erschlagen überhaupt keinen! Das ist unsere Moral!"

„Ihr seid eben Pharisäer!"

„Nein, mein Freund! Wir sind bloß Anhänger des kosmopolitischen Gleichgewichtes! Unsere Zeit ist noch nicht gekommen!"

„Warum?"

„Weil wir, vielleicht erst in Jahrtausenden, aus unserem Lande ziehen werden, hin über alle Weltteile, um das Reich Gottes auf Erden aufzurichten. Und daran sollen alle teilhaftig werden! Darum dürfen wir jetzt niemandem helfen, weil wir keinen vernichten dürfen!"

„Aber, um des Himmels willen, ihr vernichtet freilich keinen! Trotzdem werden aber doch viele euerer Gnaden nicht teilhaftig werden, weil sie einander befehden und töten!"

„Das geht uns nichts an! Wir wollen keinen ausschließen! Wir haben nicht das Recht, zu entscheiden, wer würdig ist! Noch einmal: Unsere Zeit ist noch nicht gekommen! Glauben Sie nicht an eine zukünftige, bessere Welt?“

„Nein!“

„Wozu dann überhaupt leben?“

Dem Dichter war, trotz alles Zweifels, das Blut in die bleichen Wangen geschossen. In seinem Inneren begann es zu brausen. Er sah eine Welt, schöner als sie je ein kühnes Dichterhirn geträumt, eine große, strahlende, gesegnete Welt. Und sein geschwächter Leib begann zu zittern:

„Wie wollt ihr Einfluß nehmen? Wie jeden Widerstand niederringen, wenn die Zeit kommt?“

Da lächelte der Antarktiker.

„Heute noch sollen Sie es sehen! Und dann — nein — das werden Sie später erfahren!“

Er ging in das Nebenzimmer. Bald kam er, mit zwei grünschillernden Gewändern über dem Arme, wieder. In der Hand trug er ein kleines Kästchen, nicht größer als eine Zigarrenkiste, das fast wie ein photographischer Apparat anzusehen war.

Neugierig blickte ihm der Dichter entgegen.

Der Antarktiker stellte das Kästchen auf den Tisch.

Dann begann er sorgfältig, den einen langen Kittel dem Dichter anzuziehen: Ein engmaschiges, weiches und doch undehnbares Gewebe bedeckte bald dessen ganzen Körper. Auch der Kopf steckte in einer dichten Kapuze, die nur vor den Augen wie Glas durchsichtig war.

Hierauf schlüpfte der Antarktiker selbst in den anderen Kittel.

„So, jetzt sind wir gepanzert!“ sagte er. „Und gegen kleinere Explosionen, Dolchstiche, Geschoßsplitter vollkommen gesichert.

Bitte, nehmen Sie Ihre Pistole und die Schachtel Patronen und folgen Sie mir in den Keller!“

Über die Hintertreppe gelangten die beiden in das geräumige, elektrisch erleuchtete Gewölbe. Der Dichter hing am Arme des Antarktikers.

Als sie ihre Last, die Patronen, den Revolver und das Kästchen auf einen Tisch gelegt hatten, trat der Antarktiker zum Kästchen, öffnete es und stellte und schraubte an den verwirrend komplizierten Bestandteilen im Inneren herum, die auch aus dem grünen Metalle gefertigt waren.

Dann sprach er: „Das ist unser wirksamstes Kriegsinstrument, solange man mit Explosivstoffen kämpft: Es ist der Fernzünder! Bis tausend Kilometer geht seine Wirkung. Jeder Sprengstoff in diesem Umkreise fliegt in die Luft. Jetzt habe ich es auf fünf Meter Radius eingestellt. Versuchen Sie und drücken Sie den Knopf da! Aber energisch!“

Der Dichter erstaunte. Trotz allem Unerhörten, war diese Maschine doch etwas, das seine Vorstellungen von der Macht der Antarktis noch bei weitem übertraf. Er gehorchte neugierig und näherte sich langsam dem Kästchen. Dann wollte er drücken. Da rief der Antarktiker unter seiner Drahtmaske hervor:

„Entfernen Sie doch lieber die Patronen aus dem Magazine. Ich will Ihre Waffe nicht verderben! Stellen wir sie im Kreise um uns herum!“

Der Dichter befolgte die Weisung.

„Ganz recht, und jetzt stellen Sie die zwei feinen Zeiger auf der Kreisplatte als Radien des Sektors ein, innerhalb dessen die Zündung erfolgen soll!“

Der Dichter schob die zwei Zeiger und ließ sie ungefähr einen Winkel von sechzig Graden einschließen.

„Gut!“ sagte der Fremdling. „Jetzt müssen wir noch die Buchstabenskala auf ‚A‘ schieben. Bei ‚B‘ zündet nämlich der ergänzende Winkel von etwa dreihundert Graden. Bei ‚C‘ würde die Zündung in sechziggrädiger Ausdehnung nach oben, bei ‚D‘ nach unten eintreten. ‚E‘ endlich bedeutet dreihundert Grade nach oben, ‚F‘ nach unten. Sie sehen, daß damit alle Möglichkeiten gegeben sind.“

„O nein!“ sagte der Dichter nach einigen Versuchen. „Wie stelle ich sechzig Grade nach rückwärts?“

„Entweder drehen Sie den Kasten um,“ lachte der Antarktiker, „oder Sie stellen nach vorne auf dreihundert und schalten ‚B‘!“

„Sie haben recht! Was bedeuten die Ziffern?“

„Wie Sie sehen werden, die Sprengweite! Und jetzt drücken Sie!“

Der Dichter sah in der Richtung der eingestellten Wirkung, verlängerte im Geiste die Schenkel des Zentriwinkels und drückte.

Es rührte sich nichts.

„War das alles ein Scherz?“ fragte er erstaunt.

„Nein, lieber Freund! Sie haben früher die Pulverskala verschoben. Stellen Sie nur beherzt auf ‚RLP‘ ein, das ist Ihre Sorte!“

Wieder tat der Dichter, wie er geheißen wurde. Dann drückte er nochmals:

Im selben Augenblicke blitzte es auf, Knall und Rauch und Splittern erfolgte und statt der Patronen waren auf dem Brette nur schwarze Flecke.

Auch die zwei Beschauer waren von umherfliegenden Metallstücken getroffen worden. Doch rätselhaft:

Kaum wie ein Nasenstüber, war der Anprall durch die Kleider fühlbar.

„Das war Kegelsprengung; jetzt wollen wir einmal Kugelsprengung anwenden. Dabei treten die Zeiger außer Wirkung. Sie sehen, ich stelle Buchstaben ‚G'. Das ergibt eine Kugel der Wirkung von fünf Meter Radius. Ich lege Patronen auch auf den Boden und eine hinauf auf die Lampe, die dabei jedenfalls das Zeitliche segnen wird. Also los! Aber nicht erschrecken, wir zünden fünfundzwanzig Patronen. Eine lege ich in die Ecke des Nebengemaches, außerhalb der fünf Meter, die zweite hinter die Mauer, damit Sie erstens die Begrenzung, zweitens die Zündung durch die dicke Mauer sehen."

Diesmal drückte der Antarktiker.

Fürchterliches Gepolter und Gekrache und Blitzen erfolgte. Die Lampe flog in Splittern zur Erde. Und da, als es finster ward, durchzitterte, vom Kästchen entströmend, seltsames, fahl weißes Licht den Raum. Es war nicht so stark, daß es ihn erhellt hätte, aber doch unleugbar zu bemerken.

Eine Taschenlampe flammte auf: Das Licht des Kästchens erlosch. Sie schritten in den Nebenraum.

Die eine Patrone war verschwunden, die entfernter postierte lag unversehrt da.

Sie gingen wieder zum Kästchen zurück. Der Dichter war verwirrt über die ungeheuerlichen Ausblicke, die sich vor seinen Augen öffneten. In einer Art kindlicher Wißbegierde, begann er zu manipulieren: Er stellte den Radius auf fünfzehn Meter und den Winkel in der Richtung gegen die einzige unversehrte Patrone im Nebenraume. Dann schaltete er den entsprechenden Buchstaben. Und schließlich drückte

er. Wieder spielte der Apparat präzise und sicher. Aus dem Nebenraume scholl ein gedämpfter Knall.

Lächelnd sah der Antarktiker zu. Dann sprach er:

„Lieber Dichter, jetzt haben Sie das Schicksal der Welt in der Hand! Fühlen Sie das nicht? Sie sind imstande, jeden Krieg zu entscheiden. Was für Waffen aber die Antarktis besitzt, mögen Sie daraus ersehen, daß unsre Antriebsmittel für Geschoße gegen den Fernzünder vollkommen unempfindlich sind. W i r schießen mit Hilfe der einheitlichen Kraft!"

Da brach der Dichter wieder los:

„Jetzt, nachdem ich euere Kampfmittel sah, jetzt muß ich noch einmal fragen: Warum halft ihr nie? Alle Gegengründe, die Sie bisher vorbrachten, scheinen mir nicht stichhältig. Ihr seid engherzig, kleinlich, vielleicht sogar feige, sonst hättet ihr geholfen!"

„Helfen? Wem hätten wir helfen sollen? Uns sind doch gewöhnlich beide Streitteile gleich fremd! Oder sollten wir vielleicht mit einer grandiosen Kugelsprengung b e i d e vernichten? Sie verstehen uns falsch: Wir wollen nicht das Rad des Weltgeschehens willkürlich vorwärts drehen. Das sogenannte Weltgeschehen geht uns nichts an! Die Männer der alten Welt sind heute noch schmutzig und sollen sich ihre Angelegenheiten selbst ausfechten! Wenn aber einmal ein herrliches Volk wahrhaftig bedroht war, hatten wir da das Recht, zu entscheiden, ob es nicht vielleicht des Kampfes gerade bedurfte, um zum Höchsten zu gelangen?

Naturgemäß erscheine ich Ihnen als Feind, weil ich nicht eben Ihrer Partei beispringe. Die anderen würden das Entgegengesetzte behaupten. So sieht es nun einmal mit eurer Objektivität aus!"

„Auch dieses Mangels lasse ich mich nicht so ohne weiteres zeihen! Ich widerspreche Ihnen weder aus Streitlust, noch aus Eitelkeit. Ich bin genug unselig, um ehrlich sein zu können. Die Werte, denen ich heute nachjage, sind nicht von dieser Welt. Und darum: Männer des Eislandes, seid objektiv! Auch ihr könnt irren!"

Da sah der Antarktiker auf den Dichter und seine hellen Augen schienen dessen Innerstes saugen zu wollen. Dann lächelte er:

„Ja, Sie kämpfen ehrlich! Gewiß! Auch das Eisland kann im Nebel der Verblendung befangen sein! Unser Streit jedoch läßt sich nicht durch Worte entscheiden. Das Eisland will durch Taten belehrt werden. Und darum, — jetzt —, in dieser Minute, — nehmen Sie es als heiligen Ernst! — übergebe ich Ihnen, im Namen des Eislandes, diesen furchtbaren Schicksalswender, ich schenke Ihnen das Kästchen. Tun Sie damit, was Sie für gut befinden, und wahren Sie das Geheimnis der Antarktis vor Weib und Kind, vor Sand und Wind!"

„Weib und Kind?" schrie der Dichter auf. „Warum martert ihr mich, ihr Unbarmherzigen, in der Stunde höchster Weltentscheidung? Da meinem schwachen, zitternden Willen das Geschick von Millionen und Abermillionen, Jahrhunderten und Jahrtausenden anvertraut ist? Wollt ihr mich mahnen, daß ich nur mehr als Werkzeug unbegreiflicher Umgestaltung ein menschheitsfernes Flimmerleben führen soll?"

„Das wollen wir! Ein Seliger hat niemals noch das Antlitz der Erde mit dem harten Griffel der Verwandlung durchfurcht!"

Kalt und unerbittlich klangen die letzten Worte. Dann trug der Antarktiker den Überwältigten hinauf

und bettete ihn sorgsam. Das verschlossene Kästchen legte er, ebenso sorgsam, in die Schublade.

Der Dichter verfiel bald in tiefen Erschöpfungsschlaf. — — —

Als er erwachte, lag auf seiner Decke ein Brief, geschrieben mit jener schillernden Tinte, die ihm dereinst am Berichte in der Bibliothek aufgefallen war. Und er las:

„Mein Weg führt mich seitab von Ihrem Wege: Gott weiß allein, ob wir einander je wieder sehen! Ich muß weiter wandeln, um in die glatten Antlitze, die verlogenen Augen der Männer zu schauen, hinter deren lächelnder Maske der elende Schmutz in Massen wohnt. Ich habe noch nichts erlitten, außer der Qual dieses Anblickes. Vielleicht steht mir Härtestes bevor. Und ich hoffe es fast, da es ja Bedingung ist für meine Erlösung.

An Ihnen liegt es, an der Richtigkeit Ihrer Entschlüsse, mein Schicksal endgültig zu entscheiden.

Ich spielte verwegenes Spiel, als ich Ihnen den höchsten Schatz des Eislandes anvertraute. Ich tat es aus dem Gefühle der Notwendigkeit. Die Last der Verantwortung ruht auf mir. Bleiben Sie dessen stets eingedenk!

Doch bevor Sie zu Taten schreiten, stärken Sie Ihren guten Vorsatz durch treues Gedenken. Entzaubern Sie mit heiligsten Worten Ihr totes Gemahl dem Abgrunde und zeigen Sie der Welt, bevor Sie sie umgestalten, bevor Sie als Befreier umjubelt oder als Verderber gesteinigt werden, was Sie an Verworfenheit übten, welch unersetzliches Wesen Sie vom Lichte der Sonne in ewige Nacht stießen!

Wenn wir einander je wieder erblicken, dann ist das Größte vollendet!“

Der Dichter war zu erregt, um klar denken zu können. Nur ein Wort blaffte ihm unausgesetzt durch den Kopf und machte ihn schwindlig. Und dieses eine Wort hieß:

„Herr der Welt!"

Ja, er war es, er hatte das Geschick der bekannten Erde in der Hand!

Und dieser Mensch war mit der Behauptung fortgegangen, die Last der Verantwortung ruhe auf ihm, dem Verbannten. Und hatte doch die Verantwortung auf ihn, den zerbrochenen Dichter überwälzt!

Doch halt, da lag ja noch ein Schriftstück!

Hastig griff er danach: Es enthielt eine genaue Gebrauchsanleitung zum Fernzünder. Und auf der Stirnseite stand, daß er diese Anleitung vernichten solle, wenn er sie auswendig wüßte, und daß noch ein wichtiges Schreiben in der Schublade liege, das er aber erst nach Vollendung des Dichtwerkes öffnen dürfe:

Da begann er sofort zu studieren und lernte die Anleitung, bis es Abend war.

Dann nahm er sich den Apparat her, entfernte zuerst eine kleine Kapsel daraus, die die Wirkungsmöglichkeit enthalten sollte, und versuchte alle Handgriffe und Einstellungen. Dann arretierte er Hebel und Weiser mit dem Vexierschnepper und warf die Gebrauchsanweisung in den Ofen.

Er hielt ein Zündholz darunter: Es gab einen leichten Knall, das Papier verpuffte zu Rauch und das Geheimnis der Antarktis war jetzt nur mehr seinem Gedächtnisse anvertraut.

Und nun rang er eine lange, qualvolle Nacht mit sich:

Was sollte er tun? Sollte er eine kleine Schar von Getreuen sammeln und sich selbst zum Herrn der

Welt machen? Was war jetzt Cäsar gegen ihn, was Napoleon, was Alexander? Doch nein, schließlich, mit blanken Waffen konnte man ihn trotzdem noch vertilgen! Ja, wenn er die anderen Waffen der Antarktis hätte! Doch wozu Waffen? Weshalb dachte er überhaupt an Kampf, da doch die ganze Welt in tiefem Frieden atmete? Plötzlich stieg ihm ein neues Bild aus den dunkelsten Tiefen seiner Seele auf. Ein Bild voll Scheußlichkeit und Mordlust:

Wenn er hier, im stillen Zimmer, halb unbewußt, den Apparat in größter Wirkung spielen ließe, was geschah dann? Was geschah dann?

Berstende Mauern, — Flammengarben schießen in die Luft, — schwarze, dicke Rauchmassen quellen wie Baumwolle zwischen den Trümmern hervor. — Von fernher tönen schmetternde Schläge, — Dröhnen grollt, — die Fenster zittern, — schreiende Menschenmassen wälzen sich durch die Straßen, — Menschen mit aufgerissenen Leibern — in den Kasernen, in den Steinbrüchen, — in den Bergwerken wird es lebendig, — wie wilde Tiere kämpfen alle unter stürzenden Lawinen, — Städte brennen, — Schiffe sinken —

Antarktiker, ihr habt recht! Es ist nicht leicht, Herr der Welt zu sein! Ist nicht leicht, das Reich Gottes auf Erden zu errichten!

Ja, Gottes Reich! In Jahrtausenden erst wollten es die Antarktiker schaffen. Fast wie ein Symbol für nie Werdendes hatten ihm diese Worte des Verbannten geklungen.

Er war doch vermessen gewesen, daß er sich einbildete, weiser zu sein, als die, durch Jahrtausende bewährte, Erfahrung des Eislandes!

Was wohl das zweite Schreiben in der Schublade an Fürchterlichem barg?

O, es wirbelte schon sein Denken!

Und da mußte er noch ein Werk vollenden, eine Dichtung, eine gräßliche Dichtung schaffen! Seiner toten Geliebten ein Denkmal setzen, wo ihn jedes Wort wie ein Peitschenhieb treffen sollte!

So wartete er, fiebernd, den nächsten Tag ab.

Ein stummer Diener bediente ihn.

Woher war dieser Mensch?

Er fragte: Da grinste der Diener devot und antwortete, er sei vom Antarktiker aus dem Heimatsdorfe hieherberufen worden und müsse um seinen neuen Herren bleiben. Und dann fügte er noch bei, der Fremde habe ihm dereinst das Leben gerettet und er sei erfreut, durch Treue einen Teil der Dankesschuld abtragen zu können. — — —

Spät am Abende begann der Dichter das Werk.

Es war nicht sein Werk: Seine Sinne verflogen und er sah nur die lichte Gestalt vor sich, die Gestalt, die er, um dieser läppischen Renaissance willen, verlassen zu können gewähnt hatte, und die nun ihn verlassen hatte:

„Ich habe von ihr geträumt, als ich noch ein Kind war. Ferne erschien sie mir, ferner je als ein Mensch gelangt, um etwas mit Händen zu greifen. Und mit den Knabenjahren wuchs sie. Und die Jahre der Mannbarkeit koste sie mir lind über die, von Versuchung heiße, Wange und bat mich, sie zu erwarten.

Manchmal auch verschwand sie. Da kam dann sogleich die Anfechtung doppelt stark in mir empor,

und ich rührte an den Saum dessen, was ich glaubte, anderswo schneller erhaschen zu können; und was doch nur sie mir geben konnte.

Doch sie war getreuer als ich, schon damals.

Denn, wenn ich auf mein vermeintliches Glück vordrang, stand sie, fast drohend, deutlicher als je, vor mir auf und jagte mich zurück: Zurück in die stille Klause der Geduld.

Und ich mußte ihrer würdig sein!

Für viele Menschen ist Liebeserfüllung eine Sache, die man notwendigerweise zum Geschenke erhält, die man dann besitzt, ohne weiter darüber zu sinnen.

Für mich gab es nie einen Besitz: Mein Leben war Erwerb! Und deshalb war mir auch die Liebe nur von der Seite des Erwerbes her zugänglich. Wie Sünde erschien mir der Glaube an die Dauer eines Glückes, das man genießt, weil es einem in den Schoß gefallen ist.

So rang ich für sie, ohne sie zu kennen. Ich bereitete der Unbekannten in meinem Inneren eine Heimat, rein von den Schlacken, die andere bis zum Halse erfüllen.

Doch sie kam nicht!

Wieder andere behaupten, es sei eines Mannes unwürdig, seine Taten nur für das Weib zu verrichten.

Ich verlachte diese Männer und Frauen!

Nicht um das Weib kämpfte ich ja.

Ich stritt für die Unendlichkeit und ihre unbegrenzten Ausblicke: Ein geheimes Sinnbild sah ich in der Vereinigung mit dem Wesen, das ich bessern und das wieder mich läutern sollte, in stetem Hin- und Widerwirken: bis dann aus den gereinigten Seelen neue Menschen und neue Menschenziele zum Lichte sprossen durften.

Ja Menschen, so dachte ich!

Und was die Antarktis Nahesein nennt, das wollte ich nicht als Idee vor mir schweben sehen, behaftet mit dem Wesen der Idee, dem Unerreichbaren, sondern wollte es zu mir zwingen, wollte eine Wirklichkeit schaffen, die nicht nur an dem fernen Ziele Teil hat, sondern die Verkörperung des Zieles selbst ist.

In diesen Gedanken konnte doch nichts Unmännliches liegen!

Denn, was ist männlicher: Die lichte Zukunft über die eitle Brücke der Unsterblichkeit, des Ruhmes zu berennen, oder sie in dem, von Gott und den schlichten Menschen geheiligten, Bunde mit dem Weibe zu suchen? Wozu gehört für den Mann mehr Entsagung?

Ich wähne, zum zweiten! Ihr glaubt es mir ja nicht, heute so wenig als gestern.

Doch ich sage euch: Selbst das Glück der wahren Liebe ist mir nur ein Zeichen. Glück ist doch bloß die Bestätigung, daß man vollendete, was sein soll. Und so zeigt uns das Glück mit dem Weibe auch nur, daß wir die Notwendigkeit des Weltgeschehens voll erfüllten.

Noch immer sehe ich euch lächeln und denken, es sei bequeme Lebensvollendung, im Weibe zu ruhen. Ihr irrt, ich sage euch, ihr irrt furchtbar! Ich habe es ja nicht erlebt, das Ziel zu schauen, habe es nicht erlebt, nahe zu sein! Ich liebte bloß und war auf dem Wege. Aber merkt euch, alle, die mich hören und die um mein Lieb, mein junges Lieb, weinen: Ihr wißt, wenn ihr so sprecht, nicht, was für marternde Arbeit es kostet, nahe zu sein; weil ihr eben an den Besitz glaubt und nicht ahnt, daß nur der Erwerb des Menschen würdig ist.

Und ich weiß noch etwas gewiß: Sehnsucht nach Liebe mag jeder Schuft haben. Sehnsucht nach Nähe hat nur der, der sein Inneres auftun kann, der wünscht, daß andere in sein Herz dringen und sein tiefstes Wollen blicken. Zur Möglichkeit des Naheseins ist ein reines Herz notwendig und das reine Herz vergeht ohne Nahesein! — — —

So hatte ich mich im Innern festlich zum Empfange der Geliebten geschmückt. Doch gingen noch Jahre darüber hin, bis Gott mich segnete und mir mein Weib sandte. Es hätte auch anders sein können und ich hätte allein leben müssen, bis ans Ende. Ich glaube aber, daß es einen Zustand gibt, wo die Geliebte kommen muß! Nicht, weil das Herz so sehnend ist, daß es sich auf die Nächste stürzt. Sondern, weil dieser Zustand von Gott mit der Gabe gesegnet ist, fast allwissend zu sein und unter Millionen jene herauszufinden, die für Erfüllung taugt: Vielleicht bis zu einem gewissen Maße sogar ein ebenbürtiges Weib erzeugt. Was eine Übertragung eines Schimmers der göttlichen Allmacht sein mag, die Gott einem für Augenblicke leiht, den er zur Erreichung seines Zieles als Werkzeug wünscht. Und wieder schließt sich dann der Kreis: Aus der Nähe entspringt der Ausblick ins Unendliche. Deshalb wünscht Gott die nahen Menschen als Werkzeug! — — —

Äußerlich war alles so gar nicht wunderbar: Ich lernte sie kennen, wie man mit anderen Menschen auch zusammentrifft, sprach einigemale allein mit ihr, wie ich zu dieser Zeit mit allen sprach. Doch sie ahnte es sogleich, daß ich in meinem Herzen eine Heimat für sie bereitet hatte.

Die folgenden Ereignisse standen über uns. Wir beide handelten unter einem unerklärlichen Zwange,

ja wir mußten sogar in gewisser Richtung wollen. Auch das werden viele mit dem Worte ‚Sympathie‘ oder ‚Verliebtheit‘ abtun. Diese Worte aber genügen mir durchaus nicht. Denn bei Verliebten ist gewöhnlich Bewußtsein und Wille ausgeschaltet. Bei mir jedoch fehlte nur der Wille. Das Bewußtsein war vorhanden, und in welch hohem Maße! Ich sah mir zu und bestaunte die Unfehlbarkeit meiner Entschlüsse und Taten.

So stand ich einst, an eine Säule gelehnt, in einem Tanzsaale und blickte über die tanzenden Paare hin. Da waren üppige Mädchen mit glatter Haut, zarten Profilen, aufreizenden Körpern. Ernste und heitere, schweigsame und gesprächige. Und hatten sich herausgeputzt und strahlten in Pracht, Schönheit und Reichtum.

Oben, auf dem Balkone, stand sie.

Wieder belauerte mein Bewußtsein meine Pläne: Ich sah damals, wie in Wandelbildern, blitzschnell mein Leben an der Seite einer der Tänzerinnen, und ich sah es so scharf, daß ich die prächtigen Möbelstücke, die sie als Mitgift erhalten würden, erblickte. Auch der zweite mögliche Fall der ewigen Liebelei mit diesen liebebereiten Dingern, rollte vor mir vorbei.

Da richtete ich meine Augen aufwärts und dachte: ‚Nein, nicht diese da! Entsagen soll ich dem Schimmer, nur kurzer Rausch mag da blühen! Bei ihr jedoch erwartet mich langes, festgegründetes Nahesein!‘

Und als ich das zu Ende gedacht hatte und kein Kampf mehr in mir war, da winkte mir die fast unbekannte Geliebte, vergessend aller gesellschaftlichen Hemmungen, einen lächelnden Gruß mit der Hand zu.

Wem an meiner Stelle wäre nicht ein brausendes ‚Omen accipio' durch die Seele gezogen?

Viel später hat sie mir dann erzählt, daß auch sie damals so handeln mußte.

Man nennt dergleichen Begebnisse Zufälle!

Jedenfalls hatte es Einfluß auf spätere Handlungen und hatte mich weiter befestigt in meinem Vorhaben.

Als ich sie wieder sah, stieß sie mich mit heftigen Reden von sich. Und wieder wußte ich sofort das Richtige: Ich zwang sie zur Aussprache und sagte bloß, wir beide seien nicht im Zweifel darüber, wie es in uns aussähe. Und ohne weiteres Wort, betrachteten wir uns als verlobt und sagten einander ‚du'. Es war wieder ein Ball mit all seiner Störung.

Und, um den Traum zu vollenden, klang eine Musik durch die Räume, die nicht lange dauerte. Jedenfalls habe ich sie weder vorher, noch nachher je gehört, glaube auch nicht, daß ich sie wiedererkennen würde. Sie umkoste uns aber und preßte unsere Herzen aneinander.

Wieder wird man mich erstaunt ansehen und mir die Gewöhnlichkeit des Geschehnisses vorhalten, wird mir sagen, nur für *mich* habe all das die Verklärung und Magie erhalten.

Doch ich widerspreche: Heute, da mein Bewußtsein wacher sein sollte als damals, ist mir alles *noch* unerklärlicher! Zumal, da ich die wolkenhohen Hindernisse, die entscheidenden Ereignisse, die oft nur um Haaresbreite vom Zusammenbruche meines Glückes abstanden, erst später erfuhr.

Und das ist es, was ich sagen will.

Die ganzen, scheinbar großen Begebenheiten der mir unbekannten Zwischenzeit, die unsere Vereinigung hätten vereiteln können, halte ich für Neben-

sächlichkeiten, im Vergleiche zur Macht, die uns zueinanderführte; die nicht mehr durch das erweckt wurde, was wir damals taten und sprachen, sondern durch die Vorbereitung, die bis in unsre verhüllte Kindheit zurückreichte.

Nur deshalb handelten wir so richtig, weil wir bloß die letzten Ausläufer von Taten setzten, die schon viel früher vollbracht waren.

Daß diese Worte nicht mystisch, nein, ganz nüchtern sind, will ich mitteilen.

Das bewies die spätere Zeit: Wir hatten beide unsere Seele bis zur Vereinigung vorbereitet. Diese Arbeit kann man allein leisten. Das ist ein Punkt, den sich die Phantasie hundertmal erzeugen kann.

Das Zusammensein jedoch, als Folge des Zusammengekommenseins, ist eine Sache, zu der man Erfahrung braucht und die das Leben vor unerwartete Entscheidungen stellt.

So änderte sich das Bild der Sicherheit sofort, als wir aus der gegenseitigen Entdeckung in den Zustand, der bis zum Ende dauern sollte, traten.

Für die meisten Menschen ist das kein Problem. Sie sind beisammen, lieben, genießen und vertrauen im übrigen auf eine Gottheit, der sie kein Opfer bringen, und resignieren entweder bei der ersten Verstimmung, oder werden enttäuscht.

Anders wir: Beim ersten Mißklang stürzten wir uns voll Wut gegen die unsichtbare Ursache, um sie zu vertilgen. Und so kam das merkwürdige Bild zustande, daß sie mir Anweisungen zu ihrer Bestrafung gab und ich sie in meine schmerzlichsten Fehler einführte.

Wir wurden sofort unerbittlich gegeneinander als Personen und kämpften beide sozusagen nur für die Idee des uns verknüpfenden Bandes.

Auf Wochen war oft unsere Sicherheit geschwunden und wir stritten heftig. Wir warfen einander alles vor, trennten uns im Geiste hundertmal, ohne jedoch nur im geringsten wirklich daran zu glauben.

Und doch verschwand das Ziel des Naheseins in stets weitere, unerreichbarere Fernen:

Es war die Zeit, da wir so recht fühlten, daß wir zwei Menschen waren, zweierlei Menschen, mit verschiedenen Anlagen und Begehrungen.

Trotzdem erzählten wir in lichten Momenten davon, wie sehr wir zusammengehörten.

Wieder war es das Bewußtsein, das in uns unverändert seine Erkenntnis verfocht, ohne sich durch Stimmungen täuschen zu lassen. Und das nach einiger Zeit gewisse beiderseitige Eigenschaften, scharf umrissen, ans Licht zog, die einer Verständigung gerade entgegengesetzt waren.

So war plötzlich meine Eitelkeit entlarvt, die mit ihrem Trotz zusammenprallte.

Und doch fand sich bald wieder, daß es nichts anderes war, als mißverständlich angewandter Ehrgeiz und unrichtig geäußerte Festigkeit.

Der Egoismus mußte der Prüfung standhalten.

Wir waren rücksichtslos: Kein Wort blieb ungesprochen!

Gewiß, wir verzweifelten manchmal, und wehmütig entsinne ich mich, daß meine Geliebte mich mit ihren treuen, braunen Augen anblickte und fragte: ‚Warum liebst du mich, da du nur Schlechtes an mir siehst?‘ worauf ich antwortete: ‚Ich sehe nur Schlechtes an dir, weil ich dich liebe! Und sage es dir nur, weil ich dich liebe. Und sage es dir nur, weil ich weiß, daß es nicht zu dir gehört und daß dein wahres Wesen darunter leidet!‘

So war es auch! Wir zeichneten einander unsere Fehler dreifach vor die Augen hin, um abschreckend zu wirken.

Auch das, werden viele behaupten, ganz genau zu wissen und erlebt zu haben.

Ich widerspreche abermals:

Manche mögen es unbewußt getan haben, was wir taten.

Der Unterschied jedoch liegt in dem stets begleitenden Bewußtsein, das uns nie verließ. Dieses helle Ziel gab uns die Zuversicht und den unerschütterlichen Glauben: Wir verrichteten ergeben unsere Arbeit; und Arbeit war es, so voll von Schmerz, so langsam zur Vollendung schreitend, manchmal aussichtslos erscheinend, wie es nur immer die Ausjätung von Unkraut sein kann.

Gewiß kam uns dabei das Schicksal zu Hilfe, das uns, im Verlaufe dieses ersten Jahres, vor zahlreiche unerwartete Lagen und Entscheidungen stellte: Aber wen auf Erden schont das Geschick innerhalb längerer Zeiten mit Glücksfällen und Mißhelligkeiten aller Art? Und schließlich tritt, selbst bei völligem Mangel an äußerem Geschehen, das innere Erlebnis mächtig hervor und erzeugt Probleme.

So kamen wir langsam dem Punkte näher, der eigentlich erst der Beginn des Lebens ist: Wo der Mann, befreit vom Rätsel des Weibes, seine Kraft höchsten Aufgaben zuwenden kann. Wo das Weib, in einem ruhigen Strome eines gleichmäßigen, durch die Taten des Mannes doch wechselvollen, Daseins versinkt und unmerklich mitgetrieben wird; und vor allem keine Reue mehr erlebt.

Und das ist für das Weib das Höchste! Ihr erzählt mir stets, das Weib kenne keine Reue. Gut,

erzählt es weiter! Ich dagegen lasse mir das, was ich mit eigenen Augen sah, nicht wegleugnen.

Jedes Weib, das sich scheinbar über alles hinwegsetzt, weint in stillen Stunden und sucht dann wildere Erlebnisse zur Betäubung.

Ihr seht eben bloß die wilden Erlebnisse. Ich aber habe die stillen Stunden gesehen!

Jetzt aber will ich nicht abschweifen.

Der Punkt, von dem ich sprach, ist die erste Teilnahme an der Nähe. Der erste bewußte Besitz des Naheseins.

Wer einmal ein Räderwerk ersann und es dann zusammenstellte, kennt mein Gefühl.

So, wie wenn dieser Erfinder das erstemal sein Werk erprobt, und alle Räder, in einander greifend, sich zu bewegen beginnen und dem Plane folgen; selbsttätig denken, da der Gedanke in ihnen eingekrustet ist, und sich niemals irren, so geht es vom Augenblicke des ersten Naheseins:

Gedanken und Handlungen laufen den früher schon ausgefeilten und vorbestimmten Weg. Und die Wegweiser sind alle nach einem Mittelpunkte gestellt. Und dieser Mittelpunkt ist das Nahesein!

Ich kann das so nicht sagen, wie ich möchte. Aber wer es gefühlt hat, wie alles Gefährliche fast mit Notwendigkeit zum Glücke ausschlägt, der kniet nieder und weiß, daß er Gott näher ist: Denn Gott hat ein Stück Unfehlbarkeit geliehen!

Soweit sind auch wir gekommen. —

Ich vergaß scheinbar, meinem Weibe ein hohes Lied zu singen. Aber es scheint nur so: Denn bei allem, wovon ich sprach, war sie zumindest die Hälfte.

Scharf hat den vagen Plan des Räderwerkes, der mir entsprang, erst sie entworfen und zur Vollendung gebracht.

Ein Gebiet aber, das weitab von dem bisher geschilderten, vernunftgemäßen Nahesein war, war das Reich der beglückenden Nähe. Und das war ihr Reich! Denn ich glaube nicht, daß sie — meine arme Geliebte — je den Rausch des blühenden Kirschbaumes in meinem Antlitze übertroffen fand, was mir bei jedem Anblicke widerfuhr.

Es war ein Traum von Blüten.

Und dieser Traum war das Andere, das der unselige Bischof dereinst von der schrecklichen Seite erlebte.

Ich habe es damals schon gesagt, was das Andere ist, doch will ich es euch nocheinmal mitteilen, da ihr ja nie etwas vom Bischofe erfahren sollt.

Jeder Mensch bildet in seiner Phantasie eine zukünftige Welt. Er stellt sich selbst in Lagen und Ereignisse, im Guten wie im Bösen. Später treten dann diese Phantasiegebilde, in Form greifbarer Erlebnisse, in sogenannter Wirklichkeit, in seine Lebenskreise. Da ist er nun genötigt, falls er genug Erinnerung besitzt, sein seinerzeitiges Bild mit der gegenwärtigen Fleischwerdung zu vergleichen. Er findet einen scharfen Unterschied, gewöhnlich in der Richtung der Farblosigkeit des Wirklichen, gegenüber der Phantasie. Das kennt fast jeder Mensch und ist enttäuscht, vielleicht angenehm enttäuscht, wenn ein Schreckbild bunter war als die Erfüllung. Etwas zweites jedoch kennt nicht jeder Mensch und nur selten gelingt es einem, vorher den klaren Gedanken davon zu fassen:

Das ist eben ‚das Andere' und es möge für uns so heißen, da ein Name fehlt.

Und jetzt spannt jeden Nerv an, damit ihr mich versteht!

Das Andere ist die Wirklichkeit, die von jeder Phantasie frei ist. Die so unsagbar einfach und selbstverständlich ist, daß sie verworren und unbegreiflich scheint. Und die doch nachher im Gedächtnisse mit stählernem Griffel ihre Linien gefurcht hat. Das Andere ist höchste Gefahr, das Andere ist brausendstes Glück! Es ist nicht neu, es erscheint nach dem Geschehnisse so uralt als die Welt. Und es betrifft nur die letzten Dinge des Menschen: Tod und Liebe!

Und dieses Glück hat mir meine Geliebte gegeben, diesen Schmerz hat sie mir zugefügt: Unfaßbar waren mir die Taten ihrer Liebe, unergründlich ihr Tod. Und es ist das Andere gewesen, als ich, ein Knabe, auf die glatte, geschlossene Fläche des Wassers starrte, die sich nie mehr auftat, um das zu geben, was ihren Tiefen verfallen war.

Ich stehe dem Anderen gegenüber, wie ein Kind dem Blitze. Ich fürchte es nicht! Ich kann kein Grauen davor empfinden: Es ist mehr als Furcht und Grauen! Und im Guten ist es mehr als Freude und Entzücken. Es ist in beiden Fällen die Erkenntnis, eins zu sein mit dem Werden und Vergehen, und doch erhoben zu sein zu Gott:

Denn Gott ist das unbegreiflich Einfache!

Ich kann nicht mehr weiter! — — —

Vor mir ziehen die Seligkeiten meiner Liebe vorüber, ich sehe das Lächeln des Engelsantlitzes, spüre die Wärme und den Duft des Atems. — — —

Nicht für euch, ihr überlegenen Gereiften, nicht für euch, ihr unheilbar Erwachsenen habe ich diese Worte, die mich zerreißen, aufgezeichnet!

Für euch, Jünglinge, habe ich geschrieben, die noch mit sonnigen oder furchtsamen Augen in die Welt, ins Zukunftsdämmern sehen, für euch, die

den Babylonischen Turm der Phantasie zum Himmel türmen, habe ich geschrieben! Ihr sollt nicht wissen, was ihr erhofft! Sollt nicht den Schmelz des Höchsten in einsamen Delirien vorwegnehmen, damit es euch überkomme, wie es mich überkam, das große, unausdenkbare Andere!

Damit ihr Menschen werdet, Jünglinge!“

Der Dichter warf sich aufs Lager.

Da kam ein bunter Traum zu ihm: Er sah eine große, große Wiese. Und auf dieser Wiese stand sein Weib und spielte mit den zwei Tierlein, mit dem braunen und dem schwarz-weiß gesprenkelten. Und die Tierlein vollführten sonderbare Sprünge und pfiffen dabei gar munter. Am Rande der Wiese standen Bäume mit krautigen Kronen und weit, weit dahinter, türmte sich eine wolkenhohe, lotgerade Wand von Felsen. Das Bild sank und ein Strom glitt dahin, mit glatter, schmutziger Fläche.

Der Dichter fuhr aus dem Schlafe. Und weinte lange und weinte so still und voll Jammer, daß sich Gott seiner erbarmte und wieder seine müden Augen im Schlummer schloß.

Am nächsten Morgen war er seltsam wach. Er fühlte in seinen Gliedern eine neue Kraft: Die Zeit der Tat drängte heran! Er entsann sich des Schriftstückes in der Schublade. Zögernd hob er es heraus: Es war ein dickes Kuvert. Er riß es auf. Da lag darinnen noch ein zweiter Umschlag und ein offenes Schreiben, das über und über mit Ziffern bedeckt war. Am Schlusse stand: „Summe zehn Millionen. Dieser Betrag ist Ihr Eigentum und erliegt bei

verschiedenen, im Inhaltsverzeichnisse näher bezeichneten Banken und Kaufhäusern. Ebenso finden Sie Dokumente, die Ihren plötzlich eingetretenen Reichtum ausführlich begründen und Sie rechtlich gegen jeden Verdacht und Betrug schützen. Im Namen der Antarktis: Der Verbannte."

Zitternd, im Rausche des Goldes, zerfetzte der Dichter den zweiten Umschlag: Da quollen rot, blau, gelb, braun guillochierte Scheine, Checks, Urkunden, Banknoten, Anweisungen, Wechsel hervor. Geschnörkelte Schriften, Stampiglien, Handzeichen tanzten durcheinander, einige Goldstücke rollten über den Tisch und klimperten hell auf dem Boden.

Er raffte ängstlich den Schatz zuhauf und versperrte ihn sorgfältig. Nur einige Banknoten und einen Wechsel auf ein, in der Nähe befindliches, Bankhaus steckte er zu sich, schlüpfte hastig in den Überrock und rannte auf die Gasse:

Er wollte eine Probe machen.

Er winkte einen Kraftwagen heran und fuhr in rasendem Tempo zur Bank.

Der Beamte am Schalter sah das Papier an, dann rief er einige Kollegen herbei. Alle tuschelten.

Der Dichter zitterte: Er glaubte bemerkt zu haben, wie alle von der Seite auf ihn schielten.

Was wollten sie von ihm? Hatte ihm der Antarktiker eine Fälschung in die Hand gespielt, um ihn zu verderben? Er wäre am liebsten davongerannt.

Doch da trat der Beamte zum Schalterfenster vor, verneigte sich tief und sagte:

„Mein Herr, ich bitte Sie, sich einen Augenblick zu gedulden, wir haben schon um den Chef gesandt."

Ein Diener führte, unter vielen Bücklingen, den Dichter in ein Wartezimmer.

Nach einigen Minuten kam der Chef und stellte sich förmlich vor:

„Ich bin gekommen, um mit Ihnen über die Fruktifizierung der Wechselsumme zu sprechen. Wie Sie wissen, handelt es sich um eine Million!“

Der Dichter war sprachlos: Er hatte das Papier gar nicht näher angesehen. Dann aber erschien ihm die Situation derart drollig, daß er hochmütig fragte:

„Nun, und?“

Der Chef war erstaunt: „Wünschen Sie die Summe in barem Gelde? Selbstverständlich zahlen wir sofort aus!“ beeilte er sich, der vermeintlichen Finanzgröße zu versichern, blickte dabei jedoch etwas enttäuscht darein.

Da begriff der Dichter endlich, daß ihn die Bank gerne zum Kommittenten haben wollte. So sagte er:

„O nein, es fällt mir gar nicht ein! Bringen Sie mein Geld unter, so gut Sie es vermögen: Ich habe volles Vertrauen zu Ihrem Hause!“

Da ging ein Leuchten über das Antlitz des Geldmenschen und er begann sofort zu telephonieren. Kaum hatte er die Hörmuschel aufgehängt, als er schon sprach:

„Sie werden Ihr Vertrauen gewiß nicht bereuen. Keinen Finger brauchen Sie zu rühren! Wir besorgen Ihnen gegen mäßige Vergütung alles: Kontokorrent, Depot, Safes, Abhebungskonto! Wollen Sie Effekten, sollen Sie Effekten haben. Wünschen Sie zu spekulieren? Gut, wir spekulieren für Sie! Haben Sie Interesse an Lombard? Oder Industrie? Auch Hypotheken sind jetzt zu machen! Kurz, Sie werden zufrieden mit uns sein!“

Beamte kamen und gingen. Der Dichter unterfertigte eine Unzahl Formulare. — — —

Als der Dichter wieder nachhause kam, war sein Wachsein geschwunden. Was bedeutete diese unerhörte Fülle von neuem Werden? Wollte das Eisland seinen Weg für verwegenste Pläne ebnen? Oder wollte es ihn versuchen?

Er schüttelte den letzten Gedanken, der ihm lästig war, von sich. Dann begann er zu sinnen, verworren zu grübeln. Und verfiel auf das Nächstliegende: Was sollte er mit dem Gelde anfangen? Er begann Pläne zu machen. Und sachte schlich sich bei jedem Plane ein Bild ein. Traumleise begann es hinter ihm zu rascheln, eine weiche Hand langte nach der seinen, zwei treue, braune Augen blickten ihn bittend an: „Laß mich dabei sein!" zitterte eine ferne Stimme durch sein Hirn.

Da heulte er wild auf! Wofür benötigte er das widerliche Geld? Und er wand sich, schrie vor sich hin und rannte im Zimmer auf und nieder. Viele Stunden durchschüttelte ihn der Jammer.

Dann ward er müde, die Gedanken blaßten ab und der Wunsch regte sich, fern, weit weg von hier zu sein. Hatte ihm nicht der Antarktiker in den letzten Tagen stets von einem märchenhaften Seebade erzählt? Ja, dorthin mußte er!

Er schrieb einen langen Brief an die Bibliothek, daß er nicht gesonnen sei, je wieder seinen Dienst anzutreten, daß er auf alle Pensionsansprüche verzichte, und daß er zum Zeichen seiner Dankbarkeit einige hundert Bände widme.

Dann legte er sich zu dumpfem, traumlosem Schlafe nieder.

Der nächste Tag war mit Reisevorbereitungen erfüllt. Der Diener half ihm getreulich.

Er ließ einen Schulkameraden zu sich kommen, der durch Jugendtorheiten kläglich Schiffbruch erlitten hatte und trotz seiner ausgezeichneten Geschäftstüchtigkeit stets hungerte. Die Vorstrafe des armen Teufels kam überall, durch allerlei Verhängnisse, zum Vorscheine, und mehr als zehnmal hatte er schon mühsam errungene Posten mit Schimpf und Schande verlassen.

Der stand nun vor ihm und knöpfte verlegen an seinem speckigen Jackett und blickte auf seine übergroßen, vertretenen Schuhe. Seine bleichen, unrasierten Wangen waren von Erwartung fleckig gerötet und die Manschetten drohten, aus den viel zu kurzen Ärmeln, über die mageren Hände, auf den Boden zu gleiten.

Der Dichter sah verlegen an ihm vorüber. Dann sprach er unvermittelt:

„Willst du mir einen großen Dienst erweisen?“

„Ich Ihnen, Herr . . .?“

„Laß das, wir sind Schulkameraden! Beleidige mich nicht durch die förmliche Anrede!“

„Aber, wie soll ich — dir — einen — Dienst . . .?“

„Gewiß! Wir müssen frank und frei reden! Ich bin vielfacher Millionär, bin aber ein Idiot in Geschäftssachen, du dagegen ein Genie! Ich habe dich nie aus den Augen verloren, du hast deine Schweinereien — dieses Wort erlasse ich dir heute nicht! — mehr als genug gebüßt. Bisher konnte ich dir nicht helfen. Jetzt brauche ich dich: Es ist Gefälligkeit gegen Gefälligkeit! Wieviel verlangst du monatliches Gehalt, wenn ich dir alle meine materiellen Angelegenheiten zur Verwaltung übergebe?“

Der arme Teufel sah irr um sich.

„Hundert möchten mir schon helfen!“ dann schoß ihm heiße Röte ins Gesicht:

„Du wirst mich hinausschmeißen, ich — möchte — doch hundertfünf! Mein Kind ist nicht ganz gesund! O Gott! Ich muß mir ein paar neue Wäschestücke anschaffen. Könnte ich nicht die ersten Monate hundertsieben —? Nein, ich gehe jetzt fort, bitte sei mir nicht böse, ich begnüge mich mit hundert!"

Der Dichter sah auf und in seinen Augen standen Tränen.

„Kannst du heute schon beginnen?"

„Ja!" antwortete zitternd der arme Teufel.

„Also fürs erste: Hier sind tausend als Beitrag für dringendste Ausgaben. Und du beziehst, vom nächsten Monat angefangen, monatlich ebenfalls tausend. Das ist mein letztes Wort!"

Der arme Teufel stieß einen heiseren Schrei aus, dann sank er in die Kniee und umklammerte die Schenkel des Dichters.

„Wirst du mir treu dienen?" fragte dieser weich. „Schau, ich habe dich einst als Knabe lieb gehabt, du hast mich vor einer Strafe gerettet, ich vergesse so etwas nicht! Und dann, nochmals: Was dir als Wohltat erscheint, ist eine Wohltat für mich! Ich brauche dich dringend. Du bist von heute ein Ehrenmann und mein Vermögensverwalter!"

Da ging eine Wandlung im armen Teufel vor: Stolz stand er vor dem Dichter und seine Augen blitzten kampfesfreudig aus den umschatteten Höhlen hervor:

„In zwei Stunden bin ich hier, um Befehle entgegenzunehmen! Kann ich unterwegs etwas besorgen?"

„Gewiß, ich möchte heute noch ins Seebad fahren! Hier sind nähere Daten!" Damit übergab der Dichter seinem Verwalter einen engbeschriebenen Zettel.

„Übrigens könntest du meine Milliönchen in Sicherheit bringen!“ Und er nahm das Kuvert aus dem Kasten.

Genau zwei Stunden später, rasselte ein Kraftwagen vor der Türe.

Ins Zimmer trat ein tadellos gekleideter Herr mit einem feinen, bleichen Antlitz. Sachlich entnahm er einer saffianledernen Aktentasche allerlei Schriftstücke.

„Die Belege werde ich in unsre Registratur einordnen. Hier diese Blankette wären von dir zu fertigen. Ich habe schon ins Seebad um Zimmer depeschiert. Die Bankfiliale dort hat dir auf telephonischen Anruf ein Konto eröffnet. Hier sind die Fahrkarten. Das Abteil ist im Nachtschnellzug, Abfahrt sechs Uhr pünktlich, reserviert, der Kraftwagen um fünf Uhr gestellt. Dein Diener packt bereits nach meinem Inventar alles Nötige. Schließlich hast du hier einen Reiseplan!“

„Du bist ein Prachtkerl! Alles begreife ich; aber wo hast du denn diesen Plan geschrieben? Hast du vielleicht eine Schreibmaschine in der Rocktasche?“ lachte der Dichter, beglückt über sein gutes Werk, das so sichtbar vor ihm wuchs und blühte.

Da errötete der Verwalter wieder:

„Ich habe mir eine kleine Maschine gekauft, damit du keine Mühe mit dem Lesen hast!“

„Doch nicht, um Gottes willen, aus deinem Gelde?“

„Warum nicht? Bei so reichem Gehalt kann ich mir doch wohl Arbeitszeug anschaffen?“

Der Dichter sann einen Augenblick nach. Dann reichte er dem Freunde die Hand und sagte:

„Weil ich dich schon als Knabe liebte, ersetze ich dir den Betrag für die Maschine nicht! Ich danke

dir nur für deine Aufmerksamkeit und Fürsorge. Wir sind nicht Herr und Knecht, wir sind alte Schulkameraden, die ihr Butterbrot miteinander teilen!“

Da schossen Tränen aus den Augen des Verwalters und er jubelte:

„Jetzt weiß ich, daß ich wieder ein Ehrenmann bin!“

Im weiten Golfe lag das Meer glatt und durchsichtig. Der dunkelblaue Himmel flimmerte von Hitze und das scharfgezackte Gebirge wuchs mächtig aus den Wassern. Die Schraube des Dampfers pochte. Die Bugwelle stieg, höhlte sich und rieselte in krystallenen Melodieen in die Furchen der aufgestörten Glätte. Dampf und Öldunst schwebte, von leichtem Winde getragen, über das Verdeck.

Laut tutete der Dampfer, denn die üppigen Haine am Fuße des Gebirges näherten sich und wurden deutlicher sichtbar. Wie weiße Flecke erschienen noch die verstreuten Villen und Paläste des Seebades. Man wollte die Küste mit Händen greifen und hatte trotzdem das Gefühl unendlicher Ferne.

Der Dichter stand beim Bug. So unsäglich einsam stand er dort und gedachte des Seekönigs, der sehnsüchtig auf schwarzen Wogen bei blutroter Abendsonne dahingesegelt war.

Er zitterte vor den Abenden, ihm graute, wenn er sich das Erwachen vergegenwärtigte. Und vollends bebte er über die Länge unentrinnbarer Tagesreihen.

Sein Weib, sein süßes Weib!

Er starrte in die Wasser und vermied, sich umzublicken: Denn stets glaubte er sie unter dem Gewimmel von Menschen auf sich zukommen zu sehen,

nicht größer als alle anderen und doch so unendlich verschieden von allen.

Er begann trotz der Mittagshitze zu frösteln, und einen kurzen Augenblick wollte er Gott, ob der Schwere der Strafe, anklagen. Dann betete er und weinte bittere Tränen in die bittere Flut hinab: In die Flut, die wohl im Laufe der Zeiten sich aus den Tränen derer gesammelt hat, die elend waren gleich ihm.

Plötzlich sprach eine fremde Stimme hinter ihm:

„Herr der Welt!"

Er fuhr herum und blickte so bleich und wild zwei lachenden Knaben ins Antlitz, daß sie erschreckt davonliefen.

Sicherlich hatten die Knaben etwas anderes gesprochen! Doch sein zerstörtes Sinnen legte in jeden Klang von ihm gewollte Töne.

Seine Sehnsucht zerrieselte wie die Bugwelle und kalte Größe, unausdenkbare Macht beherrschte seinen Leib und seine Seele.

Inzwischen lief der Dampfer gegen Land. Noch eine Biegung um den Kopf der Mole, dann fesselten schon knarrende, scheuernde Taue den keuchenden, zischenden Stahlkörper an unerbittliche Granitpflöcke.

Blankpolierte Segeljachten huschten umher. In Ruderbooten saßen weißschimmernd gekleidete Jünglinge und Mädchen mit bronzenen Gesichtern und Armen. Und eine glänzende Gesellschaft wogte dem Hafen entlang.

Der Dichter blickte die steilen Abhänge empor. Turmhoch lagen da die Villen im wuchernden Grün. Terrasse um Terrasse stieg und kletterte, bis ganz oben, wo ein märchenhaftes Schloß den Ort krönte. — — —

Der Strudel, der unerhörte Pulsschlag des Lebens zog ihn fort und hob ihn und er träumte Tage lang.

Ob er nun in den Fluten schwamm oder in zitternder Mittagsglut in den Golf hinaussegelte; ob er am Abende, bei den durcheinandersummenden Klängen vielfacher Musik, seine Eisgetränke schlürfte; ob er, nach herrlichem Abendmahle, dem Rollen des Goldes auf den grünen Spieltischen zusah; ob er danach, bei Mondenschein, durch den tropischschweren, duftenden, betäubenden Park wandelte und sich auf eine Steinbank am Ufer niederließ, um das Glimmern der Strahlen auf den schwarzen Wassern zu erspähen; ob er, Stunden um Stunden, in wonniger Faulheit, in ziellosem Sein dämmerte: Stets träumte er!

Doch er träumte nicht vorwärts, nicht rückwärts. Denn dort lag Grauen, huschten blutleere Schatten. Er träumte den Augenblick, träumte vom Nichts! Vielleicht hätte er die Jahre vergessen, hätte den Wechsel der Jahreszeiten übersehen, wäre alt und schlapp geworden, ohne zu erwachen.

Er sprach mit niemandem; denn die unsichtbare Hand des Verwalters hielt sein äußeres Leben an nie rastenden Fäden.

Da wanderte er einst, höher und höher, den Berg hinan. Schon sah er das Schloß nahe ober sich. Doch plötzlich versperrten mächtige Gitter seinen Weg. Er ging den Gittern entlang. Auf der einen Seite endeten sie am Rande einer Schlucht, die drohend gegen das Meer hinabklaffte. So kehrte er um. Auf der anderen Seite drückte ihn das Gitter stets tiefer, gegen die Villen zu, hinab, bis er, unverrichteter Dinge, in wohlbekannten, staubig-weißen Straßen stand.

Er erkundigte sich nach den Besitzern des Schlosses: „Amerikanische Millionäre!“ lautete die lakonische Antwort.

Doch er war erwacht: Das Schloß mit den eigensinnigen Gittern behinderte seine Bewegungsfreiheit.

Jeden Tag ging er nun hinauf!

Er hatte schon ausfindig gemacht, daß zur Zeit niemand die Räume bewohnte. Nicht einmal ein Aufseher, ein Gärtner oder dergleichen schien den mächtigen Besitz zu beleben.

So war wieder eine Woche vergangen.

Einmal war er von einer anderen Seite den Berg hinaufgeritten. Doch ober dem Schlosse zog sich das Gitter in solcher Höhe, daß er nur, tief unter sich, das Dach des Gebäudes erblickte. Außerdem gelang es ihm nicht, weiter oben auf dem Berge, einen besseren Ausblick zu gewinnen, da dort ein Küstenfort postiert war, dessen Umkreise sich keine Zivilperson nähern durfte.

In letzter Zeit war ihm einigemale ein zerlumpter Strolch gefolgt, der ihn mit unheildrohenden Augen belauerte; ja, in einer Mondnacht, unten im Parke am Meere, plötzlich vor ihm gestanden und mit höhnischem Gelächter, ebenso plötzlich, wieder in den dichten Gebüschen verschwunden war.

Als er nachhause kam, lag auf seinem Tische ein großer Schlüssel: Ein Schlüssel mit krausem Barte, wie man ihn noch in Museen sieht. Und im Griffe standen, aus Metall gesägt, die Buchstaben „G“ und „I“.

Da entsann er sich, daß er die gleichen Buchstaben, oben im Gitter, an verschiedenen Stellen bemerkt hatte, und eine Ahnung schoß durch sein Hirn, die sein ganzes Denken in Wirbeln mit sich fortriß.

Am Morgen schlenderte er bergan.

Er dachte nicht an Gefahren, nicht an Fallen, die ihm einer gestellt haben könnte.

Dazu war er zu logisch: Hatte ihn doch das Auftauchen des Strolches belehrt, daß man ihm jedes Leid zufügen konnte, wenn man w o l l t e. Man wollte scheinbar n i c h t!

Er steckte den Schlüssel ruhig in die schwere Gittertüre und öffnete sie. Dann schloß er hinter sich, zog den Schlüssel ab und stand im verzauberten Garten des geheimnisvollen Schlosses.

Plötzlich fuhr er erschreckt auf und unterbrach sein verträumtes Schauen: Ein weiches, nasses Ding war über seine herabhängende Hand geglitten. Doch mußte er lächeln, als er sich umwandte. Denn ein prächtiger Doberman blickte ihn mit aufmerksamen Augen an und beschnupperte seine Kleider. Was seine Phantasie schon für eine Cobra gehalten hatte, war die bewegliche Schnauze des Hundes gewesen.

Das Tier bellte freudig und lief einige Sprünge abseits. Dann kehrte es zurück und rieb seinen Körper an den Beinen des Dichters. Einigemale wiederholte es das Spiel. Der Dichter verstand! Er sollte seinem Führer folgen!

Er ging zwischen blühenden, schwer atmenden Duftsträuchen, über Kieswege, in krausen Linien und Serpentinen. Nach längerer Wanderung, gelangten sie an den Rand der Gebüsche: Da stieg vor ihnen ein tiefgrüner Wiesenhang steil auf, hinauf zu einer marmornen Ballustrade, die, halbkreisförmig ausladend, ihre Sockelmauern in den Rasen gründete. Noch höher, weiter zur rechten Seite, stand still und verlassen das Schloß. Zur Linken des Rasenhanges kletterte eine Stiege zur Ballustrade hinan. Dorthin jagte der Hund.

Begierig hastete der Dichter aufwärts. Als er den Fuß auf die oberste Stufe setzte, lag ein großer, runder, kiesbestreuter Platz vor ihm, der, im Rücken in den Hang geschnitten, gegen die Tiefe zu das umschließende Marmorgeländer hatte. Nahe diesem Geländer standen hohe Steinbänke, wohl fünfzig an der Zahl.

Und auf der vordersten Bank saß ein einsamer Mann in dunklen Gewändern, dem Ankömmling den Rücken kehrend.

Der Hund setzte in schwebendem Sprunge über einige der Bänke und legte sich dann zu Füßen des Einsamen.

Der Dichter ging beherzt weiter. Endlich, als er kaum fünf Schritte vom Manne entfernt war, wandte ihm dieser sein Antlitz zu.

Keiner der beiden war überrascht.

„Also Sie sind gekommen, wie ich hoffte!" lächelte müde der Amerikaner und in seinen Zügen lag soviel Sanftmut, daß der Dichter erstaunte.

„Setzen Sie sich zu mir," sprach er leise weiter, „vergessen Sie alle Vergangenheit, ich bin ganz, ganz allein hier im Schlosse! Doch nein: Blicken Sie lieber zuerst hinab auf den Golf!"

Der Dichter trat an die Brüstung: Da lag, viele hundert Meter unter ihm, der Golf, Schiffe torkelten wie Vögel auf der Fläche und emsige, Wasserkäfern gleichende, Dampfer zogen lange, gekrümmte Furchen. Zur Linken schimmerte ferne die Hafenstadt mit ihren Tausenden weißer Häuser.

„Ich habe der Welt den Rücken gekehrt seit damals!" sprach der Amerikaner plötzlich sanft. „Für jeden von uns kommt das Erlebnis, das alles in uns nach der unerwarteten Richtung lenkt. Und jeder

von uns kann lange, lange Zeit irgend eine Sache nicht erfassen. Bis gerade dieser Gegenstand sein eigentliches Lebensziel wird: Es scheint darin eine leise Ironie Gottes zu liegen!"

Der Dichter lehnte an der Brüstung.

„Lästern Sie nicht Gott! Sie wissen, daß ich das nicht hören will!"

„Sie irren, lieber Dichter! Ich wollte damit sagen, daß Gott die Allmacht dort zeigt, wo wir sie am wenigsten erwarten."

„Da müßten Sie gläubig geworden sein, denn das war, wenn ich mich recht erinnere, Ihre schwächste Seite!"

„Das bin ich auch geworden! Ihr schreckliches Erlebnis hat mich dazu gebracht. Oder halten Sie es für völlig ausgeschlossen, daß ein Schüler des großen Institutes zu einem Menschen heiße Sympathie hegen kann? Sosehr, daß dessen Unglück zu seinem eigenen wird?"

Der Dichter schöpfte Verdacht. Wollte ihm der Satan eine Komödie vorspielen? So sagte er barsch heraus:

„Höhnen Sie mich nicht! Im Grunde sind doch nur Sie allein daran schuld, daß mein Leben zerstört ist!"

„Eben dieser, Ihr Glaube an meine Niedertracht stimmt mich so traurig. Ich werde nicht heftig reden! Ich will Ihnen nur Gegenbeweise bringen. Woraus schließen sie meinen bösen Willen? Daraus, daß ich Ihnen alle meine Geheimnisse anvertraute? Daraus, daß ich alles, was ich besitze, worüber ich Macht habe, brüderlich mit Ihnen teilen wollte? Gewiß, ich gebe es heute zu, daß ich damals im Wahne befangen war, ein Leben der Renaissance sei das höchste

Ziel für einen Künstler, sei ein Ziel für alle, wert, es über jegliches Hindernis hinweg, zu erstreben. Seitdem habe ich eingesehen, daß Askese das höhere Ziel ist!

Warum antworten Sie nicht?

Ich will es für Sie tun: Weil ich nun einmal in Ihrer lebhaften Phantasie der intrigante Gegenspieler bin, weil Sie nicht abwarteten und unser Leben im Institute beobachteten, nicht dort erst endgültige Beschlüsse faßten, sondern, in höchsteigener Schlechtigkeit, sofort das Hindernis, Ihr unseliges Weib, aus dem Wege räumen wollten.

Deshalb muß ich schlecht sein?

Sie tun mir großes Unrecht, umsomehr, als ich Ihnen stets nur meine Anhänglichkeit und meinen guten Willen zeigte!"

Der Dichter sah zum Meere hinab. Dann antwortete er befangen:

„Gegen so eingewurzelte Vorstellungen, wie die Ihrer Böswilligkeit, kann man nichts tun. Ich habe eine Art Rassenhaß gegen Sie!"

„Auch davon weiß ich die Ursache: Nicht ich bin der Gegenspieler, sondern ich hatte einen übermächtigen Gegenspieler. Einen, der bisher in Ihr Leben nur Unheil brachte, der Sie geistig knechtet, Sie versucht, wie Satan den Herrn. Wozu hat er Ihnen soviel Geld gegeben? Sicher, um Sie zu verderben!"

„O, Sie spionieren wieder?"

„Nein, nicht im geringsten! Ich kannte Ihre früheren Verhältnisse genau. Da werden Sie mir gestatten, daß mir Ihr Reichtum auffiel. Das ist doch nichts Übernatürliches! Und Ihr Ausruf bestätigt nur eine Vermutung, die ich mir in harmlosester Weise zurechtgelegt

hatte. Warum ist bei mir alles dämonisch, was bei anderen Leuten so häufig vorkommt? Ich bitte Sie, kränken Sie mich nicht unaufhörlich!

Denken Sie doch nur ein wenig objektiv! Jetzt, da Sie zufällig — vielleicht auf Veranlassung meines Erbfeindes — in den Ort gelangt sind, wohin ich mich zurückzog, erfuhr ich, daß Sie sich für meinen Zufluchtsort interessierten. Ich gestehe offen, durch den Spion, der Sie unten im Parke erschreckte, — für diese Dummheit ward er übrigens bestraft — aber, um des Himmels willen, muß ich nicht Spione haben, da man mich so sehr anfeindet?

Also, kaum hatte ich von Ihrer Wißbegierde erfahren, als ich Ihnen schon die Pforte öffnete. Mein Verhältnis zu Ihnen ist, in Wahrheit, tragisch. Reichen Sie mir doch wenigstens die Hand!“

Der Dichter tat es. Da sah ihm der Amerikaner offen und traurig ins Gesicht und schüttelte leise den Kopf:

„Ich wußte, daß Sie ein religiöses Gemüt haben!“ sprach er weiter. „Vielleicht, dachte ich, steht mein Atheismus unserer Freundschaft im Wege? So wandte ich mich der Religion zu und ward bald von den ewigen Wahrheiten so sehr gefangen, daß mein ganzes vorhergeganges Leben als eitel versank. Und, wenn es Sie vielleicht günstiger stimmt: Ihrem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß das hohe Gymnasium einen neuen Gegenstand erhalten hat, nämlich intuitive Theologie!“

„Trotzdem glaube ich, daß Sie mich belügen, daß Sie eine ungeheure Falle aufstellen, um mich ganz zu fangen. Noch haben Sie ja mein tiefstes Geheimnis nicht herausgelockt!“

„Auf diesen, leider nicht unerwarteten Vorwurf kann ich nur antworten: Überzeugen Sie sich! Sehen

Sie alles selbst an, besuchen Sie das große Institut. Sonst können Sie über mein Reich ebensowenig urteilen, wie über das Reich meines Feindes!“

„Was für ein Reich?“ schrie der Dichter entsetzt auf.

„Ich wollte Ihnen nichts entlocken, wollte Sie nicht überrumpeln. Ich wollte nur sagen, daß hinter meinem Feinde ein Reich, zumindest ein Geheimbund steht. Privatleute können nicht so ohne weiteres mit Millionen herumwerfen: Das ist eine ganz einfache Schlußfolgerung!

Nehmen wir also, der Einfachheit halber, ein Reich an, das hinter meinem Feinde steht: Woher kennen Sie es? Haben Sie es gesehen? Hat er Ihnen je angetragen, es zu besuchen? Unmensch! Wissen Sie meinen furchtbarsten Gedanken?“

„Was wollen Sie von mir?“ keuchte der Dichter, den plötzlich eine wahnsinnige Angst packte, eine Angst, die ihn zu Boden bog: Zweifel am Reiche im fernen Süden, am Reiche im Eisland, am Reiche des Glaubens und Naheseins.

„Nichts will ich von Ihnen! Ich muß Ihnen nur einiges mitteilen, das mich schon, Tage lang, marterte: Es ist erwiesen, daß Ihre Frau in Gesellschaft des Fremden war, als sie angeblich starb. Besitzen Sie einen einzigen sicheren Anhaltspunkt dafür, daß sie starb, als die Aussage des Fremden? Wer weiß, welchem Sandsacke, welcher Puppe der triefende Mann nachsprang. Nein, — unterbrechen Sie mich nicht, — lassen Sie mich ausreden! Ihre Frau lebt vielleicht, lebt irgendwo in Gefangenschaft, in den Krallen des grauenhaftesten Verbrechers der Weltgeschichte!“

Mit weitgeöffneten, wilden Augen starrte der Dichter auf den Amerikaner. Seine Wangen waren weiß

wie der Marmor der Ballustrade und Schweiß träufte über seine Stirne herab. Dann schlug er seine Hände vors Antlitz und schluchzte wild auf.

Der Amerikaner war zu ihm getreten:

„Liebling!“ flüsterte er und legte seinen athletischen Arm um den Dichter, „das ganze Institut ist bereit, bereit ohne Gegenleistung, dir dein Weib suchen zu helfen! Traue uns doch endlich!“

„Lassen Sie mich heute gehen, ich komme morgen wieder!“ brachte der Dichter schwach hervor.

„Gewiß, ich begreife Ihre Gemütsbewegung vollkommen!“

Und der Amerikaner geleitete seinen Gast stumm die Treppen und Pfade, bis zum Tore, hinab. — — —

Der Dichter wußte nicht eher etwas von sich und seiner Umgebung, als bis ihm sein Diener beim Auskleiden half.

Eine lange, schlaflose Nacht hindurch, wälzte er sich auf seinem Lager. Und seine Phantasie durchwühlte jede Szene der Antarktischen Mären und zerriß das Geformte in Stücke, wie die Papiermühle Lumpen zerreißt. Und bildete aus den Elementen, aus den Fetzchen, die übrig blieben, eine neue Einheit; das Reich des Glaubens und Naheseins ward zur Brutstätte des ziellosen Hasses. Wie die Nachtgeborenen in triefenden, warmfeuchten Höhlen saßen, wie sie auf Beute lauerten und sich um Erbeutetes gierig rauften, sah er plötzlich. Ihren scheußlichen Lüsten fehlten Weiber! O, da sandten sie ihre Spione in die Welt und die suchten, bis sie die holdesten, süßesten Wesen gefunden hatten!

Das Herz blieb dem Dichter stehen, körperlich stehen.

Mit greller Deutlichkeit erblickte er die gierigen Tatzen, die nach seinem Weibe griffen. Nach ihr,

die ein Kindlein unter dem Herzen trug. Ihre hilflosen, bittenden Augen erweckten wieherndes Gelächter und die Befleckung nahm ihren Lauf.

Dann entsann er sich wieder der Härte, der grausamen Strenge dieser Menschen. Und er merkte in seinen Fieberträumen nicht, wie er sein Werk und seinen neuen Argwohn vermischte: Die Tierlein waren wilde Bestien, die drei Entdecker Helden, — in deren stolzen Adern das Blut der vergewaltigten Königin kreiste, — die es gewagt hatten, dem Räubergesindel entgegenzutreten.

Antarktiker, Antichristen!

Sie würden schon kommen, um ein Reich über alle Lande zu errichten, würden in wimmelnden Scharen aus ihren moderschwangeren Höhlen brechen, in denen die Gebeine der geschändeten Weiber, deren Schoße Kinder entsprungen waren, derer sie also nicht mehr bedurften, jämmerlich bleichten.

Gewiß besaßen sie die Zaubergabe des Gedankenlesens, besaßen die schrecklichen Waffen. Doch wozu verwendeten sie alles? Eingelullt hatte dieser Sendling seine Furcht, da er in ihm den Gedanken eines lichtesten Reiches erzeugte. Hatte ihn im Banne gehalten, bis er seinen Raub sicher vollführen konnte!

Seine Frau war nicht tot!

Er fühlte das mit jedem Herzschlage, fühlte ihr Atmen durch die Nacht zu sich dringen.

Doch da erblickte er, als er seine Augen aufschlug, ein zartes, mattes Licht durch den Raum schweben.

Der Fernzünder!?

Wozu hatte ihm der Räuber dieses Ding anvertraut? Wozu hatte er ihm Geld gegeben? Das Netz von Widersprüchen war dazu angetan, einen Menschen um den Verstand zu bringen! Vielleicht sollte er

das große Verbrechen an der alten Welt verüben, zu dem selbst die Bosheit der Südlandräuber nicht ausreichte?

So wirbelten, verflochten und einander durchkreuzend, wirre Gedanken durch die verwüstete Seele des Dichters und stets grausiger stand das Eisland des Herzens vor ihm! — — —

Am frühen Morgen suchte er abermals die Nähe des Amerikaners.

Wieder führte ihn der Hund, wieder saß der Schüler des großen Institutes sinnend auf der steinernen Bank. Mitleidig sah er auf den Dichter:

„Mein Gott, was ist Ihnen zugestoßen? Habe ich Sie durch meine Enthüllungen derart erschüttert?“ fragte er teilnehmend.

„Was fragen Sie mich? Wähnen Sie, es sei eine Kleinigkeit, sein herrliches Weib in den Händen von — —?“

„Vielleicht ist noch Zeit zur Rettung!“ keuchte der Amerikaner und ein bedrohliches Leuchten entflackerte seinen Augen.

„Glauben Sie an Rettung?“ murmelte verzweifelt der Dichter.

„Wenn Sie wollen, dann — vielleicht! Aber jetzt hören Sie! Ich muß Ihnen etwas erzählen, das ich bisher verschwieg. Es ist innig mit unseren Rettungsplänen im Zusammenhange!“

„Schnell, erzählen Sie, rasch, ich bin an der Grenze . . .!“

„Also, dann ohne Einleitung: Wir beobachteten im großen Institute seit einiger Zeit, daß sich gewisse rätselhafte Einflüsse auf der Erde zeigten, die bis in die versperrten und bewachten Regionen des großen Institutes drangen. Worin sie sich äußerten, ist Nebensache, ist auch zu vielfältig, um es schnell abzutun.

Wir waren zu wenig mystisch, daß wir an astrale Wirkungen geglaubt hätten. Es blieb also nichts übrig, als den Herd der Zaubereien auf unsrem Planeten zu suchen. So sandten wir in die unbekanntesten Gegenden der Erde Forschungsexpeditionen aus, deren Beobachtungsmaterial bis heute unveröffentlicht ist: Nach einigen Jahren mußten wir einsehen, daß weder der Nordpol, noch Tibet, noch das Gebiet des oberen Amazonas, auch nicht Innerafrika oder Zentralaustralien irgendetwas Verdächtiges aufwiesen. Es blieb also nur ein gewisser Sektor der Südpolarzonen.

Ich selbst führte die Expedition! Wir drangen, an Erebus und Terror vorbei, ins Innere vor. Anfangs ging alles herrlich vonstatten.

Kaum waren wir jedoch zu einem bestimmten Breitegrade vorgedrungen, als die Widerwärtigkeiten begannen. An einem Tage ward das Metall unserer Schlitten so weich wie Blei und verbog sich nach allen Richtungen. Dann brannte das Benzin plötzlich lichterloh. Die Kompaßnadeln wirbelten irrsinnig herum. Die optischen Gläser wurden milchweiß; die Hunde toll, und rissen sich los: Kurz, wir mußten umkehren!

Wir versuchten den Vorstoß an anderer Stelle: Das gleiche Spiel in verstärktem Maße! Plötzlich begannen die Lebensmittel zu verderben. Ein sonderbares Flugzeug sauste über unseren Köpfen und warf Drohbriefe, in unsrer Sprache verfaßt, ab.

Wir kehrten zum zweitenmale um. Und stets glaubten wir sofort, geträumt zu haben, denn augenblicklich war alles beim alten, ja noch mehr: Gewisse Dinge, wie die plötzlich erhöhte Festigkeit der Metalle, beförderten uns sogar.

Doch jetzt gab ich die Partie erst recht nicht auf: In langen, schütteren Ketten führte ich meine Mannschaft gegen den unsichtbaren Wall, in meilenweiten Abständen berannten wir die Festung.

Da ging der Teufelsspuk ganz toll los:

Unsere Munition begann zu explodieren!

Wieder war das verfluchte Flugzeug ober uns. Wie ein Scheinwerfer strich irgendetwas, suchend, über die Gegend, vollständig unsichtbare Strahlenkegel tanzten durch meine Reihen, und wo sie trafen, da knatterte und krachte es:

Wir liefen davon! Die grauenhaften Fangarme waren hinter uns her. Wehe dem, der nocheinmal vorrannte!

So glich unser Rückzug der Flucht eines geschlagenen Heeres. Doch nach kurzer Zeit hätten wir wieder an einen bösen Traum geglaubt, wenn nicht das Blut zerfetzter Leiber den Schnee gerötet hätte!"

Eiskalte Schauer waren bei den letzten Worten über den Rücken des Dichters gelaufen. Plötzlich stieß er hervor:

„Der Fernzünder!"

„Mensch, ein offenes Wort kann Ihr Weib retten! Wissen Sie um diese Apparate? Ist Ihnen etwas davon bekannt, daß der Räuber mit dergleichen Waffen im Zusammenhange steht? Schnell, schnell, jede Sekunde ist kostbar!"

Mit hochgerötetem Gesichte und verzerrten Zügen schüttelte der Amerikaner den Dichter an den Schultern.

Doch auch der Dichter war seiner Sinne nicht mehr mächtig. Mochte alles auf Brüche gehen! Er spielte auf eine Karte!

„Kommen Sie mit mir!“ preßte er hervor. Und der Amerikaner zwang sich zur Ruhe, seine Wangen wurden wieder fahl und er folgte dem Dichter. —

Wie im Traume, hinter verschlossenen Türen, zagend und dann wieder trotzig, gab der Dichter den gierigen Augen des Amerikaners das heiligste Geheimnis des Eislandes preis, wie eine Jungfrau, die mit geschlossenen Augen die geilen Blicke des Verführers über den gehüteten Schatz ihrer Glieder gleiten läßt.

Zur Erklärung der Funktion des Kästchens fand er keine Kraft. Und nur, wie aus fernen Räumen, hörte er die Stimme des Amerikaners zu sich dringen, der ihm zum Abschied die Worte zuflüsterte:

„Sie werden mich jetzt einige Tage nicht finden. Ich reise weit fort, um alles zum Siege zu bereiten. Leben Sie wohl!“ —

So kamen stille Tage, in denen der Dichter fast die bevorstehenden Ereignisse vergaß. Er verfiel wieder in den eigentümlichen Zustand, der nur Gegenwart kannte und wartete. Mechanisch verrichtete er seine Spaziergänge, Segelfahrten, Schwimmtouren. Und schlief viel und lange.

Da lockte ihn eines Abends die glatte Fläche des Meeres und er segelte hinaus. Wie ein zartes Perlenhalsband, schimmerte die ferne Hafenstadt, Fischerboote zogen draußen mit grellen Fackeln und ein Blinkfeuer blitzte irgendwo am Himmelssaume, rot und grün in gleichmäßigen Zwischenräumen. Tintenschwarz lag das Meer und plätscherte und gluckste gegen die Planken des Bootes.

Er blickte zurück gegen das Seebad.

„Um — Gottes — willen! Ah!“

Der Dichter schrie gellend auf: Oben, hoch am Hange, weit über den Villen und Straßen, strahlte das Schloß in feenhaftem Lichterglanze. Die hohen Bogenfenster gleißten und bis unter das Dach schien der Palast durchsichtig zu sein.

Er riß selbst das Steuer herum.

„Schnell! Zurück! Rudert, stoßt, macht, was ihr könnt! Schnell, schnell!" keuchte er und die Bootsleute gehorchten erstaunt.

Beim Landen sprang er so hastig ans Ufer, daß er fast ins Wasser gefallen wäre.

Mit dem Schlüssel rannte er aufwärts. Sein Herz versagte: Er brach in die Kniee. Er raffte sich auf: Wieder ein Stück trugen ihn seine Beine. Dann mußte er rasten.

Endlich stand er vor der Pforte: Nichts rührte sich. Er schloß auf und drang in der ihm bekannten Richtung vor. Er riß sich blutig an den Büschen und stolperte und fiel: Es tat nichts. Weiter, nur weiter!

Da trat er aus den Dickichten. Rechts von ihm leuchtete das Schloß. Und die Cypressen warfen drohende, lange Schatten über die weißschimmernden Rasenhänge und die Marmorterrasse flimmerte. Doch über allem lag die Stille der Nacht. Abgebrochene, hallende Klänge von Musiken und Fischergesang wehten ab und zu herauf. Dann knisterte der Kies unter seinen Tritten.

So kam er auf die Terrasse. Er schritt quer hinüber: Wie ging wohl der Weg weiter?

Er zögerte nicht und trat wieder in Haine, und bald stand er unter der breiten Freitreppe des Schlosses. Er stieg die Stufen hinan. Furcht überkam ihn. Wer hatte ihm das Recht gegeben, nächtlings in den Besitz des Amerikaners einzudringen?

Doch kaum hatte er den Gedanken zu Ende gedacht, als sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte. Er brach fast zusammen vor Schrecken.

„Guten Abend!" lachte die tiefe Stimme des Amerikaners. „Wie Sie sehen, bin ich wieder hier! Doch brachte ich diesmal einige Freunde als Gäste mit. Gehen Sie nur getrost durch die mittlere Türe hinein. Ich werde bald folgen!"

Der Amerikaner war wieder verschwunden.

Der Dichter stieg die Treppe vollends hinauf. Dann ging er beherzt auf die mittlere Türe zu, riß sie auf, tat einige Schritte und stand — stand in einem ungeheuren Saale, in einem Saale, den Tausende Lichter durchflammten. Unter der Decke, an den Wänden, zwischen den Fenstern, überall flammten Lichter mit Krystallprismen und geschliffenen Spiegelstücken ringsum. Und schwere Teppiche lagen auf dem Boden. Und wahllos standen auf den Teppichen Fauteuils umher, und — und —

„Ah!" kreischte der Dichter auf:

Hunderte unerbittlicher, mächtiger Augen sahen ihn starr an und fraßen sich in seine Seele. Er wich mit vorgestreckten Armen und abwehrend gespreizten Fingern rücklings. Der Bann löste sich: Die Augen wandten sich ab.

Und so sah er wohl zweihundert Männer in den Fauteuils sitzen, die, im Frack, rauchend, in Gruppen plauderten. Einer stand auf, ein anderer beugte sich gespannt vor, wieder einer lehnte nachdenklich, mit halbgeschlossenen Augen, in den Polstern. Es waren herrliche Antlitze. So verschieden von einander und doch so gleich, was Schärfe und Modellierung betraf.

Einen Augenblick durchzuckte den Dichter die Erinnerung an einen Gedanken, den er als Jüngling

oft gehegt hatte: Der Gedanke einer körperlichen Zusammenkunft sämtlicher Genien aller Zeiten und Länder. Ohne Zweifel, da saßen lauter bedeutende Männer!

„Die zweihundert ersten Schüler des großen Institutes," klimperte es durch sein Hirn.

Ja, das waren sie! Warum hatte er nicht sofort daran gedacht? S i e, in deren zweihundert vergänglichen Hirnen die Wissenschaft und Kunst der Welt in ihrer Gänze ruhte.

Da erstarb plötzlich das Gespräch, und — „Nein! — Nein! — Laßt mich! — Hinweg!"

Wieder richteten sich die grauenhaften Augen auf den Einzelnen. Wieder wich er zitternd zurück, doch da gellte plötzlich erlösendes Lachen hinter ihm. Und eine mächtige Stimme dröhnte:

„Sehen Sie, Dichter, hier sitzen meine treuen Studiengenossen! Keiner fehlt. Tauchen Sie nur getrost in dieses Meer von Kultur: Sie werden sich gewiß gut unterhalten!"

Und eine Hand faßte die seine und führte ihn mitten durch die Gruppen und es wurden Händedrücke gewechselt, man scherzte, und bald stand der Dichter inmitten einer, gar nicht grauenhaften, anregenden, geistreichen Gesellschaft.

Und er gab sich dieser Gesellschaft mit Feuereifer hin.

Denn das Tempo der Unterhaltung war märchenhaft! Keine, noch so versteckte, Andeutung blieb unverstanden. Kaum war eine kleine Sache aufgetaucht, in der man nicht sofort Bescheid wußte, als sie schon ein herbeigerufener Fachmann in knappen Worten erledigte. Und Fachleute waren für a l l e s anwesend: Die Zweihundert stellten zusammen eine Großmacht des Geistes dar!

Auch für die Körper war verschwenderisch gesorgt. Einige Buffets standen an den Wänden und auf kleinen Tischchen glitzerten Karaffen und lagen Haufen Zigaretten.

Erst nach einiger Zeit ward der Dichter seiner blutenden Hände und des zerrissenen Kleides inne. Doch führte ihn der Amerikaner sofort in einen Baderaum, wo er alles Nötige, auch an Gewandung, vorfand, so daß er nach einigen Minuten, der Sorge ledig, wieder in der Gesellschaft erscheinen konnte.

Er glaubte zu bemerken, daß alle etwas erwarteten.

Ab und zu verließ einer der Institutsschüler den Saal und kam wieder, worauf er sofort einige unverständliche Worte in die lauschende Versammlung rief.

Die Wangen röteten sich, das Gespräch begann beängstigend schnell hin und her zu schwirren.

In der allgemeinen Aufregung klangen die verschiedensten Sprachen, vom alten Griechisch bis zum Chinesisch durcheinander. Der Dichter verlor den Faden: Er hörte nur, daß man über Politik debattierte, vom Losschlagen, Siegen, Herrschen sprach.

Plötzlich drehte sich die Wechselrede um die Gegenden am Südpol.

Da erlosch der größte Teil der Lichter.

Eine Tapetentür tat sich auf.

Und herein wurde, in einer Sänfte, von vier riesigen Menschen, die tierische Antlitze und grellrote Haare hatten und deren entblößter Oberkörper von Muskeln zuckte, ein uralter Mann getragen.

Alle erhoben sich von den Sitzen und schleppten ihre Fauteuils gegen die Wände zu.

Mitten im leeren Saale, entstieg der Greis der Sänfte. Die vier Schergen stülpten sie um und sie bildete

ein Podium; hinauf wurde ein kleiner Tisch gehoben, auf dem ein Gegenstand, verdeckt mit einem schwarzen Tuche, lag.

Schon stand der Greis oben und schrie mit mächtiger Stimme:

„Versammelte Schüler des großen Institutes! Ihr saht mich bis zum heutigen Tage nicht! Unsichtbar habe ich, im Auftrage meines Freundes, eure Schritte gelenkt. Ich bin der Testamentsvollstrecker des Mannes, der seine Milliarden in eure Macht umsetzte!"

Ein Rauschen des Erstaunens ging durch den Saal.

„Ich bin der größte Verbrecher des Weltalls! Meine Hände sind voll Blut!" dröhnte es weiter. „Um mein Werk zu vollenden, mußte ich sämtliche Helfer in den Orkus schmeißen: Siebzig tüchtige Bursche faulen in allen Kontinenten und Meeren! Ja, ihr glaubtet, die Herren zu sein und waret doch nur die Säuglinge, die an meinen blutigen Händen leckten. Wer gab euch alle Weisungen? Wer dirigierte alles? Gewiß, ihr durftet nicht fragen! Aber denken hättet ihr können, ihr Säuglinge!"

Da trat der Amerikaner vor und lachte wüst auf: „Wir haben genug gedacht, Vater, doch wir hatten keine Ursache, uns die Köpfe zu zerbrechen, solange alles klappte!"

„Brav, meine Küchlein!" schrie der Greis mit überschlagender Stimme. „Aber jetzt ist nicht alles in Ordnung! Darum kam ich zu euch. Wir sind nicht mehr Herren der Welt! Herr der Welt ist ein anderer! Komm vor zu mir, bleicher Dichter, tritt her, der Augenblick ist kosmische Entscheidung!"

Mechanisch gehorchte der Angerufene und blickte voll Entsetzen auf die runzeligen Züge, auf die dürren

Spinnenhände des mißgestalteten Greises, über dessen Antlitz ein grauenvoll häßliches Lächeln lag.

Da riß der Kobold das schwarze Tuch vom Tische und mit zitternden Knieen glotzte der Dichter auf den — Fernzünder!

„Du bist Herr der Welt, mein Liebling, du, du, du! Sag uns, wie das Ding zu handhaben ist, sag uns das!“

Im Dichter lohte heißer Mut empor:

„Was fällt euch ein? Nichts sage ich! Wozu?“ rief er fest und entschieden.

„Du sollst es wissen! Die Söldner des großen Institutes stehen in Waffen! Wir wollen zuerst Amerika niederringen und von dort die ganze Welt unterjochen. Wir sind, auch ohne dich, mächtiger, als du ahnst! Und von dort aus werden wir ziehen, um dein Weib zu befreien. Verstehst du mich?“

Wieder fühlte der Dichter die gräßlichen Augen. Nur standen dieses Mal noch dazu die vier Schergen knapp vor ihm und streckten langsam die behaarten Affenarme nach ihm aus.

„Du sollst unser Herr sein! König der Welt! Tritt herauf und sprich zu uns!“

Da wallte ein Machtrausch, ein gieriger, nimmersatter Wunsch nach dem Schrankenlosen durch die Seele des Dichters: Er sprang, während der Greis von einem der Athleten herabgehoben wurde, hinauf aufs Piedestal.

Und begann zu reden: In Delirien, sprudelte er wüste Pläne hervor, baute irrsinnige Welten in gleißenden und tönenden Worten. Wie wilde Brandung, donnerte das Beifallsgejauchze der Zuhörer zu ihm herauf. Seine Wangen und Augen flammten, vor seinem Munde stand Schaum!

Und die Laute aller Zungen mischten sich mit seinen dämonischen Reden.

Da, — plötzlich, — während sich alle Hörer, von den Sitzen aufspringend, um ihn drängten, sanken seine gestikulierenden Arme schlaff herab. Bleichen Antlitzes starrte er in eine Ecke des Saales.

Die Hörer folgten seinen Blicken.

Was geschah für ein Wunder? Durch weiße Dämpfe, öffnete sich in der Ecke des Saales der Ausblick in ein niegeschautes Land mit sonderbaren Bäumen und Sträuchern, deren krautige Kronen wallten! Und über den Bäumen stand, alles Licht überstrahlend, ein schneeweißes Ā mit blutigrotem Querbalken, am Himmel.

Einige Schüler des Institutes rannten auf die Vision zu.

„Ein gewöhnliches Bild!“ schrie der Erste, der an die Wand prallte. „Wie kommt das hieher?“

„In die Wand geätzt!“ schrie ein anderer.

„Lange bereitet, durch irgend eine Kraft plötzlich zum Leuchten gebracht!“ ein Dritter.

Doch da widerfuhr dem Dichter ein größeres Wunder:

Er schloß die Augen. Als er sie wieder auftat, — nein, er zerbrach! —

„Großer Gott, hilf mir!“ schrie er heiser und langgezogen.

Denn, wie wenn ein Mensch plötzlich alle Strömungen im Luftmeere, verschieden gefärbt, durcheinanderwallen sähe, so erblickte er die Gedanken seiner Zuhörer!

Die geistigen Kräfte der zweihundert Titanen strömten auf ihn ein, bohrten sich in sein Hirn, wirbelten in ihm. Er sah den Schmutz, die Gier,

sah, wie alle mit verzerrten Fratzen, bluttriefenden Mäulern auf ihn zukrochen. Wie sie mit knochigen Fingern nach seinem Verstande krallten, um ihm das Geheimnis des Eislandes zu entreißen.

Das Bild an der Wand verblich.

Umso greller sah er die widerlichen Masken!

„Gib uns dein Geheimnis!“ brüllte drohend der Greis.

„Nein!“ donnerte der Dichter.

Da sprang einer der Schergen wie ein Tiger gegen das Kästchen und hieb mit seiner Faust hinein, daß es in Stücke zersplitterte.

Im selben Augenblicke schien die Welt aus den Fugen zu krachen. Zu Häupten der Versammlung ertönte schauerliches Poltern, und nach einigen Augenblicken prasselten Steinlawinen auf das Dach des Palastes. Kreischen und Heulen durchtobte den Saal. Tiefes Dunkel umgab alle.

Das Dach stürzte ein. Es begann zu brennen.

Der Dichter ward in wüstem Knäuel kämpfender Menschen, durch die stürzenden Türen, auf die Freitreppe hinausgedrängt: Da sah er, wie in der Hafenstadt und auf dem Meere Feuergarben zur Höhe schossen, hörte, wie rollender Donner, Schlag auf Schlag, herübertönte und wie unten in den Villen und Straßen tolle Menschen brüllten.

Häuser standen in Flammen, Pfiffe und Signale ertönten, Sirenen johlten, Scheinwerfer suchten, flackernd und huschend, über die Gegend, und stets noch hagelten Steine vom Himmel.

Da rannte er, wie ein verwundetes Wild, und schleppte sich keuchend über Wege, durch Dickichte und über Zäune, bis er strauchelte und in eine Schlucht hinabfiel, in der er kurze Zeit betäubt liegen blieb.

Dann arbeitete er sich, kletternd und suchend, torkelnd und kollernd, Hunderte Meter abwärts, bis das Wasser des Meeres seine Füße bespülte.

Er warf sich in die seichte Flut.

Da erwachte er vollends. Und schlich auf wohlbekannten Wegen, durch den Park, in seine Wohnung.

Der Diener blickte ihm entsetzt entgegen:

„Droben, — die Festung, — am Bergeshange — ist in die Luft geflogen!“ brachte er stotternd hervor.

Dann wusch und verband er den blutüberströmten Herrn sorgsam und bettete ihn weich. — — —

Einige Stunden später, rückte Militär in den Badeort ein. Der Dichter bat um persönlichen Schutz und Bewachung und erbot sich, indem er allen Schmerz überwand, sofort Aufklärungen über die Ursache der Katastrophe zu geben.

Stundenlang weilten Offiziere an seinem Lager. Boten und Polizisten kamen und gingen: Es wurde festgestellt, daß nur gewisse Sprengpräparate explodiert waren, andere dagegen, zum Beispiel Gewehrpulver, garnicht gelitten hatten, sofern sie nicht durch die explodierten Massen entzündet worden waren. Anfänglich lächelte man über die Angaben des Dichters.

Doch wurde schließlich eine Streifung im Palaste der Amerikaner unternommen und die wenigen Überlebenden, die, meist schwer verletzt, sich im Parke umhertrieben, sichergestellt.

Es fand sich noch im Laufe des Morgens in den Archiven soviel belastendes Material, daß alle Zweifel an der wahrheitsgemäßen Aussage des Dichters wichen.

Zudem war von der Vertretung Amerikas soeben eine Depesche eingelaufen, daß sämtliche Amerikaner

im Seebade zu verwahren seien, da sie als Mitglieder eines verbrecherischen Geheimbundes, im Begriffe wären, ungeheure Verheerungen anzuzetteln.

Drüben, im großen Institute, sei ein regelrechter Bürgerkrieg entbrannt, die Zerstörung des großen Institutes schon im Gange und für die nächsten Tage zu erwarten. — — —

Über der Seele des Dichters lastete dumpfe Trauer. Sein Weib war zum zweiten Male gestorben! In den wenigen Augenblicken, da ihn, oben im Schlosse, die Gabe des Eislandes überkam, hatte er den ganzen Zusammenhang durchschaut: Die schmachvollen Verschwörer hatten seine heiligsten Gefühle mißbraucht, hatten eine grandiose Massenhypnose in Bewegung gesetzt, um ihm das Geheimnis zu entreißen.

Und das Bild an der Wand?

Das war wohl eine jener unbegreiflich mächtigen Waffen des Eislandes, die mit Hilfe der einheitlichen Kraft in Bewegung gesetzt wurden.

Doch ein Gefühl drückte ihn zu Boden: Nicht infolge der Hypnose, nein, von innen heraus, mit seinem eigenen Gemüte, hatte er nach Macht gelechzt, hatte Herr der Welt sein wollen! Er leugnete vor seinem Gewissen die Sünde nicht. — — —

Lange Zeit noch, mußte er den Behörden Rede und Antwort stehen. Doch verbarg er einen Teil der Wahrheit, indem er einen toten Freund als Erfinder des Fernzünders ausgab und erklärte, daß die Welt durch das Verbrechen um die Früchte jahrelanger, unersetzlicher Arbeit gekommen sei.

Die Fragmente des Kästchens, das grüne Metall, dessen Zusammensetzung kein Chemiker ergründen konnte, zeugten für die Wahrheit und so war man zufrieden.

Der Dichter aber war in den Mittelpunkt des Weltinteresses gerückt.

Er verließ das Seebad und fuhr in die Stadt zurück.

Am Abende saß er allein in seiner Wohnung. Die Ereignisse, die ihn bisher, bewußtseinsverlöschend, getragen hatten, waren verrauscht: Er war seltsam wach, obwohl sein Herz hämmerte und seine Augen brannten.

Da krochen aus allen Ecken wehklagende Erinnerungen. Er stand auf und rannte ins Nebenzimmer, in dem noch die Möbel mit weißen Decken überzogen und die Fenster verklebt waren. Dort stieß er im Dunkeln an ein Tischchen und brachte es zum Umfallen. Eine Glasflasche klirrte brechend. Und während von draußen die Geräusche alltäglichen Lebens klangen, flutete das Parfum seiner toten Geliebten erstickend durch den Raum.

Da warf er sich zu Boden und heulte laut auf. Und krallte seine Hände ins Antlitz, daß verharschte Wunden wieder aufbrachen und Bächlein Blutes über Stirn und Wangen liefen.

Als er endlich etwas gefaßt war, wußte er: Freudlose Tage, endlose Trauertage lagen vor ihm. Zerbrochene Tage, die schon am lachenden Morgen Abendschatten verkündeten. Hatte er sich täuschen lassen durch die Macht? Hatte er gewähnt, Herrschaft sei ein Ding, das einen über die Bedürfnisse des Gemütes hinwegtäuschen könnte? Wie armselig schien ihm jetzt Bildung und Reichtum, Gewalt und Ansehen als Selbstzweck! Umsomehr, als er sich das alles

nicht einmal erworben hatte, vielmehr der Ruhm dem Lande in des lotrechten Riesenkreises Umwallung gehörte!

O, jetzt verstand er die Sehnsucht der verbannten Antarktiker nach dem Reiche des Naheseins!

Und doch bedeutete auch diese Region noch nicht die Erfüllung, war auch nur eine Stufe auf dem Wege zum Reinsten!

Die Sünde des Eislandes trat in sein Bewußtsein: Er erschaute die drei Arten des Guten:

Die Söhne des südlichen Kreuzes waren die Verkünder des unerbittlichen Guten. Des Guten, das unantastbar ist, doch so kalt wie das Eis des Poles. Und dessen Gott der heilige Geist ist.

Er sah das milde Gute und hörte die Stimme von Golgatha: „Herr vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun!“

Und der Vater breitete segnend die Hände über die Welten. Da wurden die Menschen alle zu Kindern. Und in lachenden Auen herrschte das beglückende Gute.

Nur gegen sich selbst darf der Mensch unerbittlich gut sein! Wenn er es gegen andere ist, um sie zu bessern, so sollen im Grunde seiner Seele schon Milde und Beglückungswille bereit liegen.

Und der Dichter entsann sich des Rittersmannes, der, einsam am Meeresstrande, auf dem Scheiterhaufen gelitten, und die Worte tönten durch sein Inneres: „Heilig ist das Leben!“

Das Leben aber ist das Beglückende!

Das Symbol des Lebens der allerzeugende Vater, der sich im Sohne mild verjüngt. Das Urbild der Beziehung zwischen Zeugendem und Erzeugtem der heilige Geist.

An einem waldigen Berghange, stand, von Gärten umgeben, ein seltsames Haus.

In dessen Innerem war mancherlei zu sehen: Da wölbte sich in der Mitte, durch zwei Stockwerke reichend, ein großer, lichter Saal. Links und rechts, im ersten Geschosse, schlossen sich wohnliche Zimmer an den Saal. Im zweiten Stockwerke jedoch, reihte sich eine Stätte des Wissens an die andere: Bibliotheken, Sammlungen, Laboratorien. In Glasschränken funkelten Instrumente, glitzerten Minerale, leuchteten Pflanzen und krabbelten Tiere. Und eine Wendeltreppe führte zu einer Sternwarte.

Einsam schritt ein Mann durch die Räume und betrat ein, rückwärts gelegenes Zimmer, in dem, unter Leitung des Verwalters, Stenographen seinen hastigen Diktaten traumschnell folgten und seine Worte unermüdlich auf klappernden Maschinen übertrugen, wenn er gegangen war.

Am Abende fand er dann die sauberen Hefte auf seinem Schreibtische, wenn er nicht in der Sternwarte saß und stumm den Lauf der Gestirne verfolgte.

Vier mühevolle Jahre währte schon seine Arbeit! Lehrer und Professoren aller Disziplinen standen früh morgens im großen Saale am Katheder, und in der letzten Bank saß einsam der Schüler und lauschte gierig den Worten.

Nie sprach er mit den Menschen.

Selbst, als er in der letzten Zeit den Vorlesetisch betrat und ausgesuchte Schüler um sich versammelte, war es niemandem gelungen, ihm näher zu kommen.

Da lernte er denn vollends, bei bloßem Anblicke, die Gedanken der Menschen sehen.

Mancher der Schüler hatte an der Schwelle umkehren müssen und war nie wieder des Unterrichtes

teilhaftig geworden, seit ihn der Lehrer aus seinem Wirkungskreise verbannte.

So spann sich schon die Sage um das Haus des berühmtesten Mannes der alten Welt.

Einmal hatte ein gütiges junges Weib, deren Fleisch in heißer Schönheit blühte, versucht, den scheinbar Unseligen zu erlösen.

Nachts beim Fernrohre, als sie sich mit dem Dichter allein befand, preßte sie ihre holden Glieder an seinen Leib.

Da bebte es tief durch all seine Seele und er ward wehrlos.

Doch als der Duft ihres Atems sein Antlitz streifte, der fremde Duft, entsann sich sein Herz mit Urgewalt der Einzigen. Und er stieß voll Schauder und Ekel das Weib von sich!

Weinend brach die unselige Frau in die Kniee. Väterlich mitleidig sprach er ihr zu, tröstete sie, und dann sah er auch dieses Menschenwesen nie wieder.

Doch hatte ihn das Ereignis im Innersten erschüttert. Sein ganzes Leben, sein verlorenes Glück, die lachenden Schemen der Renaissance, den Traum der Allmacht, all das lebte er nocheinmal.

So war er eines Tages verschwunden.

Seine Schüler fanden eine Urkunde, in der er sein gesamtes Besitztum, seine Werke, seine Sammlungen ihnen zur treulichen Obsorge hinterließ und den Verwalter zum Verweser und Vollstrecker bestellte. — — —

Inzwischen lasen die Männer und Frauen der alten Welt schon lange nicht mehr die protzigen Bücher des großen Institutes, die, kurze Zeit hindurch, den Markt überschwemmt hatten; sondern waren zur Erkenntnis gelangt, daß wahre Geistesgröße sich nicht mit Gütern dieser Welt erzwingen läßt.

Sie hatten den Worten des Dichters Glauben geschenkt, den Worten dessen, der als Einzelner mächtiger gewesen war als diese Welt von falscher Kultur.

Zwar hatte der Bürgerkrieg gegen das große Institut länger gedauert, als man annahm, doch bald verrauschten die Stürme des Westens mit der Anteilnahme an dessen Geistesprodukten.

Da schritt, ungekannt, der Dichter durch die Gefilde des großen Institutes:

Trümmerhaufen, zersplitterte Wälder, aufgewühltes Erdreich. Und Gräber neben Gräbern.

Die Marmorblöcke des Renaissanceschlosses lagen zwischen wuchernden Beeten.

Und singend und emsig kehrte, unter der goldenen Sonne des wiedergewonnenen Friedens, bepackt und heiter, die Bevölkerung in die lange verschlossenen Heimatgefilde zurück.

Wie ein dunkler Traum, lagen die großen Pläne ringender Welten weit, weit im Nebel der Vergangenheit.

Und im alten Geleise rollte das All und hörte nicht auf, zu beginnen:

Wieder stand die ewige Zukunft vor den erstaunten Kinderaugen der Menschen! — — —

Da wandte sich der Dichter ab, um sein Leben zu vollenden.

Viele Tage fuhr er durchs Land und übers Meer, bis er in einer verlassenen Bucht, an der ein kleines Fischerdörfchen lag, landete.

Vom Dörflein stieg er über Geröll und Steinbrocken aufwärts, zu zackigen Uferfelsen hinan.

Dort ragten verwitterte Reste einer uralten Burg. Und über die herabgefallenen Quadern zog sich Moos,

Gebüsche sproßten blühend in den Zwischenräumen und Gras und Unkraut drängte aus den breiten Ritzen der Steinfliesen hervor.

Da blickte er schaudernd zurück ins Land:

Dort wogten noch, die Wipfel durcheinanderschiebend, endlose Forste, dort hinunter schlängelte sich noch stürzend und rieselnd der Pfad und die Straße, über die einst, mit klapperndem Hufe, die Rosse der drei Entdecker getrabt waren.

Ein überwältigendes Gefühl der Vergänglichkeit überkam den Dichter, als der Abend sank. Sein Schmerz war unendlich. — —

So wallte er Tag für Tag hinauf zur Ruine.

Und vollendete sein letztes Werk.

Und verkündete die heiligen Gebote des Glaubens und Naheseins.

Und lehrte die Welt, das Selbstverständliche zu tun.

Und lehrte sie, aufmerksam zu sein und auf dem Wege zu bleiben, damit sie das Selbstverständliche erkenne.

Und zeigte ihr die Heiligkeit des Wortes und den Mut des Redens.

Und verbot ihr, Unwiderrufliches zu vollbringen, wenn nicht im milden und beglückend Guten.

Da glaubten viele: Denn der Dichter hatte vor ihren Augen Großes gewirkt.

Und seine unnahbare Ferne befestigte sie im Glauben, und in Sehnsucht starrten sie zum Himmel und erwarteten seine Wiederkehr.

Doch er saß auf den Felsen, zwischen blühenden Eriken, bei sinkender Sonne. Sein Herz war still und sein Auge blickte zeitlos und ergeben in das feurige Abendrot. Leise strich ein salziger Wind um sein

Antlitz. Im Fischerdorfe läutete ein helles Glöcklein das „AVE MARIA".

Da berührte eine Hand seine Schulter. Entsetzt fuhr er herum.

Vor ihm stand, hochaufgerichtet, mit leuchtendem Auge, der Antarktiker:

„Ich kam, um mit dir zu warten! Sieh hinaus aufs Meer!"

Der Dichter gehorchte.

Da, — da — wars Traum? Was glitt dort über die Wogen? Was nahte mit unheimlicher Schnelle?

„Das [Totenschiff!" schrie er auf und zeigte mit gebreiteten Armen hinaus auf die abendlich schimmernde, weite Meeresfläche.

„Was soll der fürchterliche Traum?"

„Es ist kein Traum! Unser Leiden ist zu Ende! Mein Wagnis gelang. Herrlicher Bruder, du hast das Eisland erlöst und die Zeit näher gebracht, da wir das Reich Gottes auf Erden aufrichten wollen!"

Und er sank dem Dichter an die Brust und umarmte ihn.

Doch da ging ein Zittern über dessen Leib und nach langer Zeit schluchzte er auf. Und rief klagend:

„Laßt mich bei euch sterben! Niemals kann ich mein holdes Weib vergessen!" — — —

Tollkühn kletternd, erreichten die Zwei den Strand. Ein Boot holte sie und glitt zum grünschillernden Riesenrumpfe hin, der kahl auf den Wellen lag. Schwindelerregend erschien der Bord, als sie am Totenschiffe anlegten.

Sie stiegen die Treppe empor: Das weite Verdeck war leer.

Die Schatten der Dunkelheit begannen sich über die Gegend zu breiten.

Sie wurden vom stummen Bootsmann ins Innere des Schiffes hinabgeführt.

Da traten sie in einen Saal, der plötzlich in weichem Lichte erstrahlte. Duftende Pflanzen, Felle und Teppiche zierten den Raum.

Und vom Hintergrunde kam eine Gestalt geschritten, eine helle, herrliche Gestalt.

Die Kehle des Dichters schnürte sich zusammen, sein Herz pochte bis in die Schläfen und er sank in die Kniee und schloß die Augen.

Da rief eine weiche, weiche Stimme knapp vor ihm seinen Namen, eine Stimme, von der er zu wissen wähnte, daß sie längst nicht mehr durch die Gefilde der Erde tönte.

Entsetzt, verständnislos riß er die Augen auf.

Ah, war es Traum? Weshalb peinigte man ihn so?

Kaum zwei Schritte vor ihm, stand sein totes Weib, nur weit schöner und hoheitsvoller, als sie je im Leben gewesen war. Und doch blaß und verhärmt.

Und hielt an der Hand ein emsiges Knäblein, das so blank und frisch dreinschaute. Und sorglich im Arme zwei Tierlein hielt, ein braunes und ein schwarz-weiß gesprenkeltes.

Da flüsterte die Mutter ein leises Wort. Das Kind ließ die Tiere zu Boden fallen, die sofort muntere Sprünge vollführend, freudige Liedlein pfiffen. Das Kind lachte hell auf. Dann aber stürzte es zum Knieenden vor, schlang seine weichen Ärmchen um dessen Hals, sah ihn treu an und flüsterte:

„Ich bin dein Büblein: Hast du mich lieb?“

Da preßte der Dichter das Kind an sich, helle Tränen stürzten aus seinen Augen, doch konnte er kein Wort hervorbringen.

So wußte er endlich, daß alles Wirklichkeit war! — — —

Leise nahte ihm sein Weib und lehnte sich an seine Schulter. Dann sprach sie:

„Geliebter, ich hätte dich nie verlassen! Man nahm mich fort von deiner Seite, um dich ganz zu läutern und dich würdig seligster Nähe zu machen. Verzeihe mir, denn ich bin schuldlos! Aber es war gut so! Nimm aus meiner Hand das Zeichen der Führerschaft!“

Und sie heftete das herrliche, funkelnde Ā mit dem roten Querbalken an seine bebende Brust.

Er blickte in ihre Augen und sah auf den Grund ihrer Seele und sah nichts als Sehnsucht, Liebe und Treue.

Und plötzlich, während er sein Weib und sein Kind umhalste, kamen sie von allen Seiten, die Männer des heiligen Eislandes, mit den großen, klaren Augen und huldigten ihm. Und er las ihre nahen Gedanken und heißes Glück strömte über alle!

Da durchzitterten mächtige Maschinen die Flanken des Schiffes und es flog gegen Süden, gegen Süden, dorthin, wo die Menschen NAHE SIND, wenn sie einander anblicken und an GOTT GLAUBEN!

Geschrieben 1914/1915.

